Die Kirchenväter

als

nothwendige und zeitgemäße Lectüre

in den Gymnasien

vom

wissenschaftlichen und ästhetischen Standpuncte aus

dargestellt

von

J. Auer,

Priester aus dem Orden der frommen Schulen, Professor der griech. Sprache, und prov. Director am k. k. akademischen Gymnasium in Wien.

Wien, 1853.

Wilhelm Braumüller,

k. k. Hofbuchhändler.

Die

Kirchenväter

als

nothwendige und zeitgemäße Lectüre

in den Gymnasien,

vom

wissenschaftlichen und ästhetischen Standpuncte aus

dargestellt

von

J. Auer,

Priester aus dem Orden der frommen Schulen, Professor der griechischen Sprache und prov. Director am kaiserl. königl. akademischen Gymnasium in Wien.

Wien, 1853.

Wilhelm Braumüller,

k. k. Hofbuchhändler.

Cyprian, ausgezeichnet durch seine Beredsamkeit, wurde, wie Firmian erzählt, darüber getadelt, daß er in seiner Schrift gegen Demetrian sich der Zeugnisse der Propheten und Apostel bediente, von welchen Jener behauptet, daß nichts Wahres an ihnen sei, und nicht vielmehr die Aussprüche der Philosophen und Dichter benützte, deren Ansehen er als Heide nicht widerstehen konnte.

Hieronymus.

Ego Originem propter eruditionem sic interdum legendum arbitror, quomodo Tertullianum, Novatum, Arnobium, Apollinarem et nonnullos ecclesiasticos scriptores, ut bona eorum seligamus, vitemusque contraria, juxta Apostolum dicentem: omnia probate, quod bonum est tenete.

S. Hieronymus.

In allem Uebrigen sind diese Männer friedlich und still; aber Verräther zu werden an Gott, um der Ruhe willen, da sträuben sie sich, geduldig zuzusehen; in einem solchen Falle sind sie sogar heftig, zum Kampf gerüstet und tüchtige Streiter. Das ist die Hitze des frommen Eifers. Da mag es dann wohl geschehen, daß sie ein und das andere Wort zu viel ausstoßen; aber sie werden keines vergessen, was gesagt werden muß.

Gregorius Nazianzenus.
Lobrede auf Athanasius den Großen

Geehrter Leser!

Quid vana curas nomina, non tua?
Contentus esto te potius, neque
Caecos reformida tumultus,
Aut strepitum popularis aurae.

Amara rerum non potes omnium
Vitare flexu: plura tamen potes
Eludere ictu. Perge, agendo
Fortia, displicuisse multis. 1.
Balde, Lyr. III. 3.

Obwohl ein Schulmann aus dem alten System, bin ich doch dem neuen gar sehr zugethan, und habe eine recht herzliche Freude, wenn ich es in seinem Ausbaue, wie es jetzt dasteht, begriffen sehe. Ungeachtet dessen bin ich der Ansicht, daß doch etwas recht Wichtiges für die Gymnasien nicht beachtet wurde, nämlich die Lectüre der Kirchenschriftsteller. Man wird mir daher erlauben, meine Gründe für die Aufnahme dieses Zweiges im Unterrichte hier vorzulegen und mich entschuldigen, wenn ich aus Mißtrauen zu mir selbst auch fremde Autoritäten in großer Menge zu Hilfe rufe. Gewiß wird der Name vieler Gelehrten, die ich aufführe, auf das gebildete Publicum Eindruck machen und Vorurtheile zerstäuben, die bei Vielen bisher recht tief

eingewurzelt waren. Sollte ein und das andere harte Wort verletzen, so bedenke der Leser, daß diese Schrift einzig und allein gegen Vorurtheile und nicht gegen Personen gerichtet ist; daß letztere dabei oft nicht leer ausgehen, ist eine bekannte Thatsache, und nicht immer zu vermeiden, selbst bei dem besten Willen.

Wien, am 1. Jänner 1853.

Der Verfasser.

I. Capitel.

Einleitende Worte.

A man must be born a schoolmaster. He must be more or less than man, says Le Sage, in his Bachelor of Salamanca, to preserve his patience. 2.
The Koran of Sterne.

In Yoricks empfindsamer Reise, aus welcher ich dem unduldsamen Leser ganz besonders das Capitel von der Schnupftabaksdose zur Lectüre empfehle, erzählt uns Sterne, der größte Humorist seiner Zeit, daß er in Paris der Madame de Q.... als ein schöner Geist mißgeschildert worden sei. Madame de Q.... aber war selbst ein schöner Geist. Sie brannte von dem Verlangen, Sterne zu sehen, und reden zu hören. Kaum hatte er sich neben sie hingesetzt, so kümmerte sie sich den Geier drum, ob er Witz hätte oder nicht. Er hatte nämlich Zutritt bei ihr bekommen, um überzeugt zu werden, daß sie welchen hätte. Der Himmel aber, meint er, ist sein Zeuge, daß er ihr gegenüber die Pforte seiner Lippen auch nicht ein einziges Mal öffnete; dessen ungeachtet habe Madame de Q.... Jedem, der ihr aufstieß, betheuert: „Sie hätte in ihrem Leben noch mit keinem Menschen eine so belehrende Unterhaltung, als mit Sterne, gehabt."

Den Kirchenvätern und Kirchenschriftstellern, von denen in neuester Zeit so viel wohl- und mißliebig gesprochen wird, ergeht es eben so, wie unserem Sterne, und wirklich fast schlechter. Man erzählt sich von ihnen, daß sie Männer von strengen Sitten und morosem Ernste wären, wohl übrigens einen Reichthum von

Wissen, Scharfsinn und Witz besäßen; so sprechen noch ihre Freunde; andere aber, minder gut Gesinnte, meinen, es fehle den Männern an feinerer Bildung und Lebensweise und man könne gar nicht begreifen, wie in einer Zeit, wo die Bildung im Zenith ihrer Vollendung stehe, man von so menschenscheuen, düsteren und die Lebenslust trübenden Zeloten auch nur Erwähnung machen könne; die höchste Ehre, die man ihnen erweisen könne, sei, sie in ihrer altväterischen Tracht und Kleidung dort stehen zu lassen, wo sie noch jetzo sind, — in den neblichten Hallen der Klosterbibliotheken. Man läßt die sonst so beredten Männer nirgends und nimmer zu Wort kommen, um sich doch nur ein wenig zu überzeugen, ob denn in der That an ihnen etwas sei, was uns Nutzen bringen könnte; ja das abgeneigte Publicum, besonders das gebildete, ist nicht einmal so human, wie jene französische Dame in Paris, welche, ungeachtet sie Sterne gar nicht zu Wort kommen ließ, eine gar herrliche Lobrede auf seinen Witz hielt. Was ist in einem solchen Falle zu thun? Soll man hoffnungslos die Hände in den Schooß legen und warten, bis günstigere Zeiten kommen für unsere geschmähten, in Koth getretenen Väter? — Nein. — Wir wollen es jetzt schon, selbst unter dem Hagel von Schmähreden auf sie und ihre Freunde, versuchen und wagen, die schüchternen, ängstlichen, lang vergessenen Männer aus ihren Geisterhallen hervorzuholen und sie das wohlthätige, lang entbehrte Licht der Sonne genießen lassen; wir wollen uns Einiges von ihnen zu ihrer Selbstvertheidigung vorsprechen lassen, und auch, wenn es Zeit und Umstände erlauben, ihre Freunde, deren es nicht unbedeutende gibt, in Kürze vernehmen.

Die Wahrheit scheut nie das Licht der Untersuchung und strengsten Prüfung; und es stünde wahrlich schlecht mit der gerechten Sache, wenn ihre Freunde nicht Muth genug hätten, den Feinden kühn vor das Antlitz zu treten, und ihre maßlose Ignoranz aller Welt aufzudecken. Man schmäht die frommen, geistreichen Väter, und hat nicht eine Zeile von ihren Werken gelesen; man fürchtet sich vor der Verfinsterung, welche die Verbreitung ihrer Schriften über uns heraufziehen würde, und weiß nicht, daß eben diese Männer an Geist,

philosophischer Bildung, Urbanität und Gefühl für Schönheit und Natur uns bei weitem den Rang ablaufen. In der That, es wäre wirklich nicht zu wundern, wenn einmal ein Kenner des Werthes dieser großen Männer von gerechtem Zorne entflammt aufspränge und den belletristischen Kleingeistern ins Gesicht sagte, daß sie Alle allzumal nichts verstehen und am besten thun, wenn sie sich ein wenig belehren ließen. Wäre der Gegenstand, den wir besprechen, nicht zu ernst und würdevoll, traun, ein humoristischer Philolog à la Bentley, oder Scioppius könnte sich mit unsern Schöngeistern einen ganz gemüthlichen Spaß dadurch machen, daß er ihnen ohne Namensnennung schöne Partien der Kirchenväter vorlegte und sie um ihr Urtheil fragte; man könnte versichert sein, der Spaß fiele gut aus und ganz bestimmt zur Ehre der Väter, und der Streit, der jetzt so viele würdige Männer im In- und Auslande beschäftigt, fände in dieser Weise sein Ende.

Hat nicht in ähnlicher Art vor einigen Decennien der große Herder den Protestanten einen Streich gespielt? Der vorurtheilslose, unbefangene Herder las mit Lust und Liebe die schönen Gedichte des lyrischen Dichters Balde, der ein Jesuit war. Durchdrungen von dem hohen Werthe des vielseitig gebildeten und hochsinnigen Dichters Balde, entschloß sich der protestantische Gelehrte, seinen eigenen Glaubensgenossen den Genuß dieser Gedichte zu bieten, sie metrisch in unsere Muttersprache zu übersetzen und ohne Namensnennung des ursprünglichen Verfassers unter dem Namen Terpsichore herauszugeben. Es läßt sich erwarten, daß die Protestanten das Bändchen „Terpsichore" als Herders Werk, mit Freuden aufgenommen, gelesen, verschlungen haben, wie wir auch in Göthe's Werken ein äußerst günstiges Urtheil über diese Gedichte lesen können. Wie groß wird aber auch das Staunen der Leser gewesen sein, wenn sie am Ende des Buches in der hier erst angebrachten Vorrede, die auch als eine Apologie der Jesuiten gelten kann, lasen, daß der Mann, der ihnen so schöne und zarte Gesänge auf seiner Leier vorsang, ein Katholik, ein Jesuit war! Hätte uns doch der gelehrte und geschmackvolle Herder eben so mit einer Uebersetzung des polnischen Jesuiten

Sarbievski hintergangen; nach den wenigen Gedichten, die er aus diesem Dichter übersetzte, zu schließen, wäre dieß ein Schatz, den zahllose Goldbändchen sentimentaler Dichtungen aus der neuesten süßlichen Zeit nicht aufwögen.

Wie gesagt, man könnte eben so mit unseren Kirchenvätern vorgehen; man nehme eine oder die andere Partie eines solchen Vaters, z. B. von Justin, Basilius dem Großen, Gregorius Nazianzenus, Gregorius Nyssenus, Chrysostomus, Augustinus, Ambrosius, Clemens Alexandrinus, und lege es dem classisch gebildeten Publicum ohne Anzeige des Verfassers vor, gewiß, die Gelehrten wären entzückt über diesen Fund und würden Commentare liefern zu dem noch nie gesehenen, außerordentlich schönen Werk, und es ginge Alles ganz gut bis zu dem Augenblicke, wo man entdeckte, daß man sie täuschte. Die Gegner der Kirchenväter, so weit ich sie kennen zu lernen Gelegenheit hatte, gehören in eine und dieselbe Kategorie mit den Gegnern der Classiker; es umhüllt sie beide die crasseste Ignoranz, in Betreff dessen, gegen was sie losziehen. Wahrlich, hätten die Gegner der Kirchenväter auch nur die kleinste Partie eines solchen, zum Beispiele, ein Briefchen von Hieronymus, Basilius oder Gregorius gelesen, sie würden nicht so ungestüm, so wild gegen diese hochverdienten Männer der christlichen Vorwelt anstürmen und sich selbst dabei entweder verächtlich oder gar lächerlich machen. Die Philologen, behaupte ich, verstehen nicht einmal ihren eigenen Vortheil, den sie durch die Lectüre der Patres gewännen; denn wer redet den classischen Studien mehr das Wort, als eben diese verachteten Männer, wie ich im Folgenden zu zeigen Gelegenheit nehmen werde? Freilich wohl, wenn man glaubt, diese Männer haben nur Liturgien, Breviarien, ascetische Werke, Gebete und kirchliche Abhandlungen geschrieben, da möchte das Anstemmen gegen die Einführung der Kirchenväterlectüre in den Gymnasien, obwohl nicht gerechtfertiget, doch einigermaßen entschuldigt werden; wenn es sich aber um die Ehre eines Mannes handelt, und sei es auch ein verstorbener, da gebietet Pflicht und Gewissen nicht bloß zu glauben, was man sagt, sondern zu forschen, zu untersuchen,

und Alles ins Auge zu fassen und dann erst sein wohlbegründetes Urtheil abzugeben. Gestehen wir es aber nur offen, alle Abneigung gegen diese Männer hat ihre Wurzel in einem lang genährten Hasse gegen das Christenthum, das Vielen der Neuzeit, so sehr sie sich als innige Bekenner desselben geriren, ein Stein des Anstoßes ist. Oft, recht oft, wenn ich so die Invectiven gegen die Kirchenväter vernahm, fiel mir die Ostracismus-Geschichte des Aristides ein, gegen welchen jener Athener aus keinem andern Grunde stimmte, als weil, wie er höre, dieser Mann, den er nicht einmal kenne, der Gerechte genannt werde.

Lessing hat Ehrenrettungen gelehrter Männer geschrieben; fände sich doch auch ein Lessing, der solche für die Kirchenväter schriebe; er fände reichen Stoff und würde viel Dank einernten. Bis zu dem Zeitpuncte aber, wo ein solcher Mann erscheint, möge der Leser Vorliegendes als einen Versuch hinnehmen, die Kirchenväter in wissenschaftlicher und ästhetischer Beziehung in das schönste Licht zu setzen. Die Schöppen auf den kritisch-philologischen Stühlen mögen Geduld und Nachsicht haben mit einem Manne, der in seiner Paradoxologie so weit geht, sogar Kirchenvätern Geschmack zuzutrauen; er hat aber große Männer auf seiner Seite; das kann ihn retten.

II. Capitel.

Uebersicht der vorzüglichsten Kirchenschriftsteller.

Die Werke des Basilius und des Gregorius von Nazianz hatten schon früh, seitdem ich anfieng, Naturschilderungen zu sammeln, meine Aufmerksamkeit gefesselt.
Alex. v. Humboldt, Kosmos.

Der Kirchenväter Zeitalter beginnt ein halbes Jahrhundert ungefähr nach Christi Geburt. Da war in Rom noch das goldene Zeitalter der Literatur, und die griechische Blüthe noch immer in ihrer Schöne, die nach mehr als zehn Jahrhunderten erst zu verwelken anfing. Griechische Bildung und Geschmack griff auf dem ganzen Erdenkreis um sich, so daß Jedermann, der durch Bildung sich hervorthun wollte, selbst in dem lateinischen Rom, griechische Wissenschaft und Kunst entweder wirklich besitzen oder affectiren mußte. Besonders blühte griechisches Element in Kunst und Wissenschaft zu Athen, Constantinopel, Tarsus, Cäsarea, Samosata, Antiochien und in vielen anderen Städten, wo sich überall auch frühzeitig schon die christliche Religion zu verbreiten anfing und festen Fuß gewann. Athen, so sehr es auch immer der Mittelpunct aller Cultur war, hatte doch das Monopol derselben aufgeben müssen.

Nach dem Tode der Apostel, besonders des Apostels Paulus, welchen der Heide Longinus wegen seiner Beredsamkeit gar hoch schätzte, beginnt die Periode der Kirchenväter; als das Ende derselben nimmt man gewöhnlich das Jahr 604 an, in welchem Gregor der Große starb. Die Kirche dehnt diese Epoche weiter hinaus; wir berücksichtigen hier nur das kirchlich-classische Zeitalter.

Die ersten unter ihnen waren, wie alle großen Gesetzgeber, streng und starr in ihren Sitten; streng und starr in ihrer lakonischen

Schreibart. Solche Männer waren Clemens von Rom, Ignatius der Märtyrer, Polykarp, Dionysius und andere. Sie hielten sich streng an das rein Christliche, was sie von den Aposteln überkamen, und mögen wegen der Härte ihrer Schreibart und wohl auch aus anderen Gründen, die hier vorzulegen zu weit führen würde, nur mit Auswahl oder gar noch nicht der Jugend in die Hände gegeben werden; sie sind aber für den Theologen, welcher überhaupt die Patres ganz besonders kennen soll, von wesentlicher Bedeutung; für den Schulgebrauch können wir sie noch leicht vermissen, da wir in den folgenden Perioden auf Väter stoßen werden, die in ästhetischer Beziehung mit jedem Classiker in die Schranken treten dürfen.

Und warum sollten sie es nicht? Redeten sie nicht dieselbe Sprache, wie die heidnischen Schriftsteller aus demselben Jahrhundert, die wir maßlos bewundern? Verkehrten sie nicht mit ihnen? Hatten sie nicht dieselbe Bildung? Oder wurden sie mit dem Bekenntniß des Christenthums erst irrsinnig und redeten jetzt erst in Barbarismen und Solöcismen? Könnten wir nicht mit Fug und Recht Shylock's Worte auf unsere Väter anwenden: „Hatte ein Kirchenvater nicht Augen? nicht Hände, Gliedmaßen, Organe, Sinne, Neigungen, Leidenschaften? Wurde er nicht genährt mit derselben Nahrung? War er nicht denselben Krankheiten ausgesetzt, wurde er nicht geheilt mit denselben Mitteln, gekühlt und gewärmt von demselben Winter und Sommer, wie ein heidnischer Schriftsteller?"

Besonders traten um die Mitte des zweiten Jahrhundertes in der Christenwelt Männer auf, die mit dem heroischen Eifer für Christenthum, welcher die früheren Kirchenväter begeisterte, eine umfangreiche, wissenschaftliche Bildung verbanden und mit ihren Apologien des Christenthums vor die Kaiser mit einem Freimuthe hintraten, von welchem wir in unseren artigen Zeiten keinen Begriff haben. Wir bewundern die Apologie des Sokrates von Plato als ein Meisterstück; und wissen kaum etwas von den Apologien, die Justin, Athenagoras, Tatian, Tertullian, Irenäus, Theophilus schrieben, die uns doch näher stehen. — Man lese sie nur und überzeuge sich von ihrem hohen Werthe und ihrer Gediegenheit. Freilich darf man nicht den Ge-

schichtschreiber Schlosser über die Kirchenväter zu Rathe ziehen; wie mich dünkt, und wenn ich freie Sprache reden darf, that der Mann bei den Kirchenvätern das Entgegengesetzte von dem, was Virgil in den Werken des Ennius that. — Man lese zum Belege die schönen Schriften des tiefen Denkers Clemens von Alexandrien, seinen Pädagogen, seine Ermahnung an die Heiden, eine Stromata voll gelehrten Wissens!

Von Tertullian werden wir noch im Verlaufe unserer Abhandlung sprechen. Warum sollte man denn also nicht eine Auswahl solcher Schriften, die in stylistischer Kunst den gleichzeitigen heidnischen nicht nachstehen, der Jugend als Lectüre vorlegen? Viele von ihnen schrieben schöner, correcter und anziehender, als manche von den vielgepriesenen Heiden. Warum sollte die Schreibart eines Justin, Clemens, Athenagoras, Tatian und vieler Anderer geringeren ästhetischen Werth haben, als die eines Plutarch, Arrian, Lucian, Longin, Dionys von Halikarnaß, Diodor, Polyän, Pausanias, Strabo, welche alle der Jugend unter den größten Lobpreisungen vorgelegt werden, und die doch in derselben Zeit mit den genannten Vätern lebten? War Justinus bis in sein fünfzigstes Lebensjahr nicht heidnischer Philosoph, wie er uns in dem anziehenden Dialog, Tryphon, selbst erzählt, und zwar Platoniker? Nach dem Maßstabe und der Feuerprobe unserer Kritiker wäre das, was der gelehrte Justin vor seinem fünfzigsten Lebensjahre schrieb, classisch, weil er da noch Heide war; was er später schrieb, wäre ohne classischen Werth und sei allenfalls für den Kirchengeschichtschreiber von beschränktem, mittelmäßigem Werthe. Clemens von Alexandrien war ein tief gelehrter Mann, ehe er zum Christenthum übertrat; hätte er seine Werke als Heide geschrieben, aus denen aber das christliche Element hätte wegbleiben müssen, sofort stünde er im Canon der Classiker. — — Es wäre wirklich an der Zeit, daß ein zweiter Horaz käme, der unseren Schiedsrichtern über classischen Werth einen neuen gerechteren Canon aufstellte. Man muß beinahe in Versuchung kommen, zu glauben, der Sauerteig des Christenthums, der in ihren Schriften sich vorfindet, allein

sei es, der in den Augen der classischen Kunstrichter unsere Väter keine Gerechtigkeit finden lasse.

Würde man zufälliger Weise entdecken, daß Plutarch, der ungefähr in der Zeit der oben genannten Kirchenväter lebte, und dessen Schriften ihrem sittlichen Gehalte nach der christlichen Moral ziemlich nahe kommen, noch am Ende seines Lebens Christ geworden sei, — durch einen Bannfluch der Philologen müßte er aus den Schulen wandern, und um sein classisches Ansehen wäre es vollends geschehen. Justin durchwanderte als Christ, in seinen philosophischen Mantel gehüllt, Asien, Griechenland und Italien, um Christen zu bilden; auch ertheilte er in Rom, wo er sich großentheils aufhielt, Unterricht in der Religion. Oft wunderte ich mich und dachte: Konnte denn nie die schöne Schreibart des christlichen, hochgebildeten Weisen bewirken, daß er vor den Schulmännern Gnade gefunden hätte und zu classischem Ansehen gekommen wäre? Aber nein, auch den in seinen philosophischen Mantel gehüllten Mann ignorirten sie, weil er für das Christenthum ein Thor geworden; seine Verbannung in den Bibliotheken-Hallen dauerte fort bis auf den heutigen Tag.

Hätte Tertullian, als heidnischer Advocat, was er anfänglich war, seine Schriftstellerlaufbahn vollendet, er stünde gewiß in gleichem Range mit Plinius dem Aeltern und Jüngern, mit Tacitus, Sueton, Seneca, Pomponius, Mela und anderen, die in derselben Zeit lebten und nur deshalb hoch stehen, weil sie Heiden waren; fast sollte man denken, daß das Bekenntniß des Christenthums eine Makel sei an der classischen Würde und daß nur ein Heide als solcher schön und geschmackvoll schreiben könne. Nach solchen Vorgängen dürften die Gegner des classischen Bildungselementes im Rechte sein, wenn sie uns vorwerfen, daß wir die Idololatrie der Classiker zu weit treiben. In den älteren Werken der Griechen und Römer herrscht das religiöse Element durchaus vor und man ehrte und schätzte sie eben deßhalb ganz besonders; tief religiös ist Sophokles, fast abergläubisch der Alles auf eine höhere Macht beziehende Herodot; und wie hoch standen nicht diese Männer den Griechen? Was würden sie, die alten Griechen nämlich, von uns

denken, wenn sie sähen, daß wir aus eben dem Grunde die besten christlichen Schriftsteller verweisen und sogar schmähen, aus welchem sie die ihrigen so hoch hielten? Die Werke des Kaisers Julian werden in die Wette von den Philologen bearbeitet, kritisch behandelt, commentirt, gelobt und gepriesen und in schönen Ausgaben dem Publicum um hohe Preise zum Verkaufe ausgeboten, während Männer, quorum e meliori luto finxit praecordia Titan, Männer, die wie ein Demosthenes ihre Zeit weit überflügelten, Männer von classischem Werthe, ein Basilius, Gregor, Chrysostomus im Staube modern.

Auch das dritte und das folgende Jahrhundert brachten Männer hervor, die inner- und außerhalb der Kirche ihrer hohen Bildung wegen in Ehren zu halten sind. Der Kirchenschriftsteller Origenes, ein Schüler des gelehrten Clemens, besaß, abgesehen von dem Standpuncte, von welchem aus ihn die katholische Kirche beurtheilen muß, außer gründlicher christlicher Bildung, einen reichen Schatz profaner Literatur; genügsam in seinem Leben, kannte er keine andere Leidenschaft, als seine und seiner Schüler Wißbegierde zu befriedigen. Der Ruf seiner Gelehrsamkeit verbreitete sich überall, so daß er sogar zur Mutter des Kaisers Severus und früher schon zu einem arabischen Könige gerufen wurde. Er zog sich daher auch den Neid seiner Collegen zu, weil sie, wie Hieronymus ad Paulinum schreibt, den Glanz seiner Rede nicht zu ertragen vermochten. Das Urtheil des Pamphilus, des Vertheidigers unseres Origenes, über die Gegner desselben, erinnert unsern Leser an das, was wir oben über die Gegner der Kirchenväter aussprachen. „Lese man," sagt er, „Solchen (den Gegnern des Origenes) Stellen aus Origenes vor, ohne seinen Namen zu nennen, so würden sie selbe vortrefflich finden; aber gleich nach Entdeckung des Namens vom Verfasser würden sie meinen, Irrthümer zu entdecken." Wie gesagt, mutato nomine, können auch wir diese Stelle recht gut brauchen. Von der Kirche wird dem Origenes der Vorwurf gemacht, daß er zu viel Platonisches in's Christliche aufnahm; eben dieses sollte ihm bei Andern zur Empfehlung dienen; aber nicht einmal der in seinen Werken allzu-

sehr und überwiegend herrschende Platonismus konnte ihn zu einigem Ansehen in den Schulen bringen. Alexander von Humboldt beruft sich mehrmal im Kosmos auf Origenes, so wie auf andere Kirchenväter, die bei Humboldt in großem Ansehen stehen, wie wir weiter unten ausführlicher zeigen werden.

Wie David und Jonathan liebten sich Origenes und Gregorius der Wunderthäter, welcher in seiner Jugend Theodorus hieß. Origenes machte seinen Freund, der anfänglich Heide war, mit allen Systemen der heidnischen Philosophen und am Ende mit den Büchern der Christen bekannt. Gregorius wird selbst von seinen Feinden ein zweiter Moses genannt und ist auch Verfasser einer Lobrede auf Origenes, die von jeher als Meisterstück griechischer Rhetorik anerkannt wurde.

Unter die ausgezeichnetsten lateinischen Kirchenschriftsteller ist unstreitig Lactantius zu zählen. In classischem Latein, in reinem Flusse der Sprache und mit beredter Feder deckte er die Irrthümer der heidnischen Religion auf; er war ein berühmter Lehrer der Rhetorik zu Nicomedia und Erzieher des Crispus, eines Sohnes Constantin des Großen. Man nannte ihn den christlichen Cicero; daher auch Hieronymus ihm folgendes Lob in seinem Briefe ad Paulinum zukommen läßt: „Hätte doch dieser, mit der Beredsamkeit eines Cicero gleichsam fortströmende Schriftsteller eben so leicht unsere Lehrsätze bestätigen können, als er fremde zerstörte." Der gelehrte Pico von Mirandula urtheilt über ihn höchst günstig: „Lactantius stilum Ciceronis effigiavit, vel ut quibusdam placet, supergressus est; mihi videtur rebus et sententiis crebrior, nec numeris injucundior, nec stili aequabilitate et candore posterior. Has quippe virtutes maximis viribus et aemulatus et assequutus est, hunc nec aequalem posteri momorderunt, nemo elumbem et fractum Asiaticum, et redundantem causatus est."

Groß als Redner und Dichter steht der heilige Ambrosius da, frei und offen sein Charakter, der der Sittlichkeit nichts vergeben läßt. Wie tritt er einem fluchbeladenen Theodosius entgegen? Wie eifert er nicht gegen alles Unreine und Gemeine? Männer, welche, wie

die Kirchenväter, von einer großen Idee getragen werden, eignen sich unwillkürlich einen Strom der Beredsamkeit an, der an Kraft und Stärke selbst die größten Muster der goldenen Classicität hinter sich läßt. Hat Demosthenes nicht eine schönere Sprache als viele, die fünfzig, ja hundert Jahre vor ihm lebten? Wo lag denn aber der Grund hievon? In der hohen Idee von der Würde seines Vaterlandes; diese Idee machte Demosthenes groß als Redner und Staatsmann; dasselbe steht fest von Ambrosius, Basilius, Gregorius Nazianzenus und Andern; dem Zeitraume nach stehen sie weit ab von der goldenen Zeit; aber an Innigkeit der Empfindung, Wärme im Vortrage, in der Wahl des Ausdruckes und echter Begeisterung sind sie den ersten Mustern der Classicität gleich zu stellen. „Die älteste Sprache war," nach Grimm über den Ursprung der Sprache, „melodisch, aber weitschweifig und haltlos, die mittlere voll gedrungener poetischer Kraft, die neue Sprache sucht den Abgang an Schönheit durch Harmonie sicher einzubringen, und vermag mit geringeren Mitteln dennoch mehr." Dieses Letztere dürften wir für unsere Väter in Anspruch nehmen, da sie gewiß mit geringen Mitteln das Höchste vermochten.

Doch wir wollen wieder einlenken auf unseren Ambrosius. So streng er selbst in seinen Sitten und gegen Lasterhafte war, so zeigte er sich doch mild gegen Irrlehrer. — Schön und rein ist sein Styl. In größtentheils glücklicher Nachahmung des Philosophen Cicero verfaßte er ein Werk von den Pflichten der Kirchendiener (de officiis ministrorum), in der Absicht, die Vorzüge der christlichen Pflichtenlehre vor jener der Heiden darzuthun. Aeußerst günstig besprechen Rambach und Bähr seine Hymnen; ersterer sagt: „Sie sind für alle folgenden Liederdichter der lateinischen Kirche ein Vorbild geworden und sie verdienten es wegen ihres frommen Tones, wegen ihres edlen, würdevollen Ausdruckes;" letzterer urtheilt in folgender Weise: „Zwölf Hymnen sind als echt anzusehen und gehören unstreitig zu dem Besten, was die christliche Lyrik aufzuweisen hat. Es zeichnen sich dieselben nicht minder durch einfache, natürliche Sprache, die noch ganz das Colorit des Altrömischen

trägt, als durch den Inhalt aus. Dabei herrscht in ihnen eine Tiefe und eine Innigkeit, die es wohl erklärt, wie Ambrosius Muster und Vorbild des Kirchenliedes für die spätere Zeit werden konnte und seine Lieder zum Theile selbst aus der katholischen in die protestantische Kirche übergegangen sind."

Nach Ambrosius verdient ganz besonders der heilige Augustinus genannt zu werden. Dieses geistreichen, vieldenkenden und vielgebildeten Kirchenlehrers Schriften zeigen von einem ungemein großen Scharfsinn, consequenter Logik und erstaunungswürdigem Erfindungsgeiste, verbunden mit Witz und Gelehrsamkeit; er ist strenger Dialectiker; man liest seine Schriften nicht ungerne wegen des lebhaften, blühenden Styles, wenn es gleich Wenigen gegeben sein mag, sich mit ihm in die Höhen und Tiefen des in den Rathschlüssen des Herrn Unerforschlichen zu versteigen. Mit ihm war die schönste Blüthe des classischen Zeitalters der Kirchenväter, wenn gleich nicht abgestorben, doch ihrem Verwelken näher gebracht. In seinem Charakter war er sanft, mild und gut und suchte oft den überstürzenden Eifer des heil. Hieronymus zu dämpfen. Hoch hielt den heiligen Augustin der große und oft verkannte Fenelon, über welchen wir Herders schöne Worte hier wiedergeben: „Ich liebe diesen Mann beinahe vor allen seinen Landsleuten, auch wo ich nicht mit ihm übereinstimme; alle seine Schriften fließen wie Milch und Honig, es war eine große, reine und zarte Seele in ihm." — Aus den vielen Stellen, wo über Augustin von Fenelon gesprochen wird, möge der Leser wenigstens Eine vernehmen aus seinen Lettres sur la religion: „Descartes, qui a osé secouer le joug de toute autorité pour ne suivre que ses idées, ne doit avoir lui-même sur nous aucune autorité. Si j'avais a croire quelque philosophe sur la réputation, je croirais bien plutôt Platon et Aristôte, qui ont été pendant tant de siècles en possession de décider. Je croirais même saint Augustin bien plus que Descartes sur les matières de pure philosophie; car, outre qu'il a beaucoup mieux su les concilier avec la religion, on trouve d'ailleurs dans ce père un bien plus grand effort de génie sur toutes les vérités de méta-

physique, quoiqu'il ne les ait jamais touchées que par occasion et sans ordre. Si un homme éclairé rassemblait dans les livres de saint Augustin toutes les vérités sublimes que ce père y a répandues comme par hasard, cet extrait, fait avec choix, serait très-supérieur aux meditations de Descartes, quoique ces méditations soient le plus grand effort de l'esprit de ce philosophe. 3." — Nicht unbeachtet blieben des heil. Augustinus Schriften von dem großen Alexander von Humboldt in seinem Kosmos. Wir werden öfter noch auf Augustin zurückkommen, besonders da, wo wir Herder über ihn sprechen lassen. Göschel in seinem Werke von der Unsterblichkeit der Seele führt oft die Werke dieses Kirchenlehrers an, besonders de civitate; de spiritu et anima; de immortalitate animae liber unus; und sagt in einer Anmerkung: „Außer dieser Schrift, welche eine ganze Reihe von Beweisen für die Unsterblichkeit enthält, sind von den kleinern Abhandlungen des Augustinus besonders der Dialog de Quantitate animae von Wichtigkeit für die Geschichte der Unsterblichkeit." „Es ist wohl zu merken," sagt er an einer andern Stelle, „daß die ältesten griechischen Kirchenväter Justinus Martyr, Tatianus und Theophilus, in Uebereinstimmung und in Verbindung mit der biblischen Trichotomie von Leib, Seele und Geist, dieselbe Lehre bekannten und dieselben Kategorien anerkannten."

Neben Augustinus verdient aus den lateinischen Kirchenvätern einer besondern Erwähnung der heil. Hieronymus. In seiner Jugend verlegte er sich ganz besonders auf das Studium der alten classischen Literatur; und obwohl er im Verlaufe der Zeit sich ausschließlich dem Studium der heiligen Schrift widmete, so konnte er doch von der classischen Literatur nie ganz ablassen, wie er denn später auch im Kloster zu Bethlehem Cicero's Werke von den Einsiedlern abschreiben ließ, und der dortigen Jugend den Virgilius und die alten Komiker und Lyriker erklärte. — In Constantinopel nahm er Unterricht bei dem gelehrten Gregorius von Nazianz und nannte ihn seinen „Lehrmeister" an mehreren Stellen. Eine Stelle wollen wir herschreiben: „Praeceptor quondam

meus Gregorius, rogatus a me ut exponeret, quid sibi vellet in Luca sabbatum δευτερόπρωτον, eleganter lusit: Docebo te, inquit, super hac re in ecclesia; in qua, mihi omni populo acclamente, cogeris invitus scire, quod nescis." Auch übersetzte er einige Werke des Origenes, für den er in der ersteren Zeit eine große Achtung hegte, so daß er ihn den „zweiten Lehrer der Kirche nach den Aposteln" nannte. Ueberall erregte Hieronymus durch seine Gelehrsamkeit großes Aufsehen. Er war Philosoph, Redner, Sprachlehrer, Dialektiker, Hebräer, Grieche, Lateiner. Als Philolog hatte er nicht unbedeutende Verdienste. Er verfaßte eine Erklärung der hebräischen Namen, worin freilich mitunter gewagte Deutungen vorkommen. Wir besitzen viele höchst interessante Briefe von ihm, treue Zeugen seines Charakters. Sein Styl ist lebhaft, angenehm, feurig und flüchtig. Er hatte den Beinamen des abendländischen Origenes. Bruchstücke aus seinen Briefen kommen weiter unten im 11. Cap. vor.

Bei diesem und vielen anderen Kirchenvätern wird der Leser mit mir Nachsicht haben, wenn er die Bemerkung macht, daß ich nur Gutes und Schönes, obwohl begründet, von ihnen vorbringe. Oft dachte ich mir, geschmäht hat man die Väter genug und es müßte wirklich ein ersprießliches Werk sein, auch einmal den Versuch zu machen, sine ira et studio sie in ihrem wahren Werthe oder wenigstens von der schöneren Seite darzustellen. Hat übrigens der eine und der andere Leser Lust, nicht zufrieden zu sein, den verweisen wir recht gerne auf Schlosser's Weltgeschichte, wo er der Invectiven, gegen Christenthum und Kirchenväter mit auffallender Parteilichkeit ausgesprochen, genug finden wird. Für einen Kenner, der mit den Vätern nur einigermaßen vertraut ist, ist es wahrhaft empörend, die leichtfertigsten Urtheile wie Orakelsprüche hingestellt zu sehen, denen es, bei aller Sucht, die der Geschichtschreiber anwendet, sich mit der Glorie der Unparteilichkeit zu umhüllen, an Begründung, ja an Wahrheit fehlt. Man lese daselbst die Urtheile über Julian und Libanius und halte gegenüber die Schilderungen des Basilius, Gregorius und anderer hochverdienten Männer der Kirche.

Unter den lateinischen Kirchenvätern verdient noch Erwähnung Gregor der Große. Er stiftete eine große Gesangschule für die Kirche. Er suchte besonders die alte Erhabenheit und Einfachheit wieder herzustellen. Aus seiner Gesangsweise bildete sich allmälig der Choral.

„Im Ganzen," sagt Bähr, „zeigen seine Lieder viel Aehnlichkeit mit denen des Ambrosius; Sprache und Ausdrucksweise ist zwar minder rein, aber doch einfach und natürlich zu nennen. Dem Inhalt fehlt es nicht an einem gewissen Schwung und an einer Erhabenheit der Gedanken, die uns ebenso von dem christlichen Gemüthe des Dichters, wie von seinem wahrhaft poetischen Talent überzeugt, und seinen Liedern, in denen überhaupt der Charakter des Kirchenliedes festgehalten ist, eine vorzügliche Stelle in der christlichen Lyrik anweiset."

Da die Anzahl der Kirchenväter und christlichen Schriftsteller bedeutend ist, und wir uns auch nicht anmaßen, sie alle genau zu kennen, um über sie ein Urtheil abzugeben, und man ohnehin durch das bisher Gelesene einen sicheren Gesichtspunct gewonnen hat, um auch über die nicht besprochenen in gehöriger Weise ein Urtheil zu fällen, so wollen wir den Leser nicht weiter ermüden, sondern unseren Abschnitt seinem Ende zuführen, nachdem wir früher über die Koryphäen der griechischen Väter, ja wir möchten mit Recht sagen, aller Väter überhaupt, Einiges von Wichtigkeit gesprochen haben werden.

Obenan steht Basilius der Große. Der edle und fromme Mann war der Sohn angesehener und frommer, christlicher Eltern; er wurde zu Cäsarea, dem alten Mazaca in Kappadozien, um das Jahr 329 geboren, und erhielt seine erste Erziehung von seinem trefflichen Vater, einem ausgezeichneten Lehrer der Beredsamkeit. Seine fernere wissenschaftliche Ausbildung suchte der hochbegabte Jüngling bei den berühmtesten Lehrern seiner Zeit zu Cäsarea, Constantinopel und vorzüglich zu Athen, noch damals der herrlichsten Bildungsstätte, dem tausendjährigen Wohnsitze aller Wissenschaft und Kunst, wie alles Großen und Schönen im Leben. Da fand er unter seinen Mitstudirenden, welche er alle durch lebendigen

Eifer und bewunderungswürdige Fortschritte übertroffen haben soll, den später zur Kaiserwürde erhobenen Prinzen Julian und vorzüglich den trefflichen Gregorius Nazianzenus, welcher fortan sein treuester Lebensgefährte und Theilnehmer an seinem eifrigsten Streben nach Erkenntniß und Frömmigkeit geworden ist, denselben, dem wir auch die warme Lobrede auf den früher gestorbenen Freund verdanken. Ausgerüstet mit allen geistigen Schätzen griechischer Weisheit, die ihm Athen in so reicher Fülle darbot, widmete sich Basilius in seiner Heimat der christlichen Theologie mit solchem Ernste, daß er sich, nach kurzer Verwaltung eines weltlichen Lehramtes, in eine klösterliche Einsamkeit zurückzog und erst nach einem vieljährigen, ganz dem Studium der heiligen Schriften und den strengsten, frommen Uebungen gewidmeten Aufenthalte daselbst, wieder zu einer öffentlichen Wirksamkeit als Lector und, nach einer abermaligen, kurzen Abwesenheit, als Presbyter in seine Vaterstadt zurückkehrte. Viel bewegt war sein Leben bis zu seiner Ernennung zum Bischofe in seiner Vaterstadt und zum Metropoliten des Landes. Seine uneigennützige, fromme Hingebung an seinen schweren Beruf, besonders unter Kaiser Julian, der sein Feind war, sein edles und muthiges Kämpfen für die wahre Lehre, deren größter Hort er war, so wie alle Verfolgungen und andere schwere Prüfungen stehen aufgezeichnet in den Annalen der Kirchengeschichte.

Für den lichten und gebildeten Geist, die ausgezeichnete Gelehrsamkeit und Beredsamkeit dieses seltenen Mannes, der im Jahre 379 sein edles Leben endete, zeigen, außer seinen Schriften, alle seine christlichen Zeitgenossen, die ihn als ihr Vorbild erkennen, wie selbst der größte und beredteste Kunstrichter jener Zeit, Libanius, sein früherer Lehrer; der, obgleich Heide, kein Bedenken trägt, dem heiligen Basilius von Seite der schönen und geschmackvollen Darstellung im Briefstyle den Vorrang einzuräumen. Den Adel seines Charakters, seine lautere Frömmigkeit und Rechtgläubigkeit, bei der mildesten Gesinnung, muß uns schon der einzige Umstand hinreichend verbürgen, daß beide Kirchen,

die römische, wie die griechische, ihn unter ihre größten Heiligen zählen.

Wir geben diesen kurzgefaßten Panegyrikus auf den großen Basilius nicht ohne Absicht fast wortgetreu nach Friedr. Aug. Nüßlin, großherz. badischem geh. Hofrath, auch Director und Professor des Lyceums zu Mannheim. Nüßlin hatte nämlich den glücklichen Einfall, um die Gegner der classischen Literatur siegreich aus dem Felde zu schlagen, die Rede des heiligen Basilius des Großen an christliche Jünglinge über den rechten Gebrauch der heidnischen Schriftsteller zu übersetzen und zu erläutern. Gegen ungerechte und blinde Angriffe mußte der heilige Basilius das köstlichste Kleinod menschlicher Bildung, nächst unseren heiligen Schriften, mit welchen sie ihre einzige Gefahr, die des Mißbrauches, gemein haben, zu vertheidigen und zu schirmen suchen. Und wer war berechtigter zu diesem edlen Unternehmen, als der Mann, der durch seine hohe classische Bildung, seine ungeheuchelte Frömmigkeit und Gottesfurcht, so wie durch seine strenge, orthodoxe Gläubigkeit die Leuchte und Richtschnur seiner und späterer Zeiten geworden ist? Wo ließe sich zu allen Zeiten eine Autorität für diese Sachen finden, welche der seinigen vergleichbar wäre? Gewiß, neben einem solchen Manne müssen alle Mäkler an den classischen Studien verstummen. Bei einem Manne von so großem Werthe und solcher Größe und Vielseitigkeit, wie Basilius war, mag es wohl am Platze sein, nicht so bald abzubrechen, sondern ihn von mehreren Seiten zu beleuchten und zu bewundern. Wir folgen hier besonders der Lobrede auf ihn von Gregorius Nazianzenus: „Wir hatten keine Verbindung," schreibt dieser, „mit den Studenten, welche sich unverschämt oder als Religionsverächter zeigten. — Wir hatten uns überzeugt, daß es ein Selbstbetrug sei, sich unter die Sünder zu mischen, auch mit der Absicht an ihrer Bekehrung zu arbeiten, und daß wir immer befürchten müßten, sie möchten uns ihr Gift beibringen. Wir kannten nur zwei Straßen der Stadt (Athen), eine zur Kirche und zu den Dienern des Altars,

welche die göttlichen Geheimnisse feierten; die andere, die wir jedoch nicht wie jene achteten, zu den öffentlichen Schulen und zu den Lehrern der Wissenschaften. Den Andern überließen wir die Straßen, durch die man in das Theater, zu den Schauspielen und an die Orte unheiliger Lustbarkeiten ging. Unsere Heiligung war unsere große Angelegenheit; unser einziger Zweck ging dahin, Christen genannt zu werden und es wirklich zu sein. In dieses setzten wir unsern ganzen Ruhm."

Der heil. Basilius und Gregor von Nazianz erwarben sich in Athen eine große Gewandtheit in den verschiedenen Zweigen der schönen Wissenschaften; sie sahen ein, daß, obgleich die göttlichen Wahrheiten nicht mit gelehrten Worten menschlicher Weisheit gepredigt werden sollen, die Verkünder des Evangeliums doch große Vortheile aus der Beredsamkeit ziehen können. Die beiden Freunde verlegten sich daher sehr ernsthaft auf das Studium der Beredsamkeit und gaben sich nach dem Beispiele eines Thukydides und Demosthenes unglaubliche Mühe, ihre Schreibart nach den besten Mustern zu bilden. Sie hüteten sich vor jener Wuth, eine große Anzahl von Büchern zu lesen; auch bildeten sie sich einen durchdachten Studienplan, bevor sie ihre Lesefrüchte vervielfältigten; sie wählten nur die besten Schriftsteller, lasen sie mit Aufmerksamkeit zu wiederholten Malen, um ihre ganze Tiefe zu erforschen, das Gelesene zu verdauen und in das Wesen ihres Geistes zu verwandeln. Oft kamen sie wieder auf die schönsten Stellen zurück, die sie miteinander verglichen; dann versuchten sie dieselben nachzuahmen und ließen nicht eher ab, als bis sie wenigstens der Vollkommenheit ihrer Muster, sowohl in Betreff der Schreibart als der Gedanken, sich genähert hatten. Sie nahmen ihre eigenen Arbeiten oft zur Hand, um das Mangelhafte an ihren ersten Gedanken zu verbessern; sie nahmen sich Zeit, um ihre Schreibart auszufeilen, mit Einem Worte, sie gaben jedem Theile der Rede die möglichste Kraft und Schönheit, um ein in jeder Hinsicht vollkommenes Ganzes zu bilden. Sie stehen wenigstens gleich den beiden Fürsten der Beredsamkeit, Demosthenes und Cicero. Doch zeigt Gregor von Nazianz

mehr Scharfsinn, als Cicero, in der Wahl und Anwendung des rednerischen Schmuckes. Diejenigen, welche die Schönheit und die Blumen der Rede lieben, halten diesen Vater für den beredtesten aller Redner; jene aber, welche sich nur an die Sache halten, geben dem heiligen Basilius den Vorzug; seine Ausdrücke sind einfach, aber kraftvoll, und haben jene unnachahmlichen Schönheiten, welche allen Werken der Natur aufgeprägt sind. Seine Schreibart ist klar, rein, sanft und zierlich. Die Kunst und das Studium fallen an keiner Stelle seiner Schriften auf. Er redet überall, sagt ein geschickter Kunstrichter, die Sprache, welche die Natur selbst sprechen würde, wenn sie sich ohne die äußern Zeichen des Wortes auszudrücken vermöchte. Man kann sehr gut auf den heil. Basilius das anwenden, was Quintilian von Cicero sagt, daß nämlich in ihm die Natur ihre ganze Macht dargelegt und alle ihre Reichthümer zur Schau ausgestellt habe. Du Pin urtheilt über Basilius in folgender höchst ehrenvoller Weise: „Dictio ejus pura et significans est. Illius locutiones sunt sublimes atque magnificae; stilus elegans, nitidus et ad persuadendum accommodatus; oratio semper naturalis, cum lenitate fluens et omni carens affectatione. Jucunde persuadet, res nitide exponit, ita dextere eas in luce collocat, ut habere possit tamquam exemplar, quod, judicante Photio, a Demosthene et peritissimis totius Antiquitatis Oratoribus non multum distat. Imo, si Erasmo credimus, Basilius antiquos Oratores graecos antecellit, et ipsorum vitiis caret.“ Es mag uns gestattet sein, auch ein anderes Urtheil über die Beredsamkeit der Kirchenväter überhaupt, besonders der griechischen, einzuschalten; Daniel Gr. Morhof ist es, dessen Urtheil Glauben verdient. „Veram eloquentiam ostendunt veteres graeci et latini Ecclesiarum doctores, quibus si periret artificium oratorium, omnis scriptionis gratia periret. Hos duces in hoc genere habemus praecipuos; quorum exemplo si quis suam orationem instituere potest, is revera boni oratoris titulum merebitur.“ „Patres vero graeci,“ fügt ein anderer Gelehrter hinzu, „in dicendo

plus valebant, quam latini." Viel hält auch Tib. Hemsterhuis, einer der größten Philologen und ein Freund Bentley's, ad Lucianum I. 389. auf den heil. Basilius.

Basilius, Chrysostomus, Gregorius von Nazianz, Ambrosius und Augustinus sind die Muster der kirchlichen Beredsamkeit; ihre Sprache hat etwas Imposantes, Kraftvolles und gleichsam Königliches, dessen Autorität uns unterjocht. Doch nicht nur in der Beredsamkeit waren sie groß, auch in anderen Wissenschaften waren viele aus ihnen tüchtig bewandert.

Basilius zeichnete sich in der Philosophie, in der Poesie, so wie in andern Zweigen der schönen Wissenschaften aus. Besonders hervorzuheben ist sein Buch von der Schöpfung, Hexaemeron, betitelt; in diesem Werke zeigt er, daß er richtigere Begriffe und ausgedehntere Kenntnisse hatte, als der gewiß große Aristoteles. In der Dialektik war er Meister; denn seine Schlüsse waren nach Gregor von Nazianz so bündig und gedrängt, daß es jedem mehr Mühe machte, sich ihnen zu entwinden, als aus einem Labyrinthe einen Ausweg zu suchen. Er hatte sich auch Kenntnisse in der Geometrie, Arzneikunde und anderen ähnlichen Wissenschaften erworben.

Ueberhaupt sehen wir, daß die Kirchenväter der damaligen Zeit neben der christlichen Lehre die tiefste und feinste classische Bildung sich angeeignet hatten; sie standen höher, als alle gebildeten Heiden, eben durch die hohe Idee des Christenthums, für welches sie lebten und starben. Die profane Wissenschaft diente ihnen als Waffe gegen alle Angriffe; und sie verstanden es auch meisterhaft, mit dieser Waffe umzugehen; die Furcht des abtrünnigen Julian vor der Wissenschaft der Kirchenväter ist ja eben ein Beweis, wie hoch diese Männer standen, deren wissenschaftliches Streben er auf jede, selbst heimtückische Weise zu hindern suchte. Leider, daß der Clerus unserer Zeit den Zeitgeist nicht zu kennen scheint, und durch seine Scheu vor profaner Literatur dem Christenthume und sich und der Menschheit mehr schadet, als nützt. Als Mittel, um große, ja die edelsten Zwecke zu erreichen, ist keine Wissenschaft vom Priester zu verschmähen. Offene und verkappte Ju-

liane (freilich sind sie geistig und bürgerlich ziemlich klein,) — zählt unsere Zeit genug; aber es fehlt uns ein Basilius, ein Gregorius, ein Chrysostomus! — Wie muthig der sonst milde Basilius gegen Julian auftrat, davon geben seine Briefe, besonders der 207., den wir weiter unter aufnehmen, das beste Zeugniß. Aus seiner Unterredung mit dem Präfecten Modestus heben wir nur wenige Worte heraus, wie sie der heil. Gregor von Nissa uns überliefert hat.

Modestus. Mit solcher Kühnheit hat noch Niemand zu Modestus gesprochen.

Basilius. Dieses ist vielleicht das erste Mal, daß du an einen Bischof gerathen bist. In den gewöhnlichen Verhältnissen sind wir Bischöfe die sanftesten und unterwürfigsten aller Menschen; bei dem gemeinsten Manne sind wir ohne Trotz, um wie viel mehr daher bei denjenigen, welche mit einer solchen Macht bekleidet sind! Allein, wenn es sich um die Religion handelt, haben wir nichts als Gott im Auge, und verachten alles Uebrige. Feuer, Schwert, wilde Thiere, eiserne Krallen sind dann unsere Wonne. Wende alle deine Drohungen und Foltern an, nichts wird im Stande sein uns zu erschüttern.

Modestus. Ich gebe dir bis morgen zur Wahl Bedenkzeit.

Basilius. Dieser Aufschub ist unnöthig, ich werde morgen derselbe sein, wie heute. — So wie er im Leben groß war, so ist auch sein Sterben merkwürdig. Mit der Auflösung des Körpers, sagt Göschel, wird die Seele wieder frei; nun regt sie sich wieder, die Schwingen wieder zu heben und zu regen. Darum sehen wir die Seele oft am kräftigsten walten, wenn der Leib stirbt; oft lassen uns die letzten Momente des Sterbens den Geist noch einmal in aller seiner Oberherrlichkeit und Selbstständigkeit erblicken. Zwei hellleuchtende Beispiele dieser Art hat uns Schubert in der Christoterpe für das Jahr 1834 mitgetheilt; sie sind aus uralter Zeit erfahrungsmäßig entlehnt, sie betreffen den Kaiser von Marocco, Mulei Maluk, und den Bischof von Cäsarea, Basilius den Großen; beider Männer letzte Lebensstunden waren die höchsten Lichtpuncte ihres

ganzen thätigen Lebens, in welchem sich die Macht des Geistes am glänzendsten und unabhängigsten entfaltete. Hier können wir sichtlich sehen, was sonst unsichtbar in der Todesstunde geschieht.

Von den Werken des heiligen Mannes wollen wir nur einige herausheben, welche schon im Alterthum als ganz besonders ausgezeichnet galten.

Das Hexaemeron, oder Erklärung des Werkes der sechs Tage, in neun Homilien. Diese Schrift gilt als sein gelehrtestes Werk, wird von Alten und Neuen geschätzt und ist in unvergleichlicher Zierlichkeit verfaßt. Humboldt ist voll des Lobes darüber.

Vierundzwanzig Homilien. Die schönsten darunter sind die über den Wucher, den Fraß und die Trunkenheit.

Briefe, 336 an der Zahl. Photius stellt sie allen, welche im Briefschreiben sich ausbilden wollen, als Muster auf. Wir werden später diesen Punct noch einmal berühren. Herausgehobene Bruchstücke von den so eben genannten Werken wird der Leser im 11. Capitel treffen.

Außer diesen Schriften schrieb er noch viele andere, die besonders für den Theologen von großem Interesse sind. Daß Basilius so gelehrt war, darf uns nicht Wunder nehmen, denn Chrysostomus erzählt uns in seinem Werke de Sacerdotio, daß unser Vater fast wie angenagelt bei seinen Büchern saß, und fast nie ausging. — Andere aber behaupten, es sei dieß Basilius der Jüngere.

Erasmus nennt in seiner schönen Vorrede zu den Werken des Basilius diesen Vater den vollendetsten Redner, der jemals aufgetreten sei, mit dem Beisatze, daß seine Schreibart allen zum Muster dienen solle, welche die wahre Beredsamkeit zu erlangen wünschen. Sein Urtheil ist auch durch das Urtheil neuerer Kritiker bestätigt worden. Rollin sagt, daß man den heil. Basilius wenigstens in die erste Classe der Redner setzen, und ihn als einen der geschicktesten Lehrer der Beredsamkeit ansehen müsse.

Auch des Photius Urtheil wollen wir vorlegen, eines Mannes, der in diesem Fache Kenntnisse besitzt: „Wer immer ein vollkommener Panegyriker oder Redner werden will, bedarf weder eines

Plato noch eines Demosthenes, wenn er den Basilius zum Muster nimmt. Es gibt keinen Schriftsteller, dessen Sprache reiner, schöner und prachtvoller wäre, oder der im Denken eine größere Stärke und Bündigkeit bewiese. Er vereinigt Alles, was zum Ueberzeugen erforderlich ist; mit der Sanftheit verbindet er Klarheit und Kürze. Seine Schreibart, welche immer natürlich ist, fließt mit der Leichtigkeit eines seiner Quelle entsprudelnden Baches." In eigens dazu bestimmten Capiteln werden wir auf die Achtung zurückkommen, welche Humboldt und Joh. Müller vor dem großen Kirchenvater hegten.

Bei Basilius nahmen wir oben schon Gelegenheit, einiges von Gregorius Nazianzenus zu erwähnen. Er war ein fein gebildeter Mann, wie Basilius; hatte viel Witz, Urbanität, Gewandtheit im Ausdrucke und durchaus classische Bildung; dabei eine Stärke des Charakters und einen edlen Sinn, der unsere höchste Bewunderung erregt. Durch seine Vorträge erregte er allgemeines Aufsehen, so daß selbst Ketzer und Heiden denselben beiwohnten. Er wurde Erzbischof zu Constantinopel, weil ihn Kaiser Theodosius ungemein ehrte, trat aber später bei ausgebrochenen Stürmen von selbst ab, zog sich in seinen Geburtsort Arianzus zurück und brachte da die übrigen Tage seines Lebens in ländlicher Ruhe zu. Er starb im Jahre 390.

Ausgezeichnet sind seine Schriften, sowohl was die Gedanken betrifft, als auch den Geschmack, mit dem sie verfaßt sind. Seine Briefe, 232 an Zahl, dürfen denen des heiligen Basilius mit Recht an die Seite gesetzt werden. Besonders interessant ist der Briefwechsel beider Kirchenväter und Freunde; Humboldt ist voll des Lobes über ihn. Wir haben auch über 300 Gedichte von ihm verschiedenen Inhaltes, die er in der Absicht schrieb, um der christlichen Jugend einen Ersatz für die entzogenen schlüpfrigen heidnischen Gedichte zu geben. Wir werden weiter unten Johannes Müller und Humboldt über diesen Kirchenvater reden hören. Große Männer aus der älteren Zeit sprechen mit der größten Verehrung von unserem Gregorius. Hieronymus, von dem wir schon oben einiges an-

führten, gedenkt seiner in folgenden Worten: „Gregorius primum Sasimorum deinde Nazianzenus Episcopus, vir eloquentissimus, praeceptor meus, a quo Scripturas explanante didici. Sequuutus est Polemonem dicendi charactere."

Auch Rufinus, der Freund des heil. Hieronymus und der Melania, äußert sich höchst günstig über ihn: „Gregorius vir per omnia incomparabilis, qui verbo et operibus clarus, splendidissimum lumen scientiae Christi Ecclesiis praebuit. Hujus neque vita aliquid probabilius et sanctius, neque eloquentia clarius et illustrius.

Auch Suidas ergießt einen Strom von Lobeserhebungen über Gregor; da dieses Lob aber in dem von uns Gegebenen schon großentheils vorweg genommen, so wollen wir nicht ferner mit der Anführung der langen Stelle belästigen. Mit desto größerer Freude aber legen wir den Philologen, die unsere obigen Testimonia, als von vorurtheilsvollen Freunden des Christenthums ausgehend, nichts werden gelten lassen, ein pfundschweres Elogium der größten Kirchenväter von einem Manne vor, der in seiner Zeit der größte Philolog und Humanist war; es ist Erasmus. Freilich läßt man in der kritisch-classischen Welt neuester Zeit auch diese Männer wegen ihrer christlichen Vorurtheile und wegen ihres Mangels an sublimirtestem Purismus, der zur Erklärung der Classiker nothwendig sei, nicht mehr viel gelten; vielleicht aber dankt uns doch der eine und der andere Philolog für die Erinnerung an die ältern Schulmänner, und dieser Dank wird uns den von den übrigen uns zugeworfenen finstern Blick mit Resignation verschmerzen lassen. „In Gregorio Nazianzeno pietas propemodum ex aequo certat cum facundia; sed amat significantes argutias; quas eo difficilius est Latine reddere, quod pleraeque sunt in verbis sitae. Tota vero phrasis nonnihil accedit ad structuram Isocraticam. Adde, quod de rebus divinis, quae vix ullis verbis humanis explicari possunt, libenter et frequenter philosophatur. Frater hujus Basilius suavi quodam et inaffectato dictionis fluxu et pietatem et eruditionem,

et acumen sicubi res postulat, et perspicuitatem et jucunditatem et si quam aliam virtutem in oratore Christiano quisquam desiderare possit, complectitur. Joannes Chrysostomus Basilii quemadmodum in literis, sic etiam in professione sincerioris vitae socius, atque, ut ita loquar, Achates, quicquid fere scripsit, ad popularem captum accommodavit, eoque fusior est ac simplicior; et in locis communibus spatiari maluit, quam in difficillimis versari quaestionibus. Hos triumviros una tulit aetas apud Graecos, pietate pares nec dispares eruditione sed dictionis charactere dissimiles. Quod si cum nostris conferre velis, Chrysostomus non dissimilis est Augustino; Gregorius Ambrosio, qui, si graece scripsisset, plurimum negotii fuisset exhibiturus interpreti. Quem Basilio conferam, nondum invenio, nisi quis scripturarum cognitionem, quam habuit Hieronymus, cum Lactantii felici facilitate copulet. Me certe a vertendo Gregorio semper deterruit dictionis argutia et rerum sublimitas et allusiones subobscurae. Eam provinciam eximio quodam pietatis ardore sibi sumpsit Bilibaldus noster, cui et immortuus est."

Der Leser möge obige Stelle, auf die wir ein großes Gewicht legen, im Zusammenhange und öfter lesen und sich nicht vielleicht beirren lassen von den Einwendungen der größten Philologen unserer Zeit. Erasmus verdient es immer noch, daß wir ihm in Sachen des Geschmackes Zutrauen schenken; gerade ist ja er der Mann, dem wir Vorurtheile in Betreff der Väter am wenigsten zumuthen dürfen.

Daß die Kirchenväter Geschmack hatten, erkennen selbst Männer, die sich nur zum Behufe der Kirchengeschichte und Dogmatik und in rein religiöser Beziehung mit ihnen beschäftigten. So äußert sich Danz in seiner Patristik: „In excolendo linguae studio quidam Patrum admodum diligentes fuere; E. g. Chrysostomus, Basilius Magnus, Gregorius Nyssenus, Gregorius Nazianzenus, Minucius Felix, Lactantius, Ambrosius."

Da wir weiter unten Vieles über den heiligen Chrysostomus zu sprechen und zu citiren haben werden, so wollen wir ihn

hier mit einer näheren Besprechung übergehen und nur Einiges über Gregor von Nyssa mittheilen. Er war des heiligen Basilius jüngster Bruder und der vertraute Freund des Gregorius von Nazianz. In seinen früheren Jahren Lehrer der Beredsamkeit, wurde er später Bischof. Sein Styl ist angenehm, leicht und gefällig; in allen seinen Schriften beweiset er sich als tief denkenden Philosophen. Besondern Werth hat sein wissenschaftlich geordneter und philosophisch behandelter großer Religionsunterricht, so wie sein Gespräch über die Seele und die Auferstehung.

Die übrigen Kirchenväter, deren Namen außer diesen noch Erwähnung verdient hätten, wird der Leser in den folgenden Capiteln an passender Stelle besprochen finden. Auch kann nicht in das nähere Detail aller Väter eingegangen werden, da der Stoff zu umfangreich ist, und unsere Aufgabe dahin zielt, zu zeigen, in wie hohen Ehren auch bei Gelehrten, die keine Theologen waren, die großen Kirchenväter standen.

III. Capitel.

Ueber die Achtung, welche der Sophist Libanius gegen den heiligen Basilius hegte.

Ich las auch mit äußerstem Vergnügen die Briefe des Basilius Magnus. — Ich wüßte einem Jünglinge über die Briefschreibekunst keine besseren, edleren Muster — sollte ich auch nur die an und von Libanius nehmen, die ich nicht lesen konnte, ohne daß mein ganzes Wesen sich erheiterte.
Johannes v. Müller.

Den Gegnern der Kirchenväter können wir keinen bündigeren Beweis ihrer tadelnswerthen Verstocktheit geben, als wenn wir sie auf den interessanten Briefwechsel zwischen Libanius und Basilius aufmerksam machen und ihnen Einiges daraus vorlegen. Die alten heidnischen Rhetoren, wie der berühmte und selbst von unsern Philologen hochgeehrte Libanius, waren glücklich, wenn sie von einem christlichen Redner ein Briefchen oder eine Rede bekamen; um die sie sogar inständigst, man möchte sagen, demüthigst baten; und wir Christen schämen uns nicht, diesen Männern des goldenen christlichen Zeitalters, ich kann nicht mehr sagen gleichgiltig, sondern vielmehr roh und ungezogen zu begegnen? Wie würde man des Basilius Werke rühmen, wenn sie der Heide Libanius geschrieben hätte! Incredibile sed verum.

Um unserem Leser den gehörigen Standpunct der Beurtheilung des Folgenden zu geben, wollen wir Einiges über Libanus vorausschicken. Er war zu Antiochia im Jahre 314 geboren, war Redner und Sophist, und hielt sich zu Athen, Constantinopel und Nicäa als Lehrer auf. Der Ruhm seiner Beredsamkeit war außerordentlich; die berühm-

testen Kirchenlehrer waren seine Schüler, so auch Basilius; der Kaiser Julian war, wo nicht sein Zuhörer, doch ein eifriger Leser seiner Schriften; der den Philologen bekannte Schriftsteller Aristänetus war der intimste Freund des Libanius. Er selbst rühmt von sich in seinen Schriften, daß alle drei Welttheile und alle Inseln bis zu den Säulen des Herkules von seinen Schülern angefüllt seien. Er gehörte, meint Schlosser, zu den seltenen Männern jener Zeit, die ihrer einmal gewählten Lebensaufgabe unwandelbar treu blieben und also auch einen bestimmten und festen Standpunct der Betrachtung hatten. Wir führen dieses Lob Schlossers über Libanius mit desto größerer Freude an, weil es auch mittelbar ein Lob unseres Basilius ist, welchen zu loben Schlosser sich sonst ziemlich fern hält. Kaiser Julian ehrte den Sophisten dadurch, daß er ihm die Würde eines Quästors verlieh; auch bei dem Kaiser Valens stand er in Gnaden, und erlangte von ihm die Bestätigung des Gesetzes, daß natürliche Kinder nicht von der väterlichen Erbschaft ausgeschlossen sein sollten. Er hatte dabei ein eigenes Interesse, weil er niemals eine rechtmäßige Gemahlin, sondern bloß eine Maitresse gehabt haben soll. Seine Schriften enthalten Reden, Briefe, unter denen auch einer von Kaiser Julian ist, und eine rhetorische Anleitung. Seine Werke werden von Philologen gesucht und werden in kurzer Zeit bei Teubner in Leipzig wieder erscheinen, wie angekündigt ist. Wird uns Teubner doch auch einmal des Mannes Schriften herausgeben, welchen Libanius selbst über sich erhob? nämlich des Basilius? Dieser war in Athen der Schüler des Libanius; und doch beugte sich in der Folgezeit der Lehrer mit Hochachtung vor dem mächtigen Genius seines Schülers.

Basilius schickte dem Libanius auf sein Ansuchen die Rede gegen die Trunkenheit; nachdem sie Libanius gelesen, schreibt er an Basilius Folgendes: „Wohnest du nicht in Athen, mein Basilius, und hast du dich selbst vergessen? Denn die Kinder der Cäsareenser konnten dieses nicht hören. Meine Zunge wenigstens war nicht an dieses gewöhnt; sondern sie wurde, wie wenn ich am Rande

eines Abgrundes einherginge, durch die Neuheit der Worte in Staunen gesetzt, und sprach zu mir dem Vater: „Vater, das hast du nicht gelehrt; ein Homer ist dieser Mann; ja, ein Plato, ein Aristoteles, ein Susario, der Alles gewußt hat."

Wie beschämt der edle Heide nicht die Philologen unserer Zeit, die eben so eifrig die Schriften der Kirchenväter hintanzuhalten suchen, wie sie Libanius fast verschlingt. Die erwähnte Rede ist die 14. Homilie, aus der wir dem Leser ein Bruchstück als Probe des Geschmackes unsers Libanius vorlegen werden. Der Sophist glaubt, Basilius müsse diese Rede nur in Athen gehalten haben; die ungebildeten Cäsareenser seien des Verständisses der schönen Rede nicht fähig. Auch fürchtete Libanius, der vielen Citate aus der Bibel ungeachtet, nichts für sein Heidenthum; man liest wenigstens nichts; warum fürchten denn unsere Gelehrten gar so sehr für das ihrige? Libanius war wenigstens mit Ueberzeugung Heide und fürchtete nichts aus christlichen Schriften. Er nennt sich ferner „Vater" d. h. Lehrer des Basilius.

Libanius übersendet dem Basilius seine Rede über einen mürrischen Menschen. „Siehe," schreibt er, „hier schicke ich dir meine Rede, während ich von Schweiß triefe. Denn wie sollte ich dieses nicht, da ich meine Rede einem solchen Manne überschicke, der durch seine ausgezeichnete Beredsamkeit zu beweisen im Stande ist, daß man die Weisheit des Plato und die Kraft des Demosthenes umsonst rühmt. Meine Rede aber ist so etwas, wie eine Mücke im Vergleiche mit einem Elephanten. Daher bebe und zittere ich, wenn ich an den Tag denke, an welchem du meine Rede ansehen wirst; ja, ich bin beinahe schon von Sinnen."

Es gibt gewiß in unserer Zeit Philologen und Schulmänner, die über den armen Libanius mitleidsvoll lächeln und die letzten Worte des Briefes als volle Wahrheit gelten lassen. Den besseren unparteiischen Leser wird gewiß die Antwort des Basilius interessiren. „Ich habe deine Rede gelesen, o weiser Mann, und sie sehr bewundert. O ihr Musen und Wissenschaften und du Athen, was gewährt ihr euern Liebhabern! Welche Früchte bringen

diejenigen, die eine kurze Zeit bei euch zubringen! O der reichlich strömenden Quelle, welche Männer macht sie aus denen, die aus ihr schöpfen! u. s. w." — „Ach Gott," wird ein frommer Feind der Classiker seufzend ausrufen, „ach Gott! der heilige Basilius ruft die Musen und Athen und die Wissenschaften, wie es scheint, im Ernste und mit wirklicher Begeisterung an; das hätte man nicht gedacht; man soll ihn wirklich in den Schulen nicht einführen; das bringt Gefahr; muß man denn immer auch von den Kirchenvätern reden? Man thue die Sache einmal ab!"

Auf obiges briefliches Lob schreibt Libanius ganz selig zurück: „Jetzt erkenne ich, daß ich bin, was man mich nennt. Denn, wenn Basilius mich lobt, so trage ich über Alle den Sieg davon. Und da ich deine Beistimmung erhalten habe, darf ich mit stolzen Schritten einhergehen, wie ein Uebermüthiger, der auf Alle mit Verachtung herabsieht."

Im 338. Briefe lobt Libanius den schönen Briefstyl des Basilius mit folgenden Worten: „Doch, wie es mit deinem schönen Briefe erging, darf ich nicht verschweigen. Es waren gerade mehrere angesehene Männer bei mir anwesend, und unter diesen der in Allem vortreffliche Alypius, der Schwestersohn jenes Hierocles. Als nun die Ueberbringer den Brief übergeben hatten, durchlas ich ihn mit Stillschweigen und sprach dann mit Lächeln und Freude: Wir sind besiegt. Jene aber fragten: „Worin bist du besiegt worden? Und wie kommt es, daß es dich nicht schmerzt besiegt worden zu sein?" Ich antwortete: „In der Schönheit der Briefe bin ich besiegt worden; der Sieger aber ist Basilius. Dieser Mann ist jedoch mein Freund, und deßwegen freue ich mich; u. s. w."

Man merke hier, wie stolz Libanius darauf ist, daß er Basilius zum Freunde hat, wie er seine Briefe öffentlich vorliest und die schöne Schreibart zu bewundern nicht fertig wird! Ich glaube, einen mächtigeren, beredteren Lobredner für unsere Väter zu finden, war nicht möglich. Denn nicht Basilius allein wird durch Libanius gelobt, sondern alle übrigen Väter, die in derselben Schule

mit ihm erzogen und gebildet wurden. Basilius, über dessen Lippen kein Wort der Schmeichelei kam und der sie selbst auch nicht vertrug, wenn sie ihm gezollt wurde, lobt unter andern die schöne Schreibart seines Freundes Gregors von Nazianz, den er einen tiefen Brunnen nennt, den Mund Christi; Gregor hatte als Jüngling schon in der Kunst der Beredsamkeit ein solches Ansehen, daß ihn bei seinem Scheiden aus Athen die studirende Jugend nur nicht mit Gewalt zurückhielt, um ihr Lehrer in dieser Kunst zu sein.

Wie wenig aber Basilius sein Ohr der Schmeichelei offen hielt, zeigt folgende Antwort auf obigen Brief des Libanius: „Wir, o trefflicher Mann, gehen jetzt mit Moses und Elias und ähnlichen seligen Männern um, die uns in barbarischer Sprache ihre Lehren vortragen, und wir sagen, was sie uns lehren, Dinge nämlich, die zwar dem Sinne nach wahr, dem Ausdrucke nach aber ungelehrt sind, wie eben dieses beweiset. Denn wenn wir auch etwas von euch gelernt haben, so haben wir es doch wegen der Länge der Zeit vergessen rc." Es ist dieß die Sprache eines strengen Mannes, der wichtigere Dinge im Auge hat, als das Streben nach gesuchter Schönheit im Ausdrucke. Fast rührend schön ist die Antwort des Heiden Libanius an den eifrigen Christen Basilius; und welche Bescheidenheit legt Libanius nicht immer gegen den großen Heiligen an den Tag? „Halte dich also," so antwortet Libanius, „halte dich also an die Bücher, in welchen zwar die Ausdrücke, wie du sagst, weniger gut, die Gedanken aber desto vortrefflicher sind; und Niemand hindert dich. Die Wurzeln von dem aber, was immer das Unserige bleibt, und einst auch das deinige war, bleiben in dir und werden bleiben, so lange du lebst."

Nachdem Basilius dem Libanius lange Zeit nicht geschrieben hatte, so schreibt dieser in der Meinung, Basilius zürne, Folgendes: „Hast du mir verziehen; warum schreibst du nicht, mein Bester? Warum hast du denn, da du andern predigest, daß man den Zorn nicht bis zum Sonnenuntergang behalten dürfe, denselben selbst viele Tage lang behalten? Wolltest du mir etwa dadurch schaden, daß

du mich deine wie Honig fließende Stimme nicht vernehmen ließest? Thue dieses nicht, mein Edler! sondern laß dich besänftigen und deiner ganz goldenen Zunge mich freuen."

Als ihm Basilius einst schrieb, er trage keine Sorge für schöne Schreibart, sondern gebe seine Gedanken ohne Kunst, da antwortet ihm Libanius: „Wenn dieses das Ergebniß einer ungebildeten Sprache ist, wie würdest du erst sein, wenn du sie ausbildetest? Denn in deinem Munde wohnen Quellen einer Beredsamkeit, welche reichhaltiger sind, als der Zufluß von Bächen, uns aber bleibt, wenn wir nicht täglich begossen werden, das Stillschweigen."

Höchst merkwürdig ist der 1. Brief, den Libanius an Basilius schreibt; fein und artig erinnert er ihn an ihr erstes Zusammentreffen und an das Ersuchen, Basilius möge ihm den Homer erklären, und an des letzteren abschlägige Antwort. „Ich bin derselbe, der stets hinzueilte, so oft du erschienst, und sehr gerne dem Strome deiner Zunge sein Ohr lieh und an deiner Rede sich erfreute und mit Mühe sich entfernte und zu seinen Gefährten sprach: „Dieser Mann ist um so viel trefflicher, als des Achelous Töchter (Sirenen), als dieser zwar durch seine Stimme bezaubert, wie jene, aber nicht schadet, wie jene. Und es ist zu wenig, daß er nicht schadet; ja seine Gesänge sind vielmehr ein Gewinn für seine Zuhörer." — Dann fährt er weiter fort: „Du wirst dich wohl hüten mich zum zweiten Mal zu beleidigen." (Er verlangt nämlich von Basilius, daß er ihm schreibe.) — „Da ich oft mit dir im Strategeion zusammenkam, wünschte ich durch deine Weisheit in die Tiefe der Begeisterung des Homer einzudringen. Wenn aber dieses nicht ganz möglich ist, sagte ich, so führe du uns wenigstens in einen Theil der Colonie ein. Ich wünschte aber den Theil, in welchem Agamemnon, während die Griechen unglücklich waren, denjenigen, welchen er beleidigt hatte, durch Geschenke zu besänftigen suchte. Da ich dieses sagte, lachtest du; denn du konntest zwar nicht läugnen, daß du es könntest, wenn du nur wolltest, aber du wolltest uns den Gefallen nicht erweisen."

Zur Aufhellung dieser Stelle mag Folgendes dienen. Basilius hielt sich in Athen auf, um von den Wissenschaften sich eine allseitige Kenntniß zu erwerben. Die sogenannten Declamationen, Redeübungen, fanden besonders in Athen Statt; unter berühmten Lehrern, welche solche Uebungen leiteten, standen auch Basilius, Gregorius, Chrysostomus, Libanius. Jeder Schüler mußte in der Reihe, wie es an ihn kam, eine solche Rede vortragen und die übrigen hörten zu. Bei einer solchen Gelegenheit trafen sich die beiden Männer und Libanius erkannte das große Talent des Basilius. Daß Basilius aber wirklich äußerst begünstigt von Natur muß gewesen sein, ersehen wir daraus, daß er noch vor seinem 18. Jahre seine Studien in Athen in der umfassendsten Weise vollendet hatte. Warum Basilius dem Libanius auch nicht einmal das 9. Buch der Iliade erklärt, ist uns nicht bekannt; wir glauben, daß er seine Zeit zu schätzen wußte, und eine solche Beschäftigung von dem Wege, den er zu wandeln sich vornahm, als zu sehr abseits gelegen glaubte.

Bei Gelegenheit als Basilius dem Libanius junge Kappadozier zum Unterricht zuschickt, wie es öfter geschah, scherzt Libanius über die Jünglinge, daß sie nach den Gütern dieses Landes röchen. Auf dieses und anderes antwortet Basilius dem Sophisten in einem sehr witzigen Briefe. „Dein Mißmuth ist verschwunden. Dieses nämlich sei der Eingang des Briefes. Du aber verspotte und tadle unsere Sache, sei es im Scherze oder im Ernste. Warum aber hast du den Schnee und die Güter unseres Landes erwähnt, da du doch mit Scherzreden gegen uns schwelgen konntest? Ich aber, o Libanius, habe, um dir einen reichlichen Stoff zum Lachen zu geben, diesen Brief unter der Hülle eines Schneedaches geschrieben; du darfst ihn bei dem Empfange nur mit den Händen berühren, und du wirst empfinden, wie kalt er ist und wie deutlich er seinen Uebersender zu erkennen gibt, welcher sich verborgen hält und nicht aus dem Hause hinausschauen kann. Denn unsere Wohnungen sind Gräber, bis der Frühling herankommt und Todte in das Leben zurückführt und uns, wie den Pflanzen, wieder das Dasein gibt."

Basilius hatte sich nämlich, nach seiner Entfernung aus Athen, in eine Einöde am Pontus mit mehreren andern zurückgezogen, wie wir oben schon erwähnt haben. Aber auch selbst in dieser seiner Einsamkeit, wo er sich ganz dem strengsten christlichen Lebenswandel widmete, las Basilius gerne die Briefe und Reden des heidnischen Sophisten, so daß er, als dieser lange schwieg und nichts schickte, ihn selbst darum ansuchte, wie wir aus dem letzten Briefe der Sammlung sehen. „Du, der du die ganze Kunst der Alten mit deinem Verstande umfassest, schweigest so lange, daß du uns nicht einmal in Briefen irgend einen Gewinn gönnest. Ich aber würde, wenn die Kunst des Dädalus sicher wäre, mir Ikarische Flügel gemacht haben, und zu dir gekommen sein. Doch, weil man das Wachs der Sonne nicht anvertrauen darf; so schicke ich dir Reden, als Beweise unserer Freundschaft. Die Reden aber sind so beschaffen, daß sie die Liebe der Seele offenbaren. Doch laß auch zu uns die Quellen der Reden gelangen, die deinem Munde entströmen."

Man sieht aus den vielen Belegen, daß Basilius ein hochgebildeter Mann war, und Kaiser Julian allerdings Ursache genug hatte, solche Männer zu fürchten; nur so gebildete Männer konnten den Heiden, den Juden und ihrem Beschützer Julian und allen Sophisten und Rhetoren imponiren und das Christenthum, gegen welches jene eine Phalanx bildeten, durch ihre ausgezeichnete Persönlichkeit zu Ehren und Ansehen bringen.

Die Feinde classischer Bildung einerseits können sich aus dem Gelesenen die Belehrung holen, daß attische Bildung und Urbanität sich gar leicht mit den Lehren des Christenthums verträgt. Die Gegner der Väter aber mögen sich aus den von uns vorgelegten Belegen den süßen Trost nehmen, daß die Einführung der Kirchenväter-Lectüre keine Barbarei zurückführt und daß aus dieser Lectüre die Philologen sich die Schönheit ihres attischen und Ciceronianischen Stiles durchaus nicht verderben werden. Viele Philologen, deren lateinische Schreibart als die schönste gerühmt wird, lasen recht fleißig die Bibel und die Kirchenväter. Lessing, der den schönsten deutschen Stil hat, müßte dieser Ansicht zu Folge geradezu einen

schlechten Stil haben; denn es wühlte Niemand in barbarisch geschriebenen Büchern des Mittelalters mehr um, als eben Lessing; dasselbe gilt von Johannes Müller. Es ist daher betrübend für uns, die Bemerkung zu machen, wie Alciphron, Aristänetus, Libanius, Achilles Tatius, Julian, Heliodor, Longos und viele andere Altersgenossen der Kirchenväter öfters aufgelegt und von Philologen fleißig bearbeitet werden, um sie dem Publicum ja recht verständlich zu machen; Basilius aber, Gregorius Nazianzenus und der Nyssener kaum dem Namen nach bekannt sind. Haben Alciphron und Aristänetus deßhalb einen besseren Stil, weil sie erotische Briefe schrieben, welche die Sinnlichkeit kitzeln? — Des Libanius Proömia stehen überall an der Spitze der Reden des Demosthenes, die in den Schulen gelesen werden; aber nicht Eine Rede des Gregorius oder Basilius wurde einer kritischen Bearbeitung oder eines Schulcommentars würdig befunden. Konnte denn Director Nüßlin die Eine Rede des heiligen Basilius nur dazu brauchen, um den Gegnern des classischen Studiums den Beweis zu liefern, daß diese frommen Männer selbst für dasselbe sind? Hätte er nicht, um seine Feinde recht zu schlagen, wirklich ästhetisch-schöne Briefe von Gregor und Basilius zur Schullectüre vorschlagen sollen? Wahrlich, unsere Väter stehen zu hoch, um den Philologen blos als Popanze gegen die kindischen Gegner des classischen Alterthums zu dienen! Das Christenthum steht in der Geschichte der Menschheit als der höchste Fortschritt da, woher kommt es denn aber, daß man die Väter als die Träger des Rückschrittes anzusehen sich angewöhnt hat? Doch das gehört in ein anderes Gebiet. — Achilles Tatius, dessen classischer Werth unter dem Niveau der Mittelmäßigkeit steht, wurde von Jakobs, einem sonst würdigen Philologen, mit einem Aufwande von Gelehrsamkeit und Kosten edirt, als ob dieser Dichter ein zweiter Homer wäre; ja er machte sogar eine Reise nach Venedig, um eine Textesverbesserung vorzunehmen, um dieses Werk recht sorgfältiglich für den Gebrauch des gelehrten Publicums zu adaptiren. Man liest noch immer in den Schulen die sogenannten Aesopischen Fabeln,

welche, wie Bentlei bewiesen hat, das Machwerk eines nicht einmal der Sprache mächtigen Griechen aus einem der späteren Jahrhunderte sind. „Rationes gravissimae sunt," sagt er, „ut credas, a Planude, uno de infimae aetatis Graecis esse conscriptas." Aber die Schulmänner machen keine erhebliche Einwendung gegen sie und fürchten auch keine Verschlimmerung des schönen attischen Dialektes, wahrscheinlich aus dem einfachen Grunde, weil die Thiere daselbst vom Christenthume keine Erwähnung machen. Doch manum de tabula.

IV. Capitel.

Wie fleißig der große Philolog Muret die Kirchenväter studirte.

> Ich weiß es, als Theolog und als Forscher der Annalen des Geschmackes, wie viele Fehler gegen Geschmack und Philosophie einige dieser Väter sich in ihren Reden und Schriften haben zu Schulden kommen lassen. Dessen ungeachtet mache ich mich anheischig, mehrere hundert solcher Stellen, als ich dem Leser aus dem Ambrosius vorlege, aus den wenig gekannten Schriften dieser Denker ihres Jahrhunderts anzuführen.
>
> D. Jenisch.

Aengstliche Philologen der neuesten Schule sprechen laut und in Klagetönen, die den Hörer wehmüthig stimmen, die Besorgniß aus, daß durch Einführung der Lectüre der Kirchenväter überhaupt mittelalterliches Dunkel sich über unsere Häupter niedersenken und alle classische Bildung schwinden, insbesondere aber der Jugend und der Lehrer schönes, echtes Latein in kirchliche Barbarismen sich auflösen werde. Würde man diesen Autoritäten, die solche Besorgnisse mit einem „αὐτὸς ἔφα" aussprechen, unbedingt glauben, man müßte in der That die Kirchenväter mit Argusaugen bewachen, daß sich ja keiner unvermerkt hie oder da in eine Schule hineinschleiche und da Unheil anstifte. Diese Besorgniß aber ist zum größten Glücke für Philologen, welche der strengen Schule der Puristen angehören, und für uns, die wir ängstlich in ihre Fußstapfen treten, durchaus unbegründet. Denn ich habe glücklicher Weise aufgefunden, daß viele Philologen recht emsig in alt frommer Weise die Kirchenväter lasen und man macht ihnen nicht den Vorwurf, daß sie puritatem stili Ciceroniani eingebüßt hätten.

Aus der großen Anzahl solcher Philologen will ich nur die zwei Lichter der classischen Literatur nennen: den Franzosen Muret und den Engländer Bentlei, dieses Wunder von einem Kritiker. Wir wollen zuerst von Muret sprechen, im folgenden Capitel von Bentlei.

Daß Muret ein großer Philolog war, beweist unter vielem Andern die große Sorgfalt, mit der berühmte neuere Philologen seine Werke bearbeiten, herausgeben und studiren; ich nenne nur Ruhnken, Faesi, Wolf, Koch und Frotscher, von älteren Herausgebern will ich schweigen. Wir selbst aber maßen uns nicht an, einen Muret in gebührender Weise zu preisen; Philologen erster Größe haben über ihn ihr Urtheil abgegeben und diese wollen wir hören. In der Einleitung der Ausgabe Muret's spricht Ruhnken, der holländische Philolog, folgende gewichtige Worte: „Altero, ut ita dicam, Latinitatis aureae seculo in Italia exorti sunt, qui primum honesto, mox ob servilem quorundam imitationem invidioso nomine, Ciceroniani vocarentur, Bembus, Sadoletus, Pogianus, Majoragius, Manutius, Palearius, Sigonius, alii, quorum hic locus non capit recensionem. Sed horum omnium luminibus, dici vix potest, quantum offecerit Marcus Antonius Muretus, ea felicitate Tullianam exprimens eloquentiam, ut, nisi res, quas tractat, recentiorem scriptorem proderent, ipsum Ciceronem a te legi putares. Cujus facultatis praestantia, non ab una doctrina, aut a singulari quodam imitandi artificio, quod ceteros fefellerit, sed ab aliis causis, repetenda videtur. — Quid ita? Nempe Mureto naturae beneficio idem, quod Ciceroni obtigerat ingenium. Ab hac indolis similitudine fluxit illa Mureti in qualibet re exprimenda felicitas, venustas in narrando, lepos in jocando, aurium denique sensus in oratione numerose struenda. Compar natura Muretum sponte in Ciceronis vestigia deducebat. — Quo minus dubitamus, Muretum cum ingenio tum arte scribendi vere Ciceronianum dicere; quamvis ipse, nominis invidiam veritus, sic se appellari noluerit.“ Dieses und vieles andere Rühmliche spricht Ruhnken über Muret.

Nun wollen wir aber noch einen Mann sprechen lassen, vor welchem jeder Philolog sich beugt, stehe er auch sonst noch so hoch; jener Mann ist der große Friedrich August Wolf. „Nam, ut alia omittam, ipsum hoc flumen eloquentiae, haec in docendo copia, in reprehendo urbanitas, in narrando venustas, denique in rebus ejusdem formae repetendis varietas, haec et alia apud illum nos mirifice tenent." — An einer andern Stelle Folgendes: „Jure eum nostrorum temporum Ciceronem appellaris."

Wir könnten wohl noch mehrere Testimonia berühmter Philologen über Muret geben; wir sind aber mit Ruhnken und Wolf zufrieden und lassen Muret wirklich als den Cicero seiner Zeit gelten.

Nun wollen wir sehen, ob denn Muret selbst auch so ängstlich war, wie die neueren Philologen. Wir wollen nicht so unartig sein, wie Jean Paul, welcher den gelehrten Manutius, weil er zu einer kurzen lateinischen Epistola familiaris drei Monate brauchte, um sie recht Ciceronianisch zu geben, geradezu dumm nannte, aber lächerlich finden wir ein so ängstliches Streben allerdings auch, und nennen es offen ein kleinliches und geisttödtendes Abmühen um Worte, denen doch immer die belebende Seele fehlt, nämlich ein freisinnig entwickelter Inhalt.

Zum Glücke können wir unsern großen und kleinen Philologen zeigen, daß ein solches Streben nach Ciceronischer Schreibart auch dem großen Muret lächerlich und sogar verächtlich vorkam; wie er es auch nicht bloß durch Worte, sondern in der That bewies, nämlich dadurch, daß er auch Kirchenväter las. Man erlaube mir aus dem XV. Buche 1. cap. Variarum Lectionum eine recht interessante Stelle herauszuheben. Sonderbarer Weise hat das Capitel den ominösen Titel: „De stultitia quorundam, qui se Ciceronianos vocant." Eine solche Ueberschrift durfte auch nur Muret ungestraft aufnehmen. Doch man höre den freisinnigen, keineswegs Ciceronisch-servilen Mann: „Nostri homines, etiam ii, qui sibi e studiorum laboribus pallorem et maciem et senium contraxerunt, si quando Latine loquendum est, ut luctantur,

ut sudant, ut anhelant." Welch' ein herrlicher Mann Muret ist! Wer sieht hier nicht lebendig vor sich einen echten Philologen, wie er um einen Ciceronischen Ausdruck verlegen seufzt, hustet, keucht, schwitzt und am Ende, weil er den rechten Ausdruck nicht findet, gar nichts redet, und ein gelehrtes Schweigen beobachtet. „Credas," fährt er weiter fort, „credas eos magna vi ex imis pulmonibus verba eruere." Fast ein Gemälde in Hogarth's Manier! Er mischte ferner in seine Unterredungen mit diesen strengen Ciceronianern seltene Wörter aus Cicero, um an den Grimassen, welche diese Männer an ihrem Antlitze zur Schau trugen, sich recht herzlich zu laben. Man lese nur: „Admiscebam eas de industria orationi meae, cum ad me audiendum amici quidam hoc, de quo loquor, morbo laborantes venissent. Illi, ut earum quamque audierant, cervicem contorquere, humeros attollere, frontem contrahere, alius alii in aurem insusurrare, excuti sibi cerebrum, perire aures, cum talibus vocibus verberarentur." Die armen Männer in der Meinung, es seien lauter barbarische Wörter, die Muret spricht, hatten ja doch einigen Grund, vor dem Manne, der so spricht, zu schaudern und zurückzubeben. Hinterher sagt er ihnen erst, daß alles nur Spaß war, und die von ihm gebrauchten Wörter seien ganz und gar aus Cicero's Munde; er bedachte aber nicht, daß ein solcher Spaß gefährliche Folgen hätte nach sich ziehen können. — Man lese aber weiter: „Quin etiam coetu dimisso, cum me, ut fit, officii causa domum reducerent (das Wort gebraucht Cicero auch nicht in diesem Zusammenhange, man sage Ciceronianisch: deducerent), male se a me habitos atque acceptos esse conquerebantur." War auch ganz natürlich; wer wird sich denn die Ohren durch barbarisches Latein zerreißen lassen? — Weiter: „Ego aliquamdiu eos ambiguo sermone frustratus tandem sponsione lacessebam, ni illae ipsae voces, quibus auditis caput sibi condoluisse dicerent, ipsius Ciceronis essent. Quid quaeris? cum id ita esse pervicissem, jam voces illae omnem duritiam atque asperitatem deposuerant; jam lenes, suaves, jucundae auditu factae erant et, ut lupini aqua macerati, omnem amaritiem

exuerant, simulatque eas Ciceronis esse constiterat." Wir sehen also, wie wenig ängstlich dieser geniale Philolog in der Wahl der Wörter war, und wie kleinlich ihm jene Männer erschienen. Von Gewicht für uns sind folgende von ihm in allem Ernste ausgesprochenen Worte: „Cum orationis meae genus ad eorum (nämlich der besten Classiker) exemplar, quam maxime potuero, conformaro, ex aliis quoque bellissimum quodque carpam, et quo quisque maxime excelluisse videbitur, id imitari atque exprimere conabor: neque in iis modo, quos paulo ante nominavi, sed et in Tertulliano, Arnobio, Hieronymo, Augustino, Ambrosio, et, quod magis mireris, Appulejo, Cassiodoro, Martiano etiam et Sidonio Apollinari multa reperiam, quibus suo loco positis oratio uberior et ornatior fiat." Bei Anführung dieser letzten Stelle kann ich nicht Umgang nehmen, den Leser aufmerksam zu machen, welche Antipathie spätere Philologen haben, den Namen eines Kirchenvaters auch nur in den Mund zu nehmen. Gerade diese so eben gelesene Stelle citirt Ruhnken in der Vorrede in folgender Weise mutilirt: „Quin etiam Var. Lect. XV. 1. ut aetatis suae Ciceronianos ureret, profitetur se interdum ab Appulejo, Cassiodoro, Sidonio Apollinari et similibus, verba loquendique genera sumere." Warum nannte er denn, wie es bei Anführungen Gewissenssache ist, nicht auch den Tertullian, Hieronymus, Augustinus und Ambrosius? Oder galten sie ihm als vollendete Classiker, so daß er nur von den letzteren zu sprechen brauchte? — Immer aber muß ein solches Verfahren auffallen.

Als eine Art Curiosität führe ich eine Stelle an, wo Muret die Ciceronianer seiner Zeit zur Rede stellt, daß sie sich bei Benennung christlicher Begriffe und Sachen gar servil und fast lächerlich an die classische Latinität halten wollen; für unsere Zeiten ist eine solche Rüge nicht mehr nothwendig; man macht es einfacher; um nicht in Barbarismen, Hebraismen, Solöcismen zu verfallen, nimmt man vom Christenthum wenig oder gar keine Notiz. — Wie gesagt aber, um zu zeigen, daß den Philologen zu Muret's Zeiten noch an einem guten Ausdrucke für christliche Benennungen gelegen war, wollen wir

die Stelle anführen: „Ne eorum stultitiam imiteris, qui usque eo antiquitatis studiosi sunt, ut voces quoque Christianae religionis proprias refugiant, et in earum locum alias substituant, quarum nonnullae etiam impietatem olent.“ Muret führt dann einige Wörter an, mit welchen ich nicht belästigen will. „Qui,“ so fährt er weiter fort, „ut opinor, nisi sibi metuerent, etiam pro Christo Jovem optimum maximum dicerent: est enim magis Ciceronianum. Quae autem insania est, cum porricere, cum impetrire etc. legimus, notare ea tanquam dicta sapienter, quod ex auguralibus et pontificalibus libris depromta sint; propria Christianae fidei et Christianorum rituum verba, ut non satis Latina, contemnere?“ So hätten wir denn durch die Autorität eines der ersten Philologen gezeigt, daß das Streben, blos nach Cicero's Redeweise zu sprechen, ein lächerliches sei, und daß das Verlangen, aus Liebe zu einem übertriebenen Purismus der Jugend die Lectüre der Väter zu verbieten, als sonderbar und anmaßend zurückgewiesen werden müsse.

Wir werden in dem Folgenden sehen, wie fleißig Muret die Kirchenväter las, wie genau er sich die schönsten Stellen merkte, wie bei Erklärung dunkler Wörter sie von ihm zu Hilfe gerufen werden und in Zweifeln über die wahre Bedeutung des einen und des andern Wortes Stellen aus Kirchenvätern den Ausschlag geben. Ueberdies sehen wir, daß er nicht einen oder zwei Kirchenväter gelesen; wir können zu unserer Freude die Bemerkung machen, daß er die berühmtesten unter ihnen fast Alle gelesen.

In dem 4. Buche 2. Cap. handelt Muret über den Selbstmord; von den heidnischen Schriftstellern führt er den Aristoteles, Euripides, Martial an; nach Aristoletes führt er aber sogleich die Autorität des heil. Augustinus an, über welchen wir Folgendes lesen: „Disputavit eadem de re doctissime et sapientissime divus Aurelius Augustinus lib. I. de civitate Dei, multisque rationibus ostendit, Lucretiam, Catonem ceterosque ejusmodi frustra in historiis a fortitudine laudari. Lon-

gius etiam progressus demonstravit, nullam esse bono ac sapienti viro ἐξαγωγὴν, ut stoici loquebantur, εὔλογον."

Im 9. Buch Cap. 6. de locis aliquot Plauti ex Pseudalo, werden aus zwei Werken des heil. Augustinus ziemlich lange Stellen citirt, um den dunklen Stellen des Classikers Plautus Licht zu geben. Die eine Stelle ist genommen aus dem Werke: de doctrina Christiana. Die andere Stelle aus dem Buche: de natura Daemonum. Was die Gelehrten gegen die letztere Stelle einwenden, ist für uns ohne Bedeutung, da es unsere Aufgabe ist, nur zu zeigen, daß Muret durchaus nicht Anstand nahm, von seiner Lectüre der Kirchenväter den Philologen gegenüber Gebrauch zu machen. Ob er diese Stelle im Augustinus oder im Isidor las, wollen wir nicht entscheiden; Muret glaubte sie im ersteren gelesen zu haben; für unsere Beweisführung ist dieß genügend.

Bei Aufklärung einer Stelle Cicero's Var. Lect. 1. B. 4. Cap. bedient er sich fast ganz allein einer Stelle aus den Schriften des heil. Ambrosius, indem er geltend macht: „Sed et S. Ambrosius eadem voce usus est, libro quinto Hexaëmerôn."

Im 14. Buch Cap. 7. frägt Muret: Quid significat vox περπερεύεσθαι? — Nachdem er eine Stelle aus Cicero, eine andere aus dem 1. Briefe ad Corinthios angeführt, endigt er die kleine Abhandlung mit folgenden Worten: „Id didici ex illo vere magno Basilio, cujus haec sunt ἐν Ἀσκητικοῖς." Dann kommt die Stelle. — Und am Ende: „Neque usquam melior ejus vocis interpretatio reperiri potest." — Man betrachte recht genau diese wenigen Worte über den heil. Basilius; es schimmert aus ihnen eine Bewunderung für den großen Kirchenvater hervor, wie ein anderer sie kaum für Cicero haben konnte.

Eben dieselbe Hochachtung vor Basilius spricht sich an einer andern Stelle noch deutlicher aus. Var. Lect. lib. X. cap. II. „De libidine Eunuchorum verum esse, quod a Terentio dictum est." Nachdem er aus Terentius, Horaz, Martial, Philostrat Beweisstellen angebracht, schließt Muret mit Basilius, dem noch eine erklärende Stelle aus Juvenal nachgeschickt wird. „Verum

esse," sagt Muret, „quod modo dicebam, et exempla declarant, et gravissimi ac sanctissimi scriptoris Basilii confirmat auctoritas, qui hac de re ita scribit in Ἀσκητικοῖς."

In einer Abhandlung über die Gottesläugner bei den Griechen, Var. Lect. X. lib. 18. cap., zeigt uns Muret, wie fleißig er den Justinus Martyr und Clemens Alexandrinus gelesen. „At de Socrate," schreibt Muret, „longe alia est Justini Martyris, sanctissimi et eruditissimi viri sententia, qui in Apologia secunda pro Christianis eum quodammodo Christianum fuisse ait. Ita enim scribit..." Dann citirt er die Stelle. Weiter unten führt er die Autorität des Clemens Alexandrinus an: „De Diagora et Theodoro itemque de Euemero Agrigentino et aliis quibusdam Clemens Alexandrinus in Protreptico mirari se scribit, quid ita eos antiqui pro impiis et atheis habuerint: cum illi tamen et modeste ac frugaliter viverent, et hoc propius accederent ad veram pietatem, quam ceteri, quod, etsi veri Dei cognitionem consecuti non erant, eos tamen, qui colerentur a popularibus suis deos non esse intelligebant. Verba pii ac sancti scriptoris haec sunt." Hier folgt die lange Stelle.

Man sieht unter anderem aus dieser Stelle auch, wie die älteren Philologen viel klüger waren, als die neueren. Wie schön und schlagend zugleich weiß der edle Muret seine geschmähten Heiden, die ihm aller Achtung werth schienen, eben durch die Zeugnisse der Kirchenväter in Schutz zu nehmen? — Warum thut man nicht dasselbe in unserer Zeit, wo den Classikern die größte Gefahr droht? Welche Lobrede auf sie ließe sich nicht aus den besten Kirchenvätern sammeln? — Aber man kennt sie nicht und weiß sich nicht zu helfen! Sie schmähen ist freilich leichter, als sie lesen, sie studiren!

Im 18. Cap. des V. Buches Variar. Lectionum beweist Muret „brevitatem et obscuritatem aptam esse ad terrorem inferendum;" und führt ein langes Beispiel aus Clemens Alexandrinus an, und schließt mit den Worten: „Hoc Pherecydem Syrium narrare, ait Clemens Alexandrinus." Bei dieser Gelegenheit

machen wir auch darauf aufmerksam, daß Clemens Alexandrinus, Justinus Martyr, Gregorius Nazianzenus und Nyssenus und viele andere Väter Bruchstücke von Classikern aufbewahrt haben, die nirgends sonst zu finden sind; auch von dieser Seite zeigt sich klar, daß es immer nur Eigensinn und Unkenntniß verräth, sie aus dem Kreise der Mittel zur Humanitätsbildung fern zu halten.

Ueber jene Stelle des Cornelius Nepos, wo er erzählt, daß Cimon seine Schwester zur Gattin hatte, gibt Muret aus vielen Stellen der Classiker näheren Aufschluß. Nachdem er die fragliche Stelle nach allen Seiten beleuchtet und erörtert, führt er eine schlagende Stelle aus Cyrillus an, und beendigt die Abhandlung mit folgenden Worten: „Postremo sanctissimus et eruditissimus vir, Cyrillus Alexandrinus, libro sexto adversus Julianum, non furtivos concubitus, sed nuptias cum sorore Cimoni ut scelus nefarium objicit, non facturus, si id apud Athenienses legitimum et usitatum fuisset. Tunc enim accusari Solonem oportuerat, qui id permisisset, non civem, qui patriae suae legibus paruisset." Ueber das Nähere von Cyrillus verweisen wir auf das folgende Capitel.

In der kleinen Abhandlung: „De genere quodam loquendi, quo in magni amoris significatione veteres utebantur," führt Muret Stellen aus Tibull, Plautus, Seneca an und legt nicht weniger Gewicht auf das Ansehen des Tertullian und Gregor von Nazianz. „Et ex illa consuetudine triumphantibus imperatoribus occinebatur: „De nostris annis tibi Juppiter augeat annos," quod relatum est a Tertulliano. Sed et sanctissimus pariterque disertissimus scriptor, Gregorius Nazianzenus, ita locutus est in oratione εἰς Βασίλειον;" und läßt die betreffende Stelle folgen. Diese Lobrede des Gregor auf seinen Freund Basilius ist ein Meisterstück und sollte wegen des lehrreichen Inhaltes zum Nutzen der studirenden Jugend dem Dunkel und der Vergessenheit entrissen werden, wie so vieles andere von dem schönen Redner Gregorius. Damit man

aber sehe, daß von Gregorius des Lobes nicht zu viel gesagt wird, so wollen wir Muret an einer anderen Stelle über den großen Kirchenvater vernehmen. Eines ist hiebei auffallend, daß die Gelehrten, welche Muret kennen oder kennen sollten, diese Stelle lesen konnten, ohne sich das Studium der Väter mehr zu Herzen zu nehmen. Die Stelle ist zwar lang, aber sie ist zu wichtig, um sie nicht ganz herzuschreiben, da uns jeder Freund der Kirchenväter für das in dieser Stelle enthaltene beredte Lob derselben innigst danken wird. Die Aufschrift der Abhandlung ist: „Gregorii Nazianzeni loci duo, partim e Luciano, partim ex Aristophane expressi." — „Scitum est notare et animadvertere, quomodo prisci illi ecclesiae Patres, quorum et pietas et sanctimonia, et eruditio atque eloquentia admirabilis fuit, e profanis scriptoribus accepta multa in meliores usus converterint: ut nos quoque ad illorum exemplum studia nostra dirigere ac conformare conemur. Quapropter proponam duos locos, in quibus Gregorius Nazianzenus, de cujus laudibus mihi tacendum puto; tum quia notissimae sunt, tum quia nullum tam sublime verborum genus reperire possum, quod non longe infra ipsius dignitatem jaceat: is igitur in oratione et eo qui laudat, et eo qui laudatur dignissima, qua Magni Basilii laudes depraedicat, duos impuros quidem, sed disertos scriptores imitatus videtur. Principium enim divinae illius orationis hoc est." Nun folgt die Stelle aus Gregor, und Muret vergleicht mit ihr die ihr folgende Stelle aus Lucian, wo dieser den Demonax lobt; und folgert: „ut fortasse non longe a vero aberraturus sit, si quis sanctissimum eundemque eloquentissimum virum a summe impio, sed culto tamen ac polito scriptore, aliquid sumpsisse credat." — Das Folgende ist gewiß auch in anderer Beziehung höchst interessant. „Alter quidem locus, quem ex eadem oratione subjiciam, ex Aristophane manifeste expressus est. Nam cum inveheretur Gregorius in pravam quandam consuetudinem, quae jam tum in ecclesiam irrepserat, utinamque

ad aetatem nostram non pervenisset, ut homines in ecclesiasticis muneribus nunquam exercitati, quique nullum in inferioribus ordinibus sui periculum fecissent, primo statim pedatu per gratiam et malas artes ad summum in ecclesia episcoporum munus promoverentur: probari sibi ait nauticam legem, quae gubernatores futuros prius diu remigare ac deinde proretas esse jubet, quam eis in puppi sedere et clavum tenere permittat." Nun folgen die beiden Stellen, die eine aus Gregor, die andere aus den Rittern des Aristophanes. — Dann schließt er die Abhandlung: „Notat autem et Theon in scholiis ad eum Aristophanis locum, ex eo illa Gregorium, quem tamen nominatim non appellat, hausisse. Videlicet ut apes etiam ex amaris herbis ac floribus educunt aliquid, quo ad mel conficiendum utantur: sic et talia ingenia etiam ex improbissimis scriptoribus aliquid, quod prosit, excerpunt." Das eifrige Studium der Kirchenväter gereicht, wie wir sehen, der Reinheit des lateinischen und attischen Styls nicht nur nicht zum Schaden, sondern ist dem philologischen Studium überhaupt höchst förderlich; es müßte denn sein, daß der frömmere Sinn, der bei der Ueberredungskraft der Väter eine nothwendige Folge ihrer Lectüre ist, ein Solöcismus wäre; wenn man diese Ansicht hegt, dann sind sie allerdings sehr gefährlich.

Auch enthält obige Stelle in Kürze das, was zur Rechtfertigung und zum Lobe der zwei gelehrtesten griechischen Kirchenväter vorgebracht werden kann. Wenn Muret aber die Bemerkung macht, daß die Väter aus den classischen Schriftstellern das Beste auslasen, um es in ihren christlichen Schriften an passender Stelle anzubringen, so können wir zur Ehre der Classiker und zur Freude der Philologen noch beifügen, daß zu keiner Zeit gerade die frömmsten und gelehrtesten Bischöfe und Priester es unterließen, sich mit den Classikern in würdiger Weise zu beschäftigen, sie zu benützen und selbst Stellen aus ihnen bei den religiösesten Erbauungsschriften anzuführen. Man lese zum Belege nur die schönen Unterredungen des heil. Franciscus Salesius mit seinem sittlich strengen, aber gelehrten Freund

Camus, Bischof von Bellay, über die Classiker, besonders über ihren geliebten Philosophen Seneca. Wie oft und wie verschiedenartig kommen sie auf dieses Thema von den Classikern wieder zurück!

Von Bossuet erzählt man, daß er den hohen Schwung seiner Rede blos dem eifrigen Studium Homers verdanke, aus welchem der fromme Mann selbst in seinem spätesten Alter noch sich die schönsten Stellen vordeclamirte. So lesen wir nämlich in der Vorrede des Herausgebers der Werke Fenelon's: „Bossuet descendait d'Homère. Il éprouva de bonne heure ce que nous oserions appeler une sympathie naturelle pour les beautés d'Homère, qui touchaient vivement les qualités de son intelligence auxquelles ces beautés correspondaient; et plus tard, dans une vieillesse avancée, il retrouvait les souvenirs et les émotions de sa jeunesse, en recitant un morceau du poëte grec, qui était demeuré au fond de sa mémoire, cette mer où tant d'idées et de questions avaient passé, depuis qu'il avait abandonné lecture de l'Iliade." 4.

Fenelon war eben so classisch gebildet, als er ein frommer Mann war. Inmitten von Citaten aus Kirchenvätern, die er nicht blos gelesen, sondern eifrig studirt hatte, treffen wir allerorts, selbst in den religiösesten Abhandlungen, auf Stellen aus Virgil und Horaz. „Du côté littéraire," lesen wir, „il descend plûtot de Virgile, que d'Homère. — Fénélon voit, comme Virgile, l'antiquité à travers un siècle de lumière et de politesse.— Il a dans la voix quelque chose de l'accent si expressif du cygne de Mantoue." 5.

Was unseren Muret betrifft, so müssen wir ihm das Lob ertheilen, daß er ein großer Geist war, welcher sich, wie auch in neuester Zeit der gewiß classisch gebildete Wilhelm von Humboldt sich auf anderen Gebieten der Sprachforschung umsah, durch die etwas zu engen Grenzen des classischen Wissens nicht einzäunen und hemmen ließ; er war stark und kühn genug, das Edle und Schöne auch

dort zu finden, wo es ein Anderer nicht zu suchen gewagt hätte. Ist dies nicht ein Vorzug mehr? sollen wir ihn nicht nachahmen, selbst durch große Gelehrte autorisirte Vorurtheile abzulegen, und uns immer in der Natur selbst zu orientiren? Welcher neuere Philolog, der die Fesseln des Ciceronischen Stils mühsam mit sich schleppt und durch Xenophon's schöne Honigsprache blind für alle anderen Schönheiten ist, möchte wohl begeistert werden für einen griechischen Schriftsteller aus dem 13. Jahrhundert? Und doch ward es unser Muret, als ihm durch einen Freund das Werk des Theodorus Metochita, über welchen Bentlei Aufschluß gibt, in die Hände kam. „Evolvebam," schreibt er Var. Lection. lib. VII. cap. 18. „nuper Theodori cujusdam Metochitae librum, cujus mihi copiam fecerat Sixtus. Continet autem liber ille centum viginti non sane contemnendas variis de rebus disputationes Graeco sermone conscriptas." — Er führt sofort eine lange Stelle aus diesem Theodorus an und schließt dann: „Ita fere Theodorus: cujus liber cum adhuc divulgatus non sit, judicavi, si haec ex eo pauca describerem, non malam me a studiosis gratiam initurum."

Wenn Muret sich beeilt, Schönes aus einem Schriftsteller des 13. Jahrhunderts der Jugend vorzulegen und dafür noch Dank zu ernten hofft, warum zaudern wir, die Schönheiten der Kirchenväter, die um neun und zehn Jahrhunderte früher lebten, und daher dem classischen Zeitalter so nahe standen, unserer empfänglichen Jugend in die Hände zu geben?

In der 17. Abhandlung des XII. Buches führt er den heiligen Hieronymus an, und zwar aus seiner Schrift advers. Jovinianum. Muret's Worte lauten: „S. Hieronymus verba, quibus usus erat Jovinianus, irridens, ita scripserat:" nun folgt die Stelle, aus welcher wir zugleich ersehen, daß der heil. Hieronymus auch die Schriften der Asklepiaden gelesen; denn er beruft sich in dieser auf des Hippokrates Werk: *Κατ' ἰητρεῖον*. — In der XIV. Rede gibt Muret dem heiligen Hieronymus folgendes Lob: „At Suetonium Sanctus Hieronymus laudat. — Non sanctitate

tantum Hieronymus, sed et eruditione et judicio praestitit."

Muret unterhielt sich einst mit dem Cardinal Hippolytus de fictis quibusdam amicis; auch hier kommt Muret mit einer schlagenden Stelle aus dem heil. Chrysostomus, nachdem früher Plutarch und Horaz mit ihrer Autorität aufgetreten waren. „Cumque eum," schreibt Muret, „hujus loci (nämlich die Stelle aus Horaz) collatione oblectatum viderem: addidi tertium e sanctissimo et disertissimo scriptore, Johanne Chrysostomò etc.

Den Lactantius nennt er multo meliorem Ciceronis imitatorem, als viele Andere, die es zu sein glauben.

Den lateinischen Kirchenschriftsteller Minucius Felix führt Muret an, Var. Lect. lib. X. cap. 1., wo er von der frommen Sitte der Heiden spricht, die Hand zum Munde zu führen, wenn sie an heilig geglaubten Gegenständen vorübergingen. Wir liefern die ganze Stelle im vorletzten Capitel um so lieber, da auch Alexander v. Humboldt von derselben rühmlichst Erwähnung macht.

Bei der Erklärung des Ausdruckes „coelo missus" aus Tibull, macht Muret den Schluß mit folgenden Worten: „Neque mihi hoc credi postulo, sed gravi et erudito scriptori, Minutio Felici, qui ita scribit in Octavio." Dann die Stelle.

Auch den christlichen Dichter Nonnus ruft bei seinen Erörterungen Muret zu Hilfe; denn in der Abhandlung, „de quibusdam, qui piloso sunt corde," nennt er Nonnus einen „eruditum et grandiloquum poëtam." Im folgenden Capitel wird Gelegenheit sein, über diesen Dichter mehr zu sagen. — Auch an einer andern Stelle Var. Lect. lib. XIX. cap. 1. citirt er diesen Dichter, wo er aber seinen Namen nicht beifügt.

Die Sitte vieler Schüler, ihren Lehrern, besonders den Philosophen, Alles auf's Wort zu glauben und unbedingt einer Schule anzuhängen, hat in den ältesten und auch in den neuesten Zeiten mit Recht strenge Tadler gefunden. — Muret bedient sich folgender Worte:

„Eandem stultitiam eleganter exagitavit Lucianus in dialogo, qui περὶ αἱρέσεων inscribitur: et multo gravius Origenes lib. primo κατὰ Κέλσου. Dann folgt eine Stelle aus Cicero.

Auch den Bischof von Ptolemais, Synesius, kannte er. Auffallend ist es, daß dieser kirchliche Schriftsteller eben so wenig beachtet wurde als die übrigen Kirchenväter, ungeachtet seine Schriften mehr weltliche und philosophische, als theologische Gegenstände umfassen. Er lebte zur Zeit des heil. Chrysostomus. Was seinen Charakter betrifft, so stimmen alle überein, daß Unerschrockenheit, Wahrheitsliebe und Geistesgegenwart an ihm ganz besonders bewundert wurden. Muret führt aus den interessanten Briefen des Synesius ein einem heidnischen Dichter angehöriges Distichon an und verbessert es zugleich aus anderen Parallelstellen. Im vorletzten Capitel unserer Schrift ist ein schönes Gedicht von diesem Bischof Synesius nach Herder's Uebersetzung angeführt.

Den heidnischen Freund des Gregorius Nazianzenus, den Philosophen Themistius, kennt unser Philolog ebenfalls und erwähnt seiner mit folgenden Worten: „In oratione, qua Nicomedenses ad philosophiam exhortatus est, Imitandi sunt, inquit, nobis sapientiores medici: qui pharmaca ea, quae amariora sunt, circumlito prius melle poculo bibenda praebent."

Ungeachtet wir aus Muret noch viele Stellen anführen könnten, um zu zeigen, wie umfangreich dieses Mannes Lectüre auf dem Gebiete der Kirchenliteratur war; so wollen wir doch, um nicht noch mehr zu ermüden, abschließen, und es auch hier zu wiederholten Malen in Erinnerung bringen, ob wir nicht großen Tadel verdienen, daß wir uns um einen so wichtigen Zweig der Literatur so viele Jahre fast gar nicht bekümmerten und sogar, wenn es darauf ankommt, zur Förderung und Hebung der Kirchenväter-Lectüre Hand anzulegen, sie in allem Ernste zu hintertreiben suchen.

Leider leben wir in einer Zeit, wo der unselige Glaube herrscht, daß wir den Culminationspunct von Bildung erstiegen haben, und es daher lächerlich sei, von unseren Vorfahren, seien es Kirchenväter oder

Classiker, lernen zu wollen. Die Wenigsten, selbst Gelehrte darunter, scheinen zu wissen, daß es oft ein größerer Fortschritt ist, in die Vergangenheit zu blicken, um aus ihr zu lernen, als in die Zukunft. Eben dieses Studium der Vergangenheit würde Ernst in unser Leben bringen, und dem gar vielen Tändeln wäre ein Ende zu finden.

Mehr als nackte Gebirge gilt Ein Demant.
Lange Jahre des Thoren übertrifft Ein Tag des Weisen,
Wie Eine Traube tausend Beeren am Schleedorn.

Balde.

V. Capitel.

Bentlei, der Achilles unter den Philologen, kennt die Kirchenväter nicht minder, als die Classiker.

> Ich beginne mit einem Briefe Basilius des Großen, für den ich lange schon eine besondere Vorliebe hege. — Es sprechen sich in (seiner) einfachen Schilderung der Landschaft und des Waldlebens Gefühle aus, welche sich mit denen der modernen Zeit inniger verschmelzen, als Alles, was uns aus dem griechischen und römischen Alterthume überkommen ist.
>
> Alex. v. Humboldt, Kosmos.

Außer dem großen Muret beschäftigte sich der als Philolog noch größere Bentlei nicht wenig mit den Kirchenvätern. Beide Männer fanden es nicht unter ihrer Würde, zur Aufhellung dunkler classischer Stellen und auch zur eigenen Erbauung die Werke der Väter zu lesen, zu studiren. Beider Männer Urtheil über die Väter darf als ein unparteiisches betrachtet werden, da ihnen die Palme, als den Meistern auf dem Gebiete der Philologie, Niemand wird entreißen wollen.

Nach Herder's Charakterschilderung Bentlei's war er ein seltener Mann, ein Riese von Gelehrsamkeit, der Gelehrteste seiner Zeit; in seinem 24. Lebensjahre setzte er eine Art Hexapla auf; er bearbeitete den Kallimachus, Terentius, Phädrus, Manilius, Cicero, Hesychius, Lucrez, Menander, Philemon. Ich glaube nicht, daß ich einen Philologen erst auf seinen kritischen Commentar zu Horaz aufmerksam machen sollte. Ueber die Echtheit der Briefe des Phalaris wurde er mit dem Grafen Orrery in einen unangenehmen Streit verwickelt, der aber die Welt mit einem Reichthume seiner kritischen Kunde des Alterthums

beschenkte, der ohne diese Veranlassung nicht zu Stande gekommen wäre. Diesen Reichthum enthält das Werk: Dissertation on the Epistles of Themistocles, Socrates, Euripides, Phalaris, the Fables of Aesopus etc., ein Werk, welches auch Alexander v. Humboldt in seinem Kosmos benützte, wo er sagt: „Die meisten Stellen der griechischen Schriftsteller über Kosmos finde ich gesammelt in der Streitschrift von Richard Bentlei gegen Charles Boyle, über die historische Existenz des Zaleucus, Gesetzgebers von Locri." Bentlei wollte auch das neue Testament, wie den Horaz, herausgeben; aber die Schaar der Halbgelehrten haßte ihn, und das Werk kam nicht zu Stande; dieser Verlust ist unersetzlich; denn ein Bentlei mit seinem Kopf und seinen Vorarbeiten kommt sobald nicht wieder. Auch hielt er die berühmten Reden gegen die Feinde des Christenthums. „Nunc me," schreibt er an Grävius im Jahre 1694, „nunc me exercent praelectiones nuper a me habitae adversus Religionis Xt. hostes, quae mox prelo subjiciendae sunt. Hae obeuntur ex testamento nobilissimi et plane divini illius herois Roberti Boylei, fama super aethera noti. Ad hoc munus primus omnium delectus sum abhinc triennium. Anno elapso, me excepit Episcopus Bathoniensis." An Dr. Bernard schreibt er in dieser Angelegenheit Folgendes: „And then for Theists, you say, they have books written, but Atheists have only talk. Must we then pass by the Atheists? against the judgment and command of my Honorable Benefactor (Boyle), who hath put them in the very first place, as the most dangerous enemies? Atheism is so much the worse, that it is not buried in books, but is gotten εἰς τὸν βίον; that taverns and caffeehouses, nay Westminster-hall and the very churches are full of it. A sermon therefore must be contra malos mores, not malos libros etc." 6.

Das Ansehen eines solchen Mannes allein schon mochte im Stande gewesen sein, die geheimen und öffentlichen Feinde des Christenthums einzuschüchtern; bejahrte Philologen, wie der rühmlich bekannte Hemsterhuis, beugten sich vor dem noch jugendlichen Bentlei.

Dieser große und eben so christlich gesinnte Philolog konnte nicht gleichgiltig, wie es Neuere zu thun pflegen, an den Kirchenvätern vorübergehen. Wir werden von seinem Studium der Kirchenväter einige Proben vorlegen.

In seinen opusculis philologicis nennt er p. 250 den Clemens von Alexandrien, scriptorem illum praestantissimum, und citirt eine Stelle aus dem Dichter Thespis, deren Erhaltung wir nur diesem philosophisch gebildeten Kirchenschriftsteller zu danken haben.

In der Abhandlung de legibus Zaleuci verbessert er eine Stelle des Clemens, indem er schreibt: „Videtur suimet oblitus fuisse Clemens Alexandrinus, quum scriberet, Strom. 1. p. 133. Zaleucum primum fuisse, qui leges faceret; debuit enim, qui leges scriptas faceret." An einer anderen Stelle sagt er: „Tradidit hoc Aristoteles, ut citatur a scholiast. Pindar. Ac scholiastae auctoritatem confirmat Clemens Alexandrinus Stromat. 1. p. 152."

In der Abhandlung de aetate Pythagorae über das Wort ἡλικία gibt der nicht Einmal, sondern oft citirte Clemens die Entscheidung über die echte Bedeutung des Wortes. Dieser Kirchenvater wird nämlich angeführt aus Strom. 1. p. 133, 140, wo Bentlei Folgendes beifügt: „Perpendamus itaque, quae sit in aliis locis Clementis, voci, ἡλικία, subjecta notio." Dann p. 141. und am Ende: „Apparet ergo, ubique ἡλικίαν a Clemente dici aetatem florentem."

In eben derselben Abhandlung ersehen wir auch, daß Bentlei den im Anfange dieser Schrift erwähnten Tatian kannte. Seine Worte lauten: „Crates, inquit Tatianus, p. 188. ed. Gesneri, Ὅμηρον ἠκμακέναι φησί."

In der Epistola ad Millium führt Bentlei oft den Clemens an und holt sich Rath bei ihm, als einer zuverlässigen Quelle. In einem Briefe an Grävius verbessert er Strom. 5. p. 580.

Bentlei kannte auch die Briefe des Clemens Romanus ad Corinthios; er redet nämlich von einem Codex, qui integra

exhibet Biblia et epistolas S. Clementis ad Corinthios. Den heil. Hieronymus führt er an mehreren Stellen an, z. B. p. 157, wo er sagt: „Fuerunt tempore S. Hieronymi (vide ejus Comment. ad Titum) Critici quidam etc." — Dann p. 512, wo es heißt: „Eandem plane narrationem afferunt Georgius et Hieronymus."

Pagina 59. Dissertatio de Epistol. Socrat. lesen wir: „Vereor equidem, ne quis male factum putet, quod Eusebii et Theodoreti judicio me opponam. Sed constat, alios ejusdem generis errores esse eorum."

Man sieht, daß er die Väter gut und mit kritischem Auge gelesen hat. Daß er sich aber mit Eusebius, dem größten Kirchengeschichtschreiber, ernstlich beschäftigte, lesen wir in einem Briefe an Dr. Bernard: „I have now in my hands a noble fragment of Eusebius about Daniel's weeks, Gr. ex Bibliotheca Viennensi." 7. Man sieht, daß die Philologen damaliger Zeit sich auch um Theologisches bekümmerten und eine Ehre darein setzten, manches im Dunkeln liegende Manuscript an's Tageslicht zu fördern.

Eusebius lebte um das Jahr 300 und war Bischof von Cäsarea. Man verdächtigte ihn des Arianismus, daher auch Hieronymus von ihm sagt: „Er ist ein sehr gelehrter Mann, ich nenne ihn den gelehrtesten, aber er ist nicht katholisch." Seine Werke sind theils historischen, theils apologetischen und exegetischen Inhalts. Er wird der Vater der Kirchengeschichte genannt, aber wegen vieler Mängel in seiner Geschichte häufig und mit Recht getadelt. Uebrigens war er ein gründlicher Forscher der verschiedenen Religionssysteme, wie er in seinem Werke, betitelt: „Wahrheit des Evangeliums" an den Tag legt. Auch findet man in seinen apologetischen Werken viele Stellen aus heidnischen Schriftstellern, die dem Philologen von Interesse sind. Er schrieb ein Leben Constantinus des Großen und eine Lobrede auf ihn.

Theodoret, der oben erwähnt wurde, lebte um das Jahr 420 und war Bischof von Cyrrhus. Er war ein milder, wohlthätiger Mann, in Vielem über sein Zeitalter erhaben. Seine Werke sind

größtentheils exegetischen Inhaltes. Ausgezeichnet ist er im historischen Fache, nur vermißt man an ihm eine genauere Chronologie.

In den opusculis philologicis lesen wir ferner p. 60 folgende Stelle über die Briefe des heiligen Ignatius: „Posteaquam typis jam descriptum id erat, vidi in Pearsonii, viri plurimum reverendi, Vindiciis Epp. Sancti Ignatii digressionem factam ex instituto contra Epistolas Socratis."

Wie wenig die älteren Philologen unterschieden zwischen einem Classiker und Kirchenschriftsteller sehen wir aus folgender Stelle des Grävius an Bentlei: „Lipsiae Juliani Opera et Cyrillus in Julianum jam typis descriptus est; subjicientur nunc notae Petavii et aliorum, quibus accedit commentarius Spanhemii." Er fährt, auf einen Classiker übergehend, weiter fort: „Pausaniae quoque a Kuhnio illustrato jam manus illos audio admovisse." Anderswo schreibt Grävius: „Ex Suecia his diebus mihi delata est laudatio Gregorii Nazianzeni a Theodulo Monacho adornata." — In einem anderen Briefe schreibt eben derselbe Philolog Grävius: „Clericus constituerat tam Augustino quam Petavio notas apponere." Dieser Clericus war ein ausgezeichneter Philolog, der viele griechische Werke commentirt herausgab, und doch fand er es nicht unter seiner Würde sich auch mit einem heiligen Augustinus zu beschäftigen. Ein Bentlei beehrt ihn mit den Prädicaten: „Vir et ingenio et eruditione celebris; vir sagax; vir ingeniosus. Haec vere," setzt er bei, „et ex animo de te dicta. Was den so eben erwähnten Cyrillus betrifft, so fügen wir Folgendes zur näheren Aufklärung bei.

Cyrillus gab es zwei; einer von Alexandrien, der andere von Jerusalem. Der von Grävius erwähnte Cyrillus ist der Alexandriner, Patriarch in Alexandrien. Er ist auf eine nicht ganz lobenswerthe Weise in den Annalen der Kirche bekannt. Besonders war er ein Feind des heil. Chrysostomus, zu dessen Absetzung im Jahre 403 er mitstimmte. Er schrieb viele Werke, die einen großen Werth haben. Als Polemiker kämpfte er gegen den Kaiser Julian in zehn Büchern unter dem Titel: „Von der

wahren Religion der Christen.“ Dieses ist das beste seiner Werke; auch enthält es viele Stellen aus dieses Kaisers längst verlorner Schrift gegen das Christenthum.

Auch den christlichen Dichter Nonnus las und kannte Bentlei. Dieser Dichter hatte unlängst die Ehre, in einem Blatte über Verdienst gepriesen zu werden. Nach dem Inhalte jenes Blattes müßte der Leser denken, Nonnus sei im Stande einen Homer zu ersetzen. Er ist zwar ein christlicher Dichter, aber das allein ist noch kein Empfehlungsbrief, um ihn unbedingt der Jugend in die Hände zu geben; auch unter dem Deckmantel des Christenthums wird Geschmacklosigkeit nie zu Ehren gelangen. So wollen wir denn sehen, was Bentlei von Nonnus urtheilt: „Bonus iste scriptor non est Nonnus poeta, qui Dionysiaca fecit, et carmine reddidit Evangelium S. Joannis, ut viri docti et, si conjecturae locus est, ipse Boyleus crediderunt. Non sum, fateor, istius poetae admirator; de ejus ingenio et stilo meum idem, quod Scaligeri, Cunaei, Heinsii judicium. Est tamen varia et multiplex ejus eruditio, et peritus haberi grammaticus potest, poeta licet mediocris. Nec unquam a me impetrare potero, ut scriptorem eum putem istius Commentarii, tot pudendis pleni erroribus.“ Es war nämlich ein anderer Nonnus, der einen Commentar schrieb zu den Reden des heil. Gregorius Nazianzenus, welche dieser gegen den Kaiser Julian hielt, und die wir noch besitzen. Bentlei citirt an mehreren Stellen den heil. Gregorius, um den letzteren Nonnus, den Commentator, zu widerlegen. Jener Nonnus, der die Dionysiaca schrieb und eine Paraphrase des Evangelium Johannis gab, lebte um das Jahr 410 und war aus Panopolis in Egypten. Dieser christliche Dichter fand eine Bearbeitung durch den Philologen Passow in Breslau im Jahre 1832. So mittelmäßig dieser Nonnus ist, so zog er doch in neuester Zeit die Aufmerksamkeit des großen Alexander von Humboldt auf sich, welcher in seinem Kosmos, wo er von der Alexandrinischen Dichterschule Erwähnung macht, Folgendes über Nonnus äußert: „Das Uebermaß des beschreibenden Elements findet sich in den durch kunstreichen

Versbau ausgezeichneten 48 Gesängen der Dionysiaca des Egyptiers Nonnus. Der Dichter gefällt sich in der Darstellung großer Naturumwälzungen; er läßt durch ein vom Blitz entzündetes Waldufer, im Flußbette des Hydaspes, selbst die Fische verbrennen; er lehrt, wie aufsteigende Dämpfe den meteorologischen Proceß des Gewitters und eines elektrischen Regens erzeugen. Zur romantischen Poesie hingeneigt, ist Nonnus von Panopolis wundersam ungleich, bald begeistert und anregend, bald langweilig und wortreich."

Wie sehr Bentlei die Väter kannte, ersehen wir aus einer Stelle, wo er sagt, er könne Stellen aus vielen Vätern anführen, die er aber absichtlich übergehe. „Multa prudens et sciens praetereo, quae ex Athenagora etc. adferre possem." Athenagoras hatte den Beinamen: der christliche Philosoph. Wir kommen später auf ihn zurück.

Beweisstellen, aus denen erhellt, wie sehr dem Bentlei die Textesberichtigung der Bibel am Herzen lag, könnten wir zahllose anführen, um zu zeigen, daß Bentlei an seinem guten Rufe als Philolog gar nichts einbüßte, daß er sich auch um das kümmerte, was uns zunächst stehen sollte, nämlich um das Buch der Bücher, wie Göthe die Bibel nennt. Wie wenig aber dieser große Philolog durch Lesung der Bibel und der Kirchenväter an der Schönheit seines lateinischen Stiles einbüßte, ersehen wir aus dem großen Ansehen, in welchem er noch jetzt bei jedem Kenner der classischen Studien steht. Einige Stellen jedoch, die von seinem Interesse für Bibelstudium zeugen, werden willkommen sein. „De lite Gronovii et Perizonii de morte Judae et voce ἀπάγχεσθαι nescio, an aliquid audieris." Dies schreibt ihm Grävius, welcher mit Bentlei im eifrigsten Briefwechsel stand, um das Interessanteste aus den philologischen Forschungen sich gegenseitig mitzutheilen. Wie sehr ihn der Text des neuen Testamentes interessirte, beweist sein Brief an den Erzbischof von Canterbury. Er verglich alle Manuscripte, die er auftreiben konnte, um den richtigen Text herzustellen. Rührend ist es, wo er sagt, daß das neue Testament an gefundener Sorgfalt zur Textverbesserung jedem heidnischen Autor nachstehe. The new Testament has been under a

hard fate since the invention of printing. — No heathen author has had such ill fortune." 8.

Die Hauptstelle, aus der ersichtlich ist, wie groß sein Wunsch war, den Text der Bibel von seinen Fehlern befreit zu sehen, findet sich in der Epistola ad Millium, am Ende. Millius nämlich ging damit um, die Bibel mit verbessertem Texte herauszugeben; in Folge dessen schreibt Bentlei an ihn: „Macte ista pietate ac diligentia esto. In te omnes ora atque oculos convertimus, te unum in hoc curriculum vocamus: ipsi codices celerem tuam opem implorant et flagitant: quid cessas per medias laudes et faventium plausus secundo rumore ingredi? Tu vero, ut polliceri de te possum, facies id sedulo; simulatque exibit Novum tuum Testamentum, jam fere ad umbilicum usque perductum: quo in opere, nisi vererer coram in os te laudare, dicerem quam longo intervallo aliorum omnium in eo genere labores post te reliqueris. Ea Typorum elegantia est et magnificentia; ea in Adnotationibus eruditio elucet, in Variis Lectionibus industria: quippe etenim ad eam copiam comparandam omnia S. Patrum scripta, omnes antiquas Versiones et infinitam vim Codd. MSS. curiose excussisti etc. Er zeigt dann an Beispielen den Nutzen einer Texteskritik. Doch genug.

Für uns war hoc opus, hic labor, zu zeigen, daß der berühmte Philolog Bentlei außer den classischen Schriftstellern auch Kirchenväter las, und daß wir gar nicht finden, daß ihm das in Beziehung der Correctheit des lateinischen Stiles geschadet habe.

Auf Eines erlauben wir uns noch zum Schlusse aufmerksam zu machen. Die beiden größten Philologen ihrer Zeit, Muret und Bentlei, hielten es nicht unter ihrer Würde, bei feierlichen Gelegenheiten ganz christlich gehaltene Reden vorzutragen. Von Bentlei hat es der Leser so eben erfahren, von Muret finden wir einige in seinen philologischen Reden, z. B. Oratio de mysterio et festo circumcisionis dominicae. — Dann: De S. Johanne Evangelista. In der Rede, welche Muret hielt, cum Senecae librum de providentia interpretaturus esset, werden die Ansichten des heil. Chrysostomus zu Grunde gelegt und ausführlich abgehandelt. Muret's Worte lauten:

„Joannes Chrysostomus, qui singularem vitae sanctitatem admirabili quadam et doctrinae abundantia et dicendi facultate cumularet, cum dixisset, multis absurdum quodammodo videri, quod Deus pios viros, quosque ipse apertissimis signis sibi carissimos esse declarat, plerumque tamen omni genere acerbitatum agitari vexarique patiatur, undecim causas adfert, cur ita fieri expediat: quas singulas non modo exponere sed etiam breviter illustrare ac confirmare decrevi." Wo Chrysostomus die Ansicht ausspricht, daß der Mensch hier auf dieser Welt Leiden ertragen müsse, um desto eher zur Ueberzeugung zu kommen, daß mit dem Tode nicht Alles beendigt sein könne, sondern die Guten Belohnung, die Bösen aber jenseits Strafe erwarte, fügt der Philolog Matthiä etwas naiv folgende Anmerkung hinzu: „Memorabilis sententia, quam nostra aetate Cantius (Kant) uberius explicavit. Neque tamen a Cantio Chrysostomum lectum credo." Ein älterer Philolog hätte nicht so naiv diese Anmerkung gemacht; denn bei einer häufigeren Lectüre der Kirchenväter damaliger Zeit hätte er gewiß erfahren, daß obige Ansicht eine alte und verbreitete war, und daß die Leser der Väter nicht erst auf Kant warten durften. Für Matthiä und andere Philologen nach dem neuesten Stile mag wohl Kant etwas Neues gesagt haben, was Chrysostomus vor 1400 Jahren schon seinen Gläubigen gepredigt hatte. Das Schönste an der Sache ist, daß diese Herren ganz kühn ihre Unwissenheit zur Schau tragen und es fast nicht glauben zu können scheinen, daß ein Chrysostomus einen Gedanken soll hegen können, der in Kant's Gehirnkammern sich festsetzte. — Daß Kant den Chrysostomus nicht las, glauben wir mit Matthiä auch; Kant war wohl Hamanns Freund, aber nicht von dessen Glauben und tiefer christlicher Religiosität. Was Matthiä eine memorabilis sententia nennt, wissen bei uns alle von ihrem Katecheten gut unterrichteten Kinder. Woher hat aber der Katechet diese Idee? — Die Lehren der Kirchenväter gingen in's Leben und sofort auch in die Katechismen über, von welchen freilich ein Kritiker und Philosoph keine Notiz zu nehmen braucht. Wir erinnern bei dieser Gelegenheit recht passend an das,

was Jean Paul über den Philosophen Fichte sagte: „Dieser glaube recht viel Neues gesagt zu haben, weil er keine Bücher las, in denen seine neuen Ideen schon lange von Anderen ausgesprochen standen." — Was ich am Ende des vorigen Capitels sagte, wiederhole ich auch hier: „Man kehre bisweilen in die Vergangenheit zurück, um von ihr zu lernen." Vielleicht findet ein Gelehrter wieder eine und die andere Idee in den Kirchenvätern, die auch Herbart, Fichte, Hegel und Andere gehabt haben.

VI. Capitel.

Herder's Urtheil über die Kirchenväter und über Kirchenpoesie.

Secretum iter et fallentis semita vitae.

Hor.

Mir gefällt sehr, daß auch Sie die alten Hymnen so gefühlt haben. (In den Scriptoribus rerum Italicarum von Muratori sind einige Benedictinische auch voll derselben Salbung und sanften Melancholie: sie hätten mich bald zum Benedictiner gemacht.) Auch sehr wahr ist, die Kirchenväter waren weiser, als man glaubt.

Johannes v. Müller an Herder.

In dem Chore jener geistesgroßen Männer, die als Sprecher für Kirchenväter auftraten, ragt besonders der vielseitig gebildete Herder hervor. Abgesehen von dem, was dieser große Gelehrte in vielen Fächern der Literatur geleistet, wollen wir hier nur das in Erinnerung bringen, was er zu verschiedenen Zeiten und in verschiedenen Schriften, freilich nicht überall ganz frei von Vorurtheilen, die ihm der Protestantismus einprägte, über die Väter Günstiges aussprach. — Tiefe Kenntniß derselben dürfen wir ihm wohl nicht zuerkennen; man kann von ihm wirklich in dieser Beziehung, wie in manchem anderen Zweige der Literatur, das Sprichwort anwenden: „Ut canis e Nilo bibit et fugit;" aber seinem das Allgemeine und Große der Weltbegebenheiten umfassenden Geiste konnte und durfte die Größe und Wichtigkeit dieser Männer schlechterdings nicht entgehen. Ein Mann, der im unbedeutend scheinenden Schifferlied das Schöne findet, und es einer Besprechung werth hält, konnte unmöglich an den Vätern gleichgiltig vorübergehen. Von seinen Briefen, das Studium der Theologie betreffend, empfehlen wir den 41., in welchem er

von einigen Kirchenvätern lobenswerthe Erwähnung macht: „Ich lasse manchen Kirchenvätern ihren Witz, ihre Allegorien, ihre glänzenden Tiraden; aber ihre Kürze, Einfalt, ihr Ansehen, ihren herzlichen, oder wenn ich so sagen darf, Brustvortrag (eloquentiam pectoris) beneide ich manchem. Es ist eine Schande, daß viele Prediger unter Postillen alt und grau werden, und wenigstens einen Basilius und Chrysostomus nie kennen gelernt haben: hierin beschämet uns vielleicht die römische und griechische Kirche; die französische Kanzelberedsamkeit hat sich sehr nach Chrysostomus gebildet; und in der griechischen Kirche sind in den seltenen Predigten, die sie aufgibt, noch von Basilius Einfalt Spuren. Wenn die eigentlich christliche Epoche wenigstens ein silbernes Zeitalter gehabt hat, so war's das Jahrhundert, da diese Männer und neben ihnen ein Eusebius, Athanasius, Gregorius, Ambrosius lebten." — Wo Herder den Theologen die Lectüre der Classiker anpreiset, bedient er sich der Autorität des heil. Basilius. „Homer und Sophokles," sagt er, „sind in thätiger Entwicklung des vollkommensten mythischen Gebäudes, so wie Aristoteles in den feinsten Bemerkungen und Regeln darüber, die ewigen Muster, die auch der heil. Basilius selbst anpreiset."

Wir sehen aus dieser Stelle abermals, wie die gelehrtesten Männer zur Vertheidigung der classischen Literatur gerade ihre vermeintlichen Gegner, die Kirchenväter, zu Hilfe riefen. Ungeachtet dessen wies man ihnen in den Schulen auch nicht das kleinste Plätzchen an, weil man sie in anderer Weise vielleicht für gefährlich hielt oder ihnen zu wenig Geschmack zutraute, um als Bildungsmittel aufgenommen zu werden. Was der gelehrte Bähr von christlicher Poesie sagt, daß man ihr auf höhern Bildungsanstalten mehr Aufmerksamkeit schenken sollte, gilt überhaupt von der Lectüre der Väter. „Wir glauben," so spricht Bähr, „daß es zweckmäßig und von wesentlichem Nutzen sein dürfte, die Jugend in den obern Classen der Gymnasien und Lyceen mit den vorzüglichsten Erscheinungen dieser Poesie, die ihnen jetzt so ganz fremd ist und bleibt,

bekannt zu machen, ja selbst einzelne Stücke solcher Dichtungen in die Chrestomathien lateinischer Dichter, in denen sie wahrlich, auch von anderen Standpunkten aus betrachtet, eine Stelle neben manchen Producten der heidnischen Zeit verdienen, aufzunehmen, um so zugleich den lebendigen Gegensatz der heidnischen und christlichen Welt und Poesie erkennen zu lassen, und jugendlichen Gemüthern frühe einzuprägen."

Nach unserer Ansicht aber, so sehr wir sonst mit Bähr übereinstimmen, handelt es sich nicht blos darum, einen Gegensatz zwischen Heidnischem und Christlichem hervorzubringen. Die Jugend soll vielmehr durch die Lectüre der christlichen Schriftsteller und Dichter zur Einsicht und zum lebendigen Bewußtsein kommen, daß die heidnische Literatur allein wahre Bildung nicht geben kann und soll. Durch christliche Lectüre soll ja eben der übertriebenen Anbetung der Classiker Einhalt gethan und das rechte Gleichgewicht herbeigeführt werden.

In den Ideen zur Geschichte der Menschheit spricht Herder sich an mehreren Stellen besonders günstig über die Väter aus: „Gewiß sind die früheren Kirchenväter, die in Alexandrien gebildet wurden, nicht die schlechtesten; der einzige Origenes hat mehr gethan, als zehntausend Bischöfe und Patriarchen. Auch auf einige seiner Schüler ging sein Geist über, und mehrere Kirchenväter aus der Alexandrinischen Schule dachten und stritten wenigstens doch gewandter und feiner, als so manche andere." Besonders lobt Herder an Origenes den gelehrten kritischen Fleiß. Was die Kirche von Origenes urtheilt, gehört auf das religiöse Gebiet.

So viele Feinde auch das Einsiedlerleben zählt, so ist es doch auffallend, daß gerade denkende Männer demselben nicht abhold sind. Schon Aristoteles nimmt ein dreifaches Leben an: ein beschauendes, ein wohllüstiges und ein thätiges; das beschauende zog er vor. Auch Herder, Müller, Alexander v. Humboldt, Göthe sprechen sich in nicht erwarteter Weise über das Einsiedlerleben aus. — So lesen wir von Göthe: „Wenn heute der altehrwürdige englische Mönch Baco, — mit dem Kanzler

Verulam keineswegs zu verwechseln, — nachdem so manche Jahrhunderte hinter seinen wissenschaftlichen Bestrebungen abgelaufen sind, von den Todten zurück zu mir in mein Studirzimmer käme und mich höflich ersuchte, ihn mit den Entdeckungen, die seitdem in Künsten und Wissenschaften erfolgt, bekannt zu machen — ich würde mit einiger Beschämung vor ihm dastehen und im Grunde nicht so recht wissen, was ich dem guten Alten antworten sollte. Fiele es mir etwa ein, ihm ein Sonnenmikroskop vorzulegen, so würde er mir bald mit einer Stelle in seinen Schriften dienen, wo er dieser Erfindung nicht blos ahnend vorgriff, sondern derselben auch durch wahrhaft praktische Winke den Weg bahnte. Führte uns unser Gespräch auf die Entdeckung der Uhren, so würde er vielleicht, wenn ich ihm eine vorzeigte, gelassen fortfahren: Es ist das Rechte! Es kommt mir indeß nicht unerwartet. Ich habe es ebenfalls vorausgesehen. Von der Möglichkeit solcher Maschinen könnt Ihr Seite 504 in meinen Schriften das Nöthige nachlesen, wo ich sie ebenfalls, wie das Sonnenmikroskop und die Camera obscura, ausführlicher behandelt habe. Zuletzt nach völliger Durchmusterung aller neuen Erfindungen, müßte ich vielleicht erwarten, daß sich der tiefsinnige Klosterbruder mit folgenden Worten von mir verabschiedete: Besonderes ist es eben nicht, was ihr da im Laufe so vieler Jahrhunderte geleistet habt. Rührt euch besser!"

„Ich ehre die Einsamkeit," spricht Herder bei Gelegenheit, wo von dem Stillleben der Väter geredet wird, „jene nachdenkende Schwester, oft auch die Gesetzgeberin der Gesellschaft, sie, die Erfahrungen und Leidenschaften des geschäftigen Lebens in Grundsätze und in Nahrungssaft verwandelt." In Folge dieser seiner Ansicht lesen wir weiter rückwärts folgende schöne Apostrophe an den heiligen Chrysostomus: „Wie beklage ich dich, du goldener Mund, Chrysostomus, daß deine überströmende Rednergabe nicht in bessere Zeiten fiel! Aus der Einsamkeit tratst du hervor, in der du deine schönsten Tage durchlebt hattest! In der glänzenden Hauptstadt wurden dir trübere Tage. Dein Hirteneifer war von seiner Flur verirret; du erlagst den Stürmen der Hof- und Priesterkabale, und

mußtest vertrieben und wieder hergestellt, endlich doch im Elende sterben!" Welchen Leser wird diese schöne Apostrophe nicht ergreifen! Was anderes, als nur Bewunderung echter Größe kann zu solchen Worten begeistern! Herder konnte unmöglich für Cicero und Plato, Virgil und Homer eine größere Bewunderung hegen. Solche Worte, wie sie Herder sprach, hätten uns schon lange aus unserer Lethargie wecken sollen, mit einem so bewunderten Manne, wie Chrysostomus war, uns mehr bekannt zu machen. Neander trug das Seinige bei, diesen Vater uns näher zu rücken; aber die gelehrte Welt blieb unbekümmert. Gewiß interessirt es, auch Johannes v. Müller's Ansicht über das Einsiedlerleben zu lesen: „Ich habe den Irenäus excerpirt. Nun bin ich an Canisii äußerst unterrichtenden, interessanten lectionibus antiquis. Hast du den Sulpicius Severus schon gelesen? Die Kirchenhistorie ist niedlich, und (gar selten) noch am Ende sehr billig; aber auch die Bücher de vita B. Martini werden dich freuen; sie sind voll Salbung. Möchte man nicht auch jetzt wieder (1794) nach Oberegypten? Anachorete werden? ich bin dabei! Von Wurzeln, Milch und Wasser will ich gern leben. Doch meine Bücher möcht' ich mir ausbitten." — Im Jahre 1798 schrieb Müller: „Gelesen habe ich seither die von Hieronymus verfaßten Lebensbeschreibungen. Mich interessiren die Einsiedler, weil man wirklich nicht weiß, ob so eine Lebensart nicht nothwendig werden möchte; ich bin aufmerksam auf derselben Möglichkeit. Ein südliches Klima ist freilich Haupterforderniß. In dem 1. Buche wider Jovinianus steckt erstaunliche Gelehrsamkeit aus griechischer Mythologie und Geschichte; der Vater (Hieronymus) war ein außerordentlicher Mann. Auch passiones und solche Ermunterungen lese ich gern; die Zeiten gefahrvoller Confession können wieder kommen." — „Ich habe seinen Commentar über Hesekiel gelesen; es ist immer viel zu lernen, der Vater wußte sehr viel und hatte eine kraftvolle Seele. Ich begreife nicht, wie er 94 Jahre hat leben können!" — „Er ist grundgelehrt, ein Mann von kritischem Sinne und seine Schreibart gut." — „Ich habe Sonntags die höchst interessanten Briefe des Hieronymus ange-

fangen. Sie machen mir unendliches Vergnügen. Sie sind sehr schön und lehrreich." — Auch einen heidnischen Philosophen und Staatsmann über die Einsamkeit zu vernehmen verlohnt der Mühe: „Nichts ist erfreulicher," schreibt Cicero an Atticus, „als diese Einsamkeit, nichts anmuthiger, als dieser Landsitz, als das nahe Ufer und der Blick auf das Meer. In der Einöde der Insel Astura stört mich kein Mensch; und wenn ich mich früh Morgens in einem dichten und rauhen Wald verborgen halte, verlasse ich denselben vor Abend nicht. Nächst meinem Atticus ist mir nichts so lieb, als die Einsamkeit, in ihr pflege ich meinen Verkehr mit den Wissenschaften."

Da wir oben Herder's Lob der Einsamkeit unserem Leser mitgetheilt haben, so können wir nicht umhin, ihn noch zu einer anderen Stelle, freilich etwas vom Wege ab, zu führen, da sie aus dem Munde eines Protestanten für uns Katholiken eine viel größere Bedeutung hat. „Noch muß ich des Einen und Ersten Ordens erwähnen, der im Occident eingeführt ward, der Benedictiner. Wie viele schöne Gegenden in allen Ländern besitzen Benedictiner, die sie zum Theil urbar gemacht haben! Auch in allen Gattungen der Literatur thaten sie, was männlicher Fleiß thun konnte; einzelne Männer haben eine Bibliothek geschrieben, und ganze Congregationen es sich zur Pflicht gemacht, durch Erläuterung und Herausgabe zahlreicher Werke insonderheit des Mittelalters auch literarische Wüsteneien urbar zu machen und zu lichten. — Ohne den Orden Benedict's wäre vielleicht der größte Theil der Schriften des Alterthums für uns verloren; und wenn es auf heilige Aebte, Bischöfe, Cardinäle und Päpste ankommt, so füllt die Zahl derer, die aus ihnen hervorgegangen sind, mit dem, was sie veranstalteten, selbst eine Bibliothek. Der einzige Gregor der Große, ein Benedictiner, that mehr, als zehn geist- und weltliche Regenten thun konnten; auch die Erhaltung der alten Kirchenmusik, die so viel Wirkung auf die Gemüther der Menschen gehabt hat, sind wir diesem Orden schuldig."

Wir gedenken dieses Lobspruches aus dem Munde Herder's

um so bereitwilliger, da eben die Benedictiner es sind, denen wir die besten und meisten Ausgaben der Kirchenväter verdanken; Schade, daß die Stürme der französischen Revolution dem schönen Beginnen der gelehrten Männer aus der Congregation S. Mauri ein Ende machten. Für Leser, die auf Kirchenväter-Literatur ihr Auge wenden, mag zur Richtschnur bei der Wahl der Ausgabe die Angabe des Titels dienen, welcher lautet: „Opera et studio D. Bernardi de Monfaucon, Monachi Ordinis Sancti Benedicti, e Congregatione S. Mauri, opem ferentibus aliis ex eodem Sodalitio Monachis."

Johannes v. Müller ist ein großer Lobredner der alten Institute, der Klöster. „Sie sind vortreffliche Institute, dergleichen nicht leicht wieder zusammenzubringen sein werden; ganze Zweige der Gelehrsamkeit werden mit ihnen verdorren, ganze Gegenden in Wüstenei zurücksinken. Wie sehr wünschte ich selbst mir so ein Kloster! Kurmainz hat drei für die Universität säcularisirt, und nach zehn Jahren war kaum so viel von dem Einkommen übrig, als das Eine der drei gehabt. Ich weiß von guter Hand, daß bei den Josephinischen Reformen ein Eigenthum von 80 Millionen so durchgefallen. Aber man tödtete die das goldene Ei legende Henne. — Endlich: wer den Zweck will, muß auch die Mittel ergreifen; ich höre immer sagen, der Fall des Altars habe den des Thrones nach sich gezogen; aber Niemand will jenen wieder aufrichten. Ei, so laßt denn Institute, die zu Seminarien für Volkslehrer, die zum Trost und Unterricht, die zu Centris der Andacht eigens gegründet waren! Errichten sollte man sie, wo keine mehr sind." — Er schiebt die Schuld auf Voltaire's Werke und schließt: „Daher die unnennbaren Widersprüche, daher der Thurm zu Babel in aller Welt. Hievon datirt auch der Gedanke des Klosteraufhebens, der Auflösung religiöser Vereine."

Es wäre in der That auffallend, wenn ein Herder, welcher für alles Edle und Große, was jemals an's Licht trat, ein feines Gefühl hatte, von einem Augustinus in seinen Schriften keine Erwähnung gemacht hätte. Er gedenkt aber seiner, wie keines andern, den einzigen Chrysostomus ausgenommen. Da, wo er über Petrarca spricht, erwähnt er auch ausführlich den Augu-

stinus. Ziemlich frühe schrieb Petrarca an den Bischof von Lombes, der in einem scherzhaften Briefe seine Laura für ein Hirngespinnst und seine Liebe für den Augustinus für eine Komödie erklärt hatte, außerordentlich ernsthaft. „Wenn ich," so schreibt Petrarca an den Bischof, „wenn ich die Poeten und Philosophen liebe, so folge ich darin dem Beispiel des heil. Augustinus. Nie würde er sein Buch von der Stadt Gottes gemacht haben, wenn er nicht voll von ihren Ideen gewesen wäre. Vielleicht hätte er aufgehört sie zu studiren, wenn er, wie der heil. Hieronymus, einen Traum gehabt hätte, worin ihm wäre vorgeworfen worden, daß er den Cicero zu sehr liebte. Sie wissen, wie er selbst gesteht, er habe in den Büchern der Platoniker viele Lehren unserer Religion gefunden. Er fügt hinzu, nachdem er den Hortensius des Cicero gelesen, habe er sich von allen Secten losgemacht, um der Wahrheit anzuhängen. Ich nehme diesen Vater, wegen der Wahrheit dessen, was ich sage, und wegen der Aufrichtigkeit meiner Liebe zu ihm, zum Zeugen. Er ist an einem Orte, wo er weder betrügen, noch betrogen werden kann. Ich hoffe, daß er mit meinen Irrthümern Mitleiden haben wird, vornehmlich, wenn er sich an seine eigenen erinnert." So redet Petrarca über Augustinus. — In eben diesem Jahre hatte Petrarca mit seinem Bruder eine Reise auf den Berg Ventour gethan, die er seinem Beichtvater Denis beschreibt. — Indem er seine Augen an dem großen Schauspiel der Aussicht über Länder, Berge und Meere, die seinen Geist erhob und ihn zu frommen Betrachtungen weckte, gesättigt hatte, nahm er die Bekenntnisse des heil. Augustinus, die er immer bei sich trug, in die Hand; er traf auf eine Stelle, die ihm so wunderbar passend für seinen Zustand vorkam, als jene, die der heil. Augustinus und Alipius aufschlugen, und von denen sie die bekannte große Wirkung verspürten; kurz, er glaubte, daß er nichts Besseres thun könne, als diesem Heiligen nachzuahmen.

Wir erlauben uns hier zu fragen, ob denn Petrarca ein noch größerer Dichter hätte werden können, wenn er den heil. Augustinus nicht lieb gewonnen hätte? Oder sind seine lateinischen Ge-

spräche und sein episches Gedicht in lateinischer Sprache abgefaßt, minder schön und sprachlich richtig, weil er den Augustinus las? — Es ist rührend und in dem Getümmel unseres flachen Lebens eine selten vorkommende Erscheinung, große Männer nach Selbstkenntniß, nach Wahrheit ringen zu sehen, wie wir es an Augustin, an Petrarca gewahr werden. Freilich ist das Seelenleben, wie das Leben großer Helden, nicht vom Kanonendonner begleitet; es wird kaum bemerkt; es ist auch ein wahres noli me tangere; aber der Jugend soll man solche Bücher nicht vorenthalten, in welchen der Weg zu einem edleren Leben gezeigt wird, als es gewöhnlich auf dem Markte der nichtsthuenden Geschäftigkeit des Weltverkehrs gelebt wird. Unsere Seele ist ein sonderbar Ding, sie wird oft geängstigt und herumgejagt und ist oft recht verzagt und trostlos. Da hilft aber, wie wir anderswo noch bemerken werden, nicht immer ein classisches Buch.

Ueber den heil. Augustinus spricht Herder noch Folgendes: „Sie kennen den Heiligen, den Mann von seltenen Anlagen und einer so feinen, vielgewandten Denkart, wie Augustinus war. Die Schicksale und Fehler seiner Jugend, die mancherlei Wendungen seiner warmen und reichen Phantasie, die hitzige Thätigkeit seines Lebens, die Krümmen und Rückwege, denen sein geschäftiger, beredter Disputirgeist ausgesetzt war, und dabei die innere Redlichkeit, die sanfte Empfindlichkeit seines Herzens, alles dieses gab ihm den Stoff zu seinen Confessionen. — Ein Geist, wie dieser, mußte oft und viel fehlen; aber auch seiner Fehler spät oder früher inne werden; und da war es freilich eine Art süßer Buße, das Gewirre seines Herzens der obersten Weisheit vorzulegen, und was er an sich nicht ändern konnte, ihr liebevoll zu beichten. In den Confessionen Augustin's herrscht eine so weiche Zärtlichkeit, ja, ich möchte sagen, eine so verführerische Buhlerei mit Gott und seinem eigenen Herzen, daß sie zu allen Zeiten und beinah vor allen Schriften dieses Kirchenvaters Liebhaber und Verehrer gefunden haben, auch unter denen, die nicht eben seines Ordens waren. Eben so war Petrarca eine der zarten, empfindungsreichen Seelen, die bestimmt

scheinen, lange Jahre oder vielleicht lebenslang mit sich in Kampf zu leben. — Seltene Wesen dieser Art sind gleichsam geflügelte Geschöpfe, Schmetterlinge, die von allen Blüthen nur das Feinste kosten wollen, und in dunkeln Stunden, wenn sie gewahr werden, daß noch das Gespinnst der Raupe an ihnen hängt, aus sich selbst hinauszufliegen streben, und also tapfer mit sich kämpfen."

Auch Müller's Worte über Augustin verdienen Beachtung: „Ich habe an den Sonntagen die 22 Bücher de civitate Dei gelesen. Das ist wahr: die Empfindung der Väter reißt hin. Augustinus war ein großer Geist und eine gefühlvolle Seele; er ist mir ungemein lieb. Stellen hat er, des Tacitus würdig. Nichts ist über die Salbung, womit diese Väter vom Heiland, über die Liebe, womit sie von den Brüdern sprechen. Das hängt bei ihnen zusammen und mußte so sein, sonst wäre unsere Religion nicht gepflanzt worden." Als dem Müller seine Mutter gestorben war, schrieb ihm der Kurfürst von Mainz: „Votre douleur est juste, il faut cependant la moderer. Comme Vous lisez quelquefois les Pères de l'Eglise, lisez dans les Confessions de St. Augustinus le chapître sur la mort de sa mère. Cela Vous consolera." Wir geben hier die Stelle aus Augustin Conf. IX, 12.: „Non decere arbitrabamur funus illud questibus celebrare, nam illa nec misere moriebatur, nec omnino moriebatur; hoc documentis morum ejus et fide non ficta rationibusque certis tenebamus."

Als zart und fein fühlende Männer schildert uns Herder den Kirchenvater Augustin und den Mann des Mittelalters Petrarca. Herder hatte den heftigen Wunsch und fast eine Art Sehnsucht, im Mittelalter gelebt zu haben. Er war bei alle dem ein großer Freund der Griechen und Römer, und hatte viel Brauchbares über die Classiker geschrieben. Desto höheren Werth hat seine Autorität für uns, wo er als Lobredner mittelalterlicher Poesien auftritt. Sein Auge fand das Schöne auch im Negerliede heraus. Auch Müller schätzte das Mittelalter nicht minder, als das griechische Alterthum, wie wir aus einem Schreiben an Herrn Friedrich Hurter,

Pfarrer zu Löhningen, entnehmen: „Die Sie reizende hohenstaufische Zeit ist reich und sehr groß, würdig ein Leben zu füllen, doch nicht unermeßlich; vortrefflich, wenn Sie diese wählen; von **1080** bis **1269**, welche Heroen!"

In Folge dieser sonderbaren Sehnsucht Herder's läßt sich auch seine ungeheure Vorliebe für alte Kirchenlieder und barbarische Kirchenpoesie erklären; denn sonst könnte mancher feinere Mann, dessen Ohr nur von den Melodien des Horaz und Anakreon voll ist, nicht einsehen, wie denn Herder diese verstaubte Poesie gar so loben könne. — Wir wollen ihn selbst reden hören.

„Schwerlich wird Jemand sein, der zum Beispiele im Gesange des Prudentius: Jam maesta quiesce querela, nicht von rührenden Tönen sein Herz ergriffen fühlte, dem der Todtengesang: Dies irae, dies illa nicht Schauder einjagte, den so viele andere Hymnen, jeder mit seinem Charakter bezeichnet, z. B.: Veni redemtor gentium; Vexilla regis prodeunt; Salvete, flores Martyrum; Pange lingua gloriosi u. s. f. nicht in den Ton versetzten, den jeder Hymnus will, und in seiner demüthigen Gestalt, mit allen seinen kirchlichen Idiotismen mächtig gebietet. In diesem tönt die Stimme der Betenden; jenen könnte nur die Harfe begleiten; in andern schallt die Posaune; es ruft und tönt die tausendstimmige Orgel."

„Fragt man sich um die Ursache der sonderbaren Wirkung, die man von diesen alt christlichen Gesängen empfindet, so wird man dabei eigen betroffen. Es ist nichts weniger als ein neuer Gedanke, der uns hier rührt, dort mächtig erschüttert. Gedanken sind in diesen Hymnen überhaupt sparsam. Manche sind nur feierliche Recitationen einer bekannten Geschichte, oder sie sind bekannte Bitten und Gebete. Fast kommt der Inhalt aller in allen wieder. Selten sind es auch überraschend feine und neue Empfindungen, mit denen sie uns etwa durchströmen; auf's Neue und Feine ist in den Hymnen gar nicht gerechnet. Was ist es denn, was uns rührt? Einfalt und Wahrheit. Hier tönt die Sprache eines allgemeinen Bekenntnisses, Eines Herzens und Glaubens."

„Lassen Sie sich," spricht Herder an einer anderen Stelle, „nicht abschrecken, den alten Gesang in seiner Würde und Einfalt zu studiren und fort zu lieben. Wir haben an ihm einen Reichthum an Sprache und religiöser Empfindung, der sich fast von den Kirchenvätern herab erbet; und ich wünschte, daß wir noch manche von ihren Hymnen nicht den Worten, sondern dem Geiste nach, in unserer Sprache hätten. Selbst das Mönchlatein der mittleren Zeiten hatte manche Gesänge von einem Ton der Andacht, Feier und Demuth, der beinahe in unseren Sprachen keinen Ausdruck findet, wovon ich Ihnen ja nur das sonst elende: Stabat mater dolorosa, das schreckliche: dies irae, dies illa und manche andere bekannte Cantionen zu nennen brauche."

„Ueber das Ganze ist ein Strom der Begeisterung, der lyrischen Fülle und eines so lauten Jubels verbreitet, daß wenn man es nicht wüßte, man es mit großer Gewalt fühlt, eine solche Anordnung sei nicht das Werk Eines Menschen, sondern die Ausbeute ganzer Nationen und Jahrhunderte in verschiedenen Himmelsstrichen und den mannigfaltigsten Situationen. Wohl hat das Christenthum höhere Zwecke, als Poeten hervorzubringen; auch waren seine ersten Lehrer keine Dichter. Ihre Hymnen waren durchaus nicht auf Schönheit eines classischen Ausdruckes, auf die Anmuth der Empfindung im gegenwärtigen Moment; kurz, auf die Wirkung eines eigentlichen Kunstwerkes berechnet, so wie sie auch nicht zum Zeitvertreib gedichtet waren. Aber wer ist, der ihnen Kraft und Drang zur Seele absprechen könnte? Jene heiligen Hymnen, die Jahrhunderte alt und bei jeder Wirkung noch neu und ganz sind, welche Wohlthäter der armen Menschheit sind sie gewesen! Sie gingen mit dem Einsamen in seine Zelle, mit dem Gedrückten in seinen Kummer, in seine Noth, in sein Grab."

Wir erlauben uns Herder zu unterbrechen und den Leser zu fragen: wo und wann soll denn der Mensch mit diesen Hymnen bekannt gemacht werden, wenn es nicht in den Schulen geschieht? Soll denn unsere Jugend einzig und

allein nur die Orphischen und Homerischen Hymnen kennen lernen? Soll denn wirklich ein Hymnus ad Jovem, Dianam, Mercurium, Bacchum, Venerem etc. an Bildungsstoff gar so weit einen christlichen Hymnus von dem polnischen Jesuiten Sarbiewsky oder von vielen andern christlichen Dichtern übertreffen? Sollen denn die Oden von Horaz in dem Maße einzig sein, daß der Jugend auch nicht Ein Gedicht von Prudentius, dem christlichen Maro, wie ihn Bentlei nennt, zu Gesicht kommen darf? Oder soll man es dem Zufall überlassen, die Jugend mit diesen Poesien bekannt zu machen? Ist dies nicht Aufgabe der Lehrer? der Schule? der Lenker und Leiter? Man sollte denken, wenn ein ästhetisch gebildeter Philolog und Schulmann auch nur im Herder die wenigen lateinischen Kirchenlieder gelesen hätte, er hätte seine Gesinnung ändern sollen. Schulmänner sollten ja doch stets bedenken, daß nicht alle Schüler, ja gerade die wenigsten, wieder Schulmänner werden; des Lehrers Hauptpflicht bleibt es immer, den Zögling für seine künftige Lebensreise heranzubilden; Classiker allein reichen da nicht aus. Ein frommes Lied wirkt in gewissen Fällen mehr, als zwanzig Horazische Oden. Es lassen sich, neben den Vorwürfen, daß man mehr lehre und unterrichte, als bilde und erziehe, auch von vielen Seiten die Klagen gewichtiger Männer hören, daß man die Lehren des Christenthums zu wenig berücksichtige, und daß unsere Schüler die Mythologie der Griechen und Römer besser inne haben, als die Worte des göttlichen Meisters.

Doch wir haben noch viel des Schönen aus Herder zu holen.

„Die alte Religion hatte sich überlebet; die neue Religion hatte gewonnen, wenn die Thorheit des heidnischen Götzendienstes und Aberglaubens, die an den Festen des Bacchus, der Cybele, der Aphrodite vorgingen, in's Licht kamen. Also auch, was von der Poesie dahin gehörte, war ein Werk des Teufels. Es begann eine neue Zeit für Poesie, Musik, Sprache, Wissenschaften, selbst für die ganze Richtung der menschlichen Denkart.“ — Sind wir auch den Griechen nicht gleich an Kunst-

sinn und Gabe der rednerischen Darstellung, worin sie immer unsere Muster bleiben (aber auch nur hierin allein), so sind wir doch in anderer Weise ihnen weit vorausgeeilt. Jene, die ein classisches Alterthum so gerne zurückrufen möchten, mögen aus folgenden Worten Herder's ihr aberwitziges Beginnen, wie das des Kaisers Julian eines war, wie in einem Spiegel erkennen und getrost aufgeben. „Mit Ihrem dies irae, dies illa, haben Sie mir eine schöne Welt zu Grabe geläutet; die Welt der Erscheinungen des Alterthums in ihren bestimmten lieblichen Formen, in ihren bedeutenden Geberden, in ihren gleichsam organisirten Tönen. — Sie wird nicht wieder kommen auf unsere Erde; so wenig uns unsere Jugend zurückkommt."

Auch Johann von Müller war für die kirchliche Poesie sehr begeistert. „Lies doch," schreibt er, „Lactantium de opificio Dei! — Lies doch bei Lactantii Werken die kurzen Gedichte de paschate und de passione Domini. Ich liebe die Gesänge derselben alten Christen wegen ihrer Einfalt, Salbung, und, ich möchte sagen, Herzenshoheit. Es war eine Vertraulichkeit mit dem Erlöser. — Die eigentlichen Christen weiß Gott allein."

Der Leser, der vielleicht nie noch ein Lied aus dem Mittelalter zu Gesicht bekommen, wird mir es gewiß danken, daß ich ihm hier eines zur Probe vorlege; wer kann aus dem classischen Alterthume uns Eines entgegenstellen, das an Innigkeit, Wehmuth und rührender Klage, und doch auch wieder an Anmuth, Lieblichkeit und süßem Zauber das vorgelegte übertreffe? Und wie überschwänglich reich ist das Mittelalter nicht an solchen Gedichten, die dem Aeußern nach unansehnlich, an Gehalt wahrhaft golden sind. Es ist dies Gedicht vom deutschen Mönch Gottschalk; er schrieb es als Verbannter im Gefängniß.

Ut quid jubes, pusiole?
Quare mandas, filiole,
Carmen dulce me cantare,
Cum sim longe exsul valde
Intra mare;
O cur jubes canere?

Magis mihi miserale
Flere libet puerale
Plus plorare quam cantare; —
Carmen tale jubes quare?
Amor care,
O cur jubes canere? 9.

Der griechische Dichter Archilochus mochte solche Lieder gedichtet haben, nach den Bruchstücken zu schließen, die wir überkommen; leider! daß dieser lyrische Homer für uns verloren gegangen. Wir geben hier ein kleines Probestück.

An sein Herz.

Mein Herz, mein Herz, das in Stürmen des Unglücks kämpft,
Ertrage! trage! beut dem unfreundlichen
Geschick die Brust; den Waffen der Feinde steh'
Entgegen und streite beherzt.
Und siegst du, rühme dich nicht des Sieges frech;
Und sinkst du, seufze daheim nicht krank und schwach.
Der Freuden freue dich und im Mißgeschick
Betrübe dich nie zu hart.

Der schöne 137. Psalm hat eine große Verwandtschaft an Inhalt, Wehmuth und Form mit dem oben gegebenen Liede des Mönches Gottschalk. Wir geben einige Strophen.

An Babels Strömen saßen wir
Und weinten, wenn wir an Zion dachten:
An ihren Weiden hingen unsre Harfen.
Zwar forderten daselbst, die uns gefangen hielten,
Lieder von uns;
Unsre Dränger heischten von uns Freude;
„Der Zions-Lieder singet uns doch eins!" —
Wie sollen wir singen Jehovahs Lied
In einem fremden Lande!

In der vortrefflichen Abhandlung Herder's über die Legende kann der Leser die Bemerkung machen, welch freien und offenen Blick der Mann für Alles hatte, was schön war; kam es auch von solchen, welche bei den Glaubensgenossen des großen Mannes keine Anerkennung finden.

„Sehr unverständig,“ so spricht er, „hat man über manche Legende gespottet, so daß der heilige Esel, den man verlachte, dem Spottenden selbst den Hohn zurückgeben möchte.“

„Ohne die frommen Männer und Weiber der Legende bettelten jetzt vielleicht alle Musen in Europa; oder vielmehr an Musen in Europa wäre ohne sie gar nicht zu gedenken.“

„Diese frommen Männer besänftigten den Bären, indem sie ihm Brot reichten und befahlen ihm Holz zu tragen. Wem müßte erklärt werden, wer diese Bären gewesen? — Möchte der Scepter unserer Staatskunst, das Geschütz unserer Helden, zur Urbarmachung der Welt, zur Brotaustheilung und zur Erweckung des Fleißes der Bären allenthalben so wirksam und glücklich sein, als es damals das heilige Kreuz und das segnende Wort waren.“

„Eine kleine Legende wird mehr Psychologie, mehr Warnung, Rath und Trost enthalten, als vielleicht ein ganzes System kalter pharisäischer Sittenlehre. — Sie wird wieder werden, was ihr Name sagt, ein durchaus zu Lesendes, eine Legende.“

„Nach unserer lichten Zeit können wir nicht alles beurtheilen; nicht jede andere Zeit warf alles Heilige als einen Unrath von sich.“ — Ist Herder nicht ein Prophet?

„Kein Siegesgepränge munterte diese Helden auf, keine irdische Belohnung. In der Verachtung fanden sie Ruhm, in der Verfolgung Gewinn, in der Mühe Lohn, in der Schwachheit Stärke. Oft, sehr oft zeigten sie mehr als Spartaner- und Römersinn; tausende von ihnen ließen sich ihrer guten Sache wegen, prunk- und namenlos gleichsam lebendig verscharren und begraben.“

„Sehet in den Gemälden großer Künstler, eines Raphael und Dominichino, Correggio, Guido und Guercins jene Gestalten der Heiligen an, und sagt: ob ihr von dieser Art geistiger Anmuth und Seelengröße, von dieser transcendenten Erhabenheit und Hingebung, von dieser reinen Abgezogenheit und ehrfurchtgebietenden Würde, von dieser jungfräulichen Andacht, diesem Mutter- und Kindessinn, ich möchte sagen, von diesem Engelsge-

fühl, sogar in den Werken der Alten etwas anderes, als vielleicht nur hie und da eine in der Sinnlichkeit verhüllete Knospe findet? — Hier ist sie hervorgegangen die geistige Knospe."

„Um also auch nur die Werke der neueren Kunst in ihrem schönsten Zeitalter zu verstehen, kann und darf uns die Legende nicht fremd bleiben."

„„Wenn aber die guten Legenden nur nicht so erzböse erzählt oder gar besungen wären."" — „So erzähle, so singe man sie besser. Ein Ton ist nicht für Alle und ihr Ton nicht für unsere Zeiten. Aber erbärmliche Pedanterei ist's, unter dem Vorwande des einzigen classischen Stil's die Schreibart der Römer, die unter Cäsar und August allerdings die beste war, in diesen Zeiten, zumal in Büchern der Andacht und Klosterzellen, zu suchen. Der Kirchenstil der mittleren Jahrhunderte ist eine so eigene Sprache, als die romanische, die neben ihr galt, nur sein kann. Die Welt ihrer Gegenstände ist eine andere, als die Welt der Römer; so auch der Geist und Sinn, mit dem man diese Gegenstände behandelte und ansah. Auch die lateinische Sprache der mittleren Zeiten hat ihre Perioden und in diesen ihre sehr verschiedenen Schriftsteller, gute, mittelmäßige, schlechte. Vollends der Geist ihrer Dichtkunst war vom römischen ganz verschieden; und doch hat es Liebhaber des Studiums dieser Zeiten gegeben, die auch ihnen ihre Grazie und Schönheit zugestanden. Eine gewisse Innigkeit und schmucklose Einfalt, eine populäre Herzlichkeit und Rührung wird Niemand, der die besten Producte dieser Jahrhunderte kennt, ihnen absprechen können."

„Wäre die Legende der mittleren Zeiten so genutzt, als es die Griechische war; wäre jeder Wohlthäter des Menschengeschlechts auch aus diesen dunkeln Jahrhunderten in dem Tone gepriesen, der für ihn gehörte; hätte jede Stadt, jede Kirche, jede gute Stiftung ihrem Heiligen diese Muse erweckt, wie

manches Gute wäre dadurch befördert worden! — Bei einigen ist's geschehen; es gibt einfach große und rührende Hymnen, die aber — unsere Zeit nicht kennt oder nicht lieset. — Vielleicht gehen sie in einer andern Zeit fruchtreich hervor! Quiescant in pace."

O, möchte man doch die letzten Worte nicht vergeblich gesagt sein lassen! Es sollte wenigstens unsere Zeit nicht dieser Vorwurf treffen; da sie auf dem Gebiete alt-deutscher Literatur mit lobenswerthem Eifer sich bestrebt hatte, so wird sie gewiß nicht unterlassen, auch mit den kirchlich-lateinischen Dichtungen sich bekannt zu machen. Unsere Bildung stammt ja doch nicht unmittelbar aus den Classikern her; mehr oder weniger hat auch das geschmähte Mittelalter seinen Antheil daran, und verdient es daher wahrlich nicht, so sehr vernachlässigt zu werden.

Herder war unter den Protestanten etwas anrüchig; er war ihnen nicht orthodox genug; daher er auch aus diesem Grunde durchfiel, als er um eine theologische Professur in Göttingen anhielt, ungeachtet Heyne Alles aufbot, seinen Freund dahin zu ziehen. Stellen, wie die oben gegebenen, beweisen zur Genüge, daß Herder einen zu freien Blick hatte, als daß er nicht hie und da hätte anstossen sollen. Man weiß, welch ein Gegenstand hoher Verehrung die Mutter Gottes dem Katholiken ist; wie viele schöne und zarte Lieder von jeher auf sie gedichtet worden sind; fast die schönsten in Balde, in Sarbiewsky sind die an die Mutter Gottes. Auch Herder sprach über die hohe Idee der Mutter Gottes sich aus, wie sich nicht schöner ein Katholik aussprechen könnte.

„So trat vor allen andern die gebenedeite Jungfrau, die Mutter des Weltheilandes in einer eigenen Idee hervor; zu der ihr die griechischen Musen nichts halfen. Der Gruß des Engels half ihr dazu, der sie die Holdselige, die Gottesgeliebte; ihre eigene Demuth half ihr dazu, in der sie sich die Magd des Herrn nannte. Aus diesen beiden Zügen floß ihr liebliches Wesen zusammen, das sich dem menschlichen Herzen sehr vertraut machte. Dichter hatten sie mit der Stimme des

Engels in zarten Worten oft gegrüßt, zutrauliche Gebete sie liebreich angeredet; jetzt trat die Kunst hinzu, sie auch sichtbar zu machen, sie und das Kind in ihren Armen, die selige Mutter und die heilige Jungfrau. Keuschheit also und mütterliche Liebe, Unschuld des Herzens und jene Demuth, die in der größten Hoheit sich selbst nicht kennt, die in tiefer Armuth die seligste ihres Geschlechtes ist; diese neue Form der Menschheit ward vom Himmel gerufen; ein Marien-Charakter. Sein unterscheidender Zug ist, wenn ich so sagen darf, jene christliche Unbefangenheit, in der die Mutter von ihr selbst, von ihrer Herrlichkeit, kaum von ihrem Kinde zu wissen scheint, das sie dennoch, das dennoch sie liebreich umfängt und den Menschen hold ist."

Daß es Herder mit dieser Schilderung Ernst war, ersehen wir aus mehreren Gedichten, die er aus Balde in's Deutsche übertrug. Als Beleg nur zwei kleine, aber zarte Muttergottes-Gedichte.

Mutter und Kind.

Holder strahlet das Auge Dir,
Süße Mutter, im Glanz himmlischer Freude, wenn
Auf den rosigen Knaben Du
Niederblickest, und Ihn leise dem Herzen nahst.
Zarter schlingen sich Blum' und Stamm
Nicht zusammen, wie Du, Kind, an der Mutter Blick,
Wie die Mutter an Deinem Blick
Hangt und trinket in ihm Athem der Seligkeit.
O Ihr Beide, die nur Ein Herz,
Eine Seele belebt! Mutter dem Sohne Du,
Sohn der Mutter des Lebens Band.

Die Göttin des Haines.

Jungfrau jener Haine, der Berge Göttin,
Rings umschattet und rings umgrünt von Zweigen.
O wie sehnet' ich mich, zu knien vor Deinem
Hohen Altare.
Aber der Wagen eilt. Ich send' hinauf Dir,
Wie getrennet ein Freund dem Herzgeliebten,
„Heil Dir!" — Sage die Echo mir vom Berge:
„Liebender, Heil Dir!"

In den Stimmen der Völker in Liedern legt Herder seinen Lesern ein sicilianisches Schifferlied vor, mit folgenden Worten: „Als schönste Probe italienischer Volkslieder stehe hier, statt vieler, das sicilianische Schifferlied mit seiner einfachen sanften Melodie im Original und in einer hierzu sangbaren Uebersetzung.“

O sanctissima!
O piissima!
Dulcis Virgo Maria.
Mater amata
Intemerata
Ora, ora pro nobis.

O Du Heilige,
Hochbenedeiete,
Süße Mutter der Liebe,
Trösterin im Leiden,
Quelle der Freuden,
Hilf uns, Maria!

Man kann aus dem Wenigen schon abnehmen, wie Herder's Sinn und Geschmack selbst in lateinischen Kirchenliedern, die man gewöhnlich kaum zu beachten pflegt, die Schönheit herauszufinden verstand. Herder und Göthe waren Genies; als solche achteten sie allerdings das Bestehende, sobald es in der Natur selbst und nicht in kleingeisterischen Uebereinkommnissen seine Begründung hatte; wo aber literarische Etikette und falscher Geschmack ihnen begegneten, da sträubten sie sich mit aller Kraft dagegen, von Geistern secundärer Größe sich Gesetze dictiren zu lassen. — So orientirte sich Herder überall nur in der Natur und bei sich selbst; sein Geschmack fand überall das Richtige auf dem Gebiete der Kunst und Aesthetik. Daher auch Jean Paul's hohe Achtung vor dem Manne, welchen kennen zu lernen wir uns wohl mehr Mühe geben sollten. „Alle Nationen haben in einem wilden Zustande begonnen und entwickelten sich nach und nach. Auch die Griechen waren einst, wenn wir so wollen, Wilde, und selbst in den Blüthen ihrer schönsten Zeit ist weit mehr Natur, als das blinzende Auge der Scholiasten und Kritiker findet. Wenn Tyrtäus und der Isländer gleichen

Schlachtgesang anstimmt, so ist der Ton wahr, er reicht bis an's Ende der Erde. Will man uns Nationalformen oder gar gelehrte Uebereinkommnisse über Producte eines Erdwinkels für Gesetze Gottes und der Natur aufbürden; sollte es da nicht erlaubt sein, das Marienbild und den Esel zu unterscheiden, der das Marienbild trägt?"

Herder gebraucht zwar manches harte Wort, das nur ein Gelehrter, wie er war, ungestraft aussprechen darf; aber hat denn nicht auch Moses im gerechten Zorne die Gesetzestafeln entzwei geschlagen? Hat nicht Christus die Käufer und Verkäufer mit seinem Gürtel aus dem Vorhofe des Tempels getrieben? Wenn Herder sah, wie die deutsche Nation den elendesten poetischen Machwerken nachjagte, sie um theures Geld bezahlte, und Geist und Herz doch dabei nichts gewann, wie sollte er da nicht von erhabener Entrüstung auflodern und Worte aussprechen, die einem Schöngeiste mißbehagten? Männer von solcher Kraft, wie Herder, Johann von Müller, Hamann und Andere, dürfen sogar nicht immer artig und geschmeidig sein, wenn sie nicht an der Wahrheit selbst Verräther werden wollten.

Dem vernachlässigten Studium der Kirchenpoesie ist es eben auch zuzuschreiben, daß die katholische Kirchenmusik so tief gesunken ist. Kein classisches Gedicht, kein frivoles Lied der Neuzeit haucht jene Andacht ein, von welcher der kirchliche Tonkünstler getragen werden soll. Wer der Kirche passende Melodien geben will, muß ihre Poesien mit Eifer und Andacht studirt haben. Der Rhythmus einer classischen Ode, eines frivolen Liedes von der Bühne steht vom hohen Rhythmus der frommen christlichen Begeisterung so weit ab, als das unbedeutende Epigramm vom weltumfassenden Epos. „Wer Händel's Messias, einige Psalmen von Marcello und Allegri, Leo's und Palästrina's Compositionen der simpelsten biblischen Worte gehört hat, und dann die lateinische Bibel, christliche Epitaphien, Passions- Grab- Auferstehungs-Lieder lieset, der wird sich trotz aller Solöcismen und Idiotismen in dieser christlichen, wie einer neuen Welt fühlen."

Die Fremdlinge.

Gegrüßet seid ihr mir, ihr Morgensterne
Der Vorzeit, die den Alemannen einst
In ihre Dunkelheit den Strahl des Lichts,
In ihre tapfere Wildheit Milde brachten. —
Beatus, Lucius und Fridolin,
Und Columban und Gallus, Magnoald,
Othmar und Meinrad, Notker und Winfred —
Ihr kamet nicht mit Orpheus Leierton,
In phrygisch-wilden Bacchustänzen nicht,
Noch mit dem blutigen Schwert in eurer Hand;
In eurer Hand ein Evangelium
Des Friedens und ein heilig Kreuz, mit ihm
Die Pflugschaar war es, die die Welt bezwang.
Billigkeit
Und Milde trat im schlichten Mönchsgewand,
Im Waldeskittel, wie im Priesterschmuck
Hin vor den Thron, und in's Gewühl der Schlacht,
Trat zwischen die Zweikämpfer, in den Rath
Der Ritter und in's Haus- und Brautgemach,
Versöhnend, schlichtend, sanftverständigend.
Mit Danke nenn'
Ich Ottmar, Waldo, Gottbert, Hartmuth, Grimmwald
Der Bücher, Armen, und der Schulen Väter.
Wer an Valerius und Cicero,
Lucrez und Silius, Quintilian,
Sallust und Ammian, Manilius
Und Columella sich erfreut: der sage
Sanct Gall und Mang und allen Schotten Dank,
Die scotice mit altem Bardenfleiß,
Die Bücher schrieben und bewahrten.
Es lebe Benedictus und Sanct Maur,
Und wer uns je was Schönes aufbewahrt.

Herder.

VII. Capitel.

Der Philolog Heyne als Dichter lateinischer Kirchenlieder.

Die Solöcismen und Idiotismen in den Kirchenliedern gehören zur Sprache der Zeit; überhaupt sind die Verse nicht zu lesen, sondern mit der ihnen gebührenden Musik zu hören.

Herder.

Es ist gewiß kein Freund der Classiker, dem Heyne in Göttingen unbekannt bleiben konnte. Er war der Mann, der zur Wiederbelebung der Alterthumswissenschaften nicht wenig gewirkt hat, und in Wahrheit als der unmittelbare Vorläufer ihrer neueren Glanzperiode zu betrachten ist. Zwar übte er nicht die energische Wirkung, wie etwa Wolf und Voß, aber er bahnte diesen durch geschmackvollere Auffassung der Alten den Weg; er reihte sich in einzelnen Zweigen, z. B. in der Kunstarchäologie, zu den tüchtigsten Forschern, und das Wesentlichste leistete er als Lehrer an Ort und Stelle. Von Göttingen aus nahm die neuere deutsche Philologie ihren ersten Schwung; das philologische Seminar, dessen Leitung Heyne eine bedeutende Anzahl Jahre inne hatte, sendete nach allen Himmelsgegenden hin seine Zöglinge. Voß war einst Mitglied dieser Anstalt und auch Wolf hatte in Göttingen studirt. Er war innig vertraut mit den Weisen eines Homer, Virgil und Pindar, besonders aber Tibulls. Fast mehr gewandt im Ausdrucke der lateinischen, als der deutschen Sprache, machte er öfters lateinische Gelegenheitsgedichte; recht oft auch übersetzte er in seinen Stunden der Andacht fromme Kirchenlieder in's Lateinische. Man sollte denken, der durch und durch classisch-gebildete Mann hätte bei diesen seinen Uebertragungen kein

anderes Metrum gewählt, als das eines Horaz, z. B. das sanfte Sapphische, oder eines Tibull, oder irgend eines andern Dichters aus der schöneren Römerzeit. Aber siehe! der gelehrte Mann fand nur den mittelalterlichen Rhythmus, wie ihn die kirchliche Poesie hatte, für seine frommen Uebersetzungsübungen anwendbar.

Von selbst aber ist Heyne gewiß nicht auf diese gereimten Accentverse verfallen; eine solche Arbeit setzt eine Bekanntschaft mit den Meisterwerken in diesem Genre voraus, und aber auch eine vorangegangene Uebung, um nicht doch ein bloßer Stümper zu sein. — Nun aber fragen wir, hat Heyne an Classicität eingebüßt, daß er sich auch um Kirchliches bekümmerte und es schön fand? Oder hat er geirrt und wirklich einen classischen Fehler gemacht, daß er bei Uebersetzungen von Kirchenliedern den mittelalterlichen Rhythmus anwandte? Zeugt es nicht vielmehr von Elasticität des Geistes und Freiheit von Vorurtheilen, einzusehen, Eines passe nicht für Alle? Verriethe es nicht die größte Geschmacklosigkeit, ein und dasselbe Kleid den verschiedenartigsten Gegenständen anpassen zu wollen? Heyne hatte Geschmack und viel Kunstsinn; sein natürliches Gefühl wies ihm den rechten Weg; leider, daß nicht alle ihr Gefühl fragen, sie würden viel seltener irren.

Der Leser wird aus einzelnen Proben sehen, wie streng-kirchlich in lateinischer Sprache der gelehrte Mann die protestantischen Kirchengesänge zu geben verstand.

1.

Ich hab' meine Sach' Gott heimgestellt ꝛc.

Deo remitto meas res
In eo sita omnis spes!
Si jam decrevit mori me,
Nec vivere,
Totum parabo morti me!

Nunc hunc, nunc illum efferimus;
Cunctosque mox eluximus;
Nos etiam humabimur,
Deflebimur,
Oblivioque dabimur!

2.

Herzlich lieb hab' ich Dich, o Herr rc.

(Ein alt-deutsches, einfältiges Lied! Aber die Melodie deutsch-treuherzig, voll Affect)

O pater amantissime
Amore me complectere,
Ex uno Te pendentem!
Mortale nil est, quod juvet,
Nil moror, nil me detinet,
Ad unum te tendentem.
In ipso mortis limine
Me jam labantem sustine!
Nec aliunde ulla spes,
Si supplicem me deseres!
Cor palpitat,
Mens concidit;
Ni Tu me servas, perii!

3.

Werd' ich einst von jenem Schlummer rc.

Blando somno mox oppressus
Obdormiscam suaviter!
Longa vitae via fessus
Requiescam molliter.
Longo somno recreatus,
Nova luce collustratus,
Divas auras hauriam!
Novos sensus induam!

Solche Gedichte schrieb einer der größten Philologen; wir nahmen sie aus der Lebensbeschreibung dieses in jeder Beziehung herrlichen, besonders aber durch seinen Charakter ausgezeichneten Mannes. Herder und Johann v. Müller schätzten ihn hoch; Letzterem hielt er auch die Denkrede.

Man hat zwar Heyne vorgeworfen, daß sein Latein nicht gar schön und correct sei; das mag sein; so viel steht aber fest und ist unbezweifelt, daß zur Hebung der echten Humanitätsstudien in Deutschland unser Heyne mehr beitrug als zehn sogenannte Ciceronianer. Man las seinen Virgil und Homer in Spanien und Nordamerika, und liest sie noch bei uns und allerorts.

Wie wenig Achtung denkende Männer vor bloßen Ciceronia-

nern hegen, haben wir oben an Muret gesehen; um aber zu zeigen, daß man auch in neuester Zeit diese übertriebene Pedanterie, die sich gar so gern wichtig machen will, und die bei einem Jagen nach Ciceronischer Redeweise nur hohle Nüchternheit und Leere der Gedanken kund gibt, mit Recht mißachtet und lächerlich findet, wollen wir eine inhaltsschwere Stelle Herder's herausheben. „Wenn Schriftsteller durch eine sogenannte schöne Schreibart, die bei keinem Vernünftigen von einer guten Denkart getrennt werden kann, wenn vor allen lateinische Schönschreiber sich von einer guten Denkart durch diese Sprache freigesprochen glauben; wo sind wir denn mit der Regel der Alten? — Dieser Scriptor denkt an Worte; an Sachen und Gründe wenig. Uebersetzt sein Latein in eine gemeine Sprache; und ihr findet die trivialsten Dinge in einem Tone gesagt, vor dem die demüthige Landessprache beinahe verstummt. Dort ging das gelehrte Kind in einem Gängelwagen oder vielmehr der Gängelwagen (ambitus verborum) ging statt des gelehrten Kindes und nahm es mit; dem rund-viereckten Vehikel entnommen, wie erbärmlich ist seine Gestalt, wie schwach und dürftig! Und doch machte man so oft die Erfahrung, daß unter allen Literarisch-Stolzen es fast keine stolzeren, als die Lateinschreiber, gebe. — Sie sind die alten Barone, deren Diplom rückwärts über das Christenthum, deren Unsterblichkeit vorwärts über den jüngsten Tag der Landessprache hinausreicht. Sie schreiben nicht für ihre Nation in der sogenannten Vulgar- oder Pöbelsprache, sondern für Welt und Nachwelt in der einzig-unvergänglichen Göttersprache. Wie wohl wird dem Leser in der Geschichte der Literatur, wenn nach zu Grabe getragenen Schoppen (Scioppiorum) die Periode der eigentlichen Wissenschaften (Scienzen) anfängt, in welcher man sich nicht mehr über Worte und Autoritäten Schoppisch zankte."

„Wahre Kenner der Alten hat es immer nur wenige gegeben. Die Kritik der Silben und Worte ist eine unentbehrliche, nützliche Kunst; sie erfordert Genie, Tact und vor andern viele Kenntnisse, Fleiß und Uebung. Kritiker, wie Ruhnken an Hemsterhuis

schildert, sind selten; auch von jenen, die die Alten mit Geist lesen, wählt jeder sich gern seinen Alten, den er über Alle hinaussetzt, nach welchem er dann, auch mit Fehlern und Schwächen, seine Denkart prägt. Eine Reihe von Beispielen wäre anzuführen, aus welchen erhellen würde, wie selten wir in den Alten sie selbst, wie noch seltener wir in ihnen ihr Höchstes, das καλὸν κἀγαθόν der Griechen- und Römerwelt, ihre Regel des Geschmackes im Wahren, Guten und Schönen studiren. Am östersten schauen wir sie wie Narcisse an, denken daran, was wir über sie zu sagen haben, und bewundern unsere Gestalt in dem flüssigen Spiegel der alten heiligen Quelle. Statt an ihnen gehen zu lernen, verlieren manche durch sie den gesunden Brauch ihrer eigenen Glieder."

Solches spricht der geschmackvolle und classisch-gebildete Herder über die übertriebene Sucht ein Ciceronianer sein zu wollen. Wer keinen offenen Sinn für Natur und ihre zahllosen Schönheiten hat, wird mit der bloßen Hülle Ciceronischer Wörter immer ein aes tinniens bleiben. Und wenn solche Männer dann so weit gehen, alles was nicht ihrer Ansicht ist, zu verketzern, da ist es ja doch an der Zeit, gegen sie ein lautes Wort zu erheben.

„Da ich blos," sagt Hamann, „dem Geist der Alten nachspüre, so geht mich das Schulmeistergesicht nichts an, womit die * * ihren Autor Lesern und Zuhörern verekeln. — Wer die Alten, ohne die Natur zu kennen, studirt, lieset Noten ohne Text und an Petron's Ausgabe in Groß-Quart über ein klein Fragment sich wenigstens zu einem Doctor. Wer kein Fell überm Auge, für den hat Homer keine Decke. Wer aber den hellen Tag noch nie gesehen, an dem werden weder Didymus noch Eustathius Wunder thun. — Der Zorn benimmt mir alle Ueberlegung, wenn ich daran gedenke, wie solch eine edle Gabe Gottes, als die Wissenschaften sind, verwüstet, von starken Geistern zerrissen und zertreten werden, und wie es möglich, daß junge Leute in die alte Fee Gelehrsamkeit, ohne Zähne und Haare (etwa falsche) verliebt sein können."

Die Philologen sind aber doch wenigstens in einer Beziehung schlaue Füchse. Sie geberden sich, als ob sie im Besitze eines großen Geheimnisses wären und als ob nur sie den Schlüssel zum wahren Verständniß der Alten hätten. Das erhält sie und gibt ihnen lustre. — Sie haben aber auch in Folge dessen zahlreiche Bewunderer, an denen freilich Hamann seine inoculation du bon sens in Anwendung bringen dürfte. Wie wir sehen, gehen die Philologen mit den Alten um, wie jener Künstler, welcher mit einer Linse durch ein Nadelöhr traf; man gab ihm auch zur Uebung seiner Geschicklichkeit einen Scheffel Linsen.

VIII. Capitel.

Jenisch über die Kirchenväter.

— — — — — — — — — — Warum bleibt man aber bei den durchlöcherten Brunnen der Griechen stehen, und verläßt die lebendigsten Quellen des Alterthums? Wir wissen vielleicht selbst nicht recht, was wir in den Griechen und Römern bis zur Abgötterei bewundern. Daher kommt der verfluchte Widerspruch in unseren symbolischen Lehrbüchern, die bis auf diesen Tag in Schafsfell zierlich gebunden wurden, aber inwendig — ja inwendig, sind sie voller Todtenbeine, voller hypo=kritischer Untugend. Hamann.

Aesthetica in nuce.

La théologie est la religion traitée scientifiquement: c'est un étude des plus grandes et des plus belles. Johannes v. Müller.

Gelehrte zu finden, welche an den Kirchenvätern etwas Großes finden und sie jedem Classiker vorziehen, ist nicht schwer; man dürfte nur das Gebiet der Theologie durchwandeln, sei es von katholischer oder protestantischer Seite, überall trifft man beredte Zungen, die den Vätern das gebührende Lob ertheilen. Das ist aber eben unsere Aufgabe nicht; und würden auch nicht viel ausrichten bei solchen, die nur die Autorität der Philologen und Aesthetiker gelten lassen.

Als einen solchen führen wir dem Leser D. Jenisch vor. Er schrieb im Jahre 1801 eine ästhetisch=kritische Parallele der beiden größten Redner des Alterthums, Demosthenes und Cicero. In dieser nicht uninteressanten Abhandlung kann der Verfasser nicht Umgang nehmen, auch von den Kirchenvätern in Betreff der Redekunst eine anerkennende Erwähnung zu machen. Nachdem er vieles zum Lobe beider Redner, ganz besonders aber des Demosthenes, vor=

gebracht, und Einiges auch über die Redner der spätesten Zeit, die sogenannten Panegyrici Veteres, Mamertinus, Eumenius, Nazarius, Ausonius, Latinus Placatus, Drepanius und einige Ungenannte besprochen hatte, geht er auch zu den Kirchenvätern über mit folgenden Worten:

„Der in die Religion des Christenthums übergegangene Orientalismus und Platonismus, die kühne Metapher- und Prophetensprache des erstern, der Geister- und Dämonenglaube des andern, machten auch die Rednerischen unter den Kirchenvätern (die Griechen unter denselben arbeiteten, vielleicht der einzige Basilius ausgenommen, in keiner bessern Form) der Ciceronischen Nachahmung höchst empfänglich."

„Ich weiß es als Theolog und als Forscher der Annalen des Geschmacks, wie viele Fehler gegen Geschmack und Philosophie einige dieser Kirchenväter sich in ihren Reden und Schriften haben zu Schulden kommen lassen. Dessen ungeachtet mache ich mich anheischig, mehrere hundert solcher Stellen, als ich dem Leser hier aus dem Ambrosius vorlege, aus den wenig gekannten Schriften dieser Denker ihres Jahrhunderts anzuführen." — Nun läßt Jenisch die Stelle aus dem heil. Ambrosius folgen.

„Ihr Reichen bekleidet die Mauern und entblößet die Menschen. Da draußen wimmert vor Kälte ein nackter Mensch, und du sorgest so eben, mit welcher Gattung von Marmor du die Fußböden deines Hauses bekleiden willst. — Dein Nächster spricht dich um Brot an, und dein Pferd käuet mit schäumendem Munde Gold. — Für den Werth des einzigen Ringes an deinem Finger könnte man das Leben eines ganzen Volkes erhalten. — Dürftige Menschen müssen das Gold aus den Minen heraufgraben, und dürftigen Menschen verweigert man das Gold. — Von Gold glänzen die Wände, von Gold die Zimmerdecken, von Gold die Säulenhäupter; und nackt und hungrig stirbt vor eurer Thür Christus in einem seiner armen Brüder."

Hier ist der Text zu der Uebersetzung:

„Parietes vestitis, et nudatis homines. — Clamat homo nudus, et tu sollicitus es, quibus marmoribus pavimenta tua vestias. —

Panem postulat homo; et equus tuus mandit sub dentibus aurum. — Totius vitam populi poterat annuli tui gemma servare. — Per egentes aurum quaeritur; et egentibus negatur. Auro parietes, auro laquearia, auro fulgent columnarum capita: nudus atque esuriens ante fores vestras Christus in paupere moritur."

Ambrosius.

Jenisch spricht im §. 24, wo er davon handelt, daß die gesammte neu-europäische Prose die Spuren Ciceronianischer Nachahmung trägt, noch Einiges, was als zu unserem Zwecke dienlich herausgehoben zu werden verdient: „Die lateinische Sprache war seit dem Verfall des abendländischen Kaiserthums das allgemeine Organ der Ideenmittheilung unter den Völkern Europa's; einige Sprachen der vornehmsten Nationen, die sich neu aufbildeten, der Italiener, Spanier, Franzosen, waren eben so viele verstümmelte Dialekte derselben; Lesung und Studium der lateinischen Kirchenväter und Schriftsteller unterhielten allein noch ein gewisses Dämmerlicht der Cultur; und unter diesen Schriftstellern war und blieb Cicero, von jeher betrachtet als der Vater der lateinischen Literatur, einer der gelesensten."

Gehen wir auf einige Augenblicke zurück auf das, was Jenisch uns sagte, so finden wir, daß auch ihm unter allen von ihm hochgeschätzten Kirchenvätern Basilius obenan steht. Fast alle Kritiker stimmen darin überein, daß er vor allen andern sich nicht blos im Grade, sondern in der Art unterscheidet, und nur mit dem größeren Demosthenes, nie mit dem prunkreichen Cicero, verglichen werden könne. Welch ein großes Lob es aber sei, mit Demosthenes verglichen zu werden, mag der Leser aus folgender, von dem Erzbischofe Fenelon, dem Großen, dem Edlen (wie sich der protestantische Jenisch ausdrückt), angestellten Parallele zwischen Cicero und Demosthenes entnehmen; daß Fenelon aber als Kunstrichter auftreten kann, ist gewiß von allen Gelehrten anerkannt; er ist nämlich trotz aller Anspruchlosigkeit, der kühnste und unbefangenste aller französischen Kritiker, welcher, so glücklich durch die großen Alten gebildet, sich weit über den kleinlichen Geschmack seiner Nation

erhob, und selbst einen Corneille und Racine zu tadeln wagte, zu einer Zeit, wo beide die allverehrten Gottheiten des französischen Parterre, wie der französischen Kritik waren. Hier stehe also Fenelon's Urtheil über Cicero und Demosthenes:

„Ich scheue mich nicht zu gestehen, daß ich den Demosthenes für größer halte als den Cicero; wenngleich Niemand Cicero's Genie gerechter huldigen mag, als ich. Was er berührt, verschönert er; was irgend aus der Sprache gemacht werden kann, macht er; er schafft und bildet sie gleichsam für jeden denkbaren Gedanken, für jedes ahndbare Gefühl. Er hat, ich möchte sagen, zahllose Arten von Geist. Er, der asiatische Prunk-Redner, ist kurz und heftig, so oft er's sein will; z. B. in den Reden gegen Catilina, gegen Verres, gegen den Anton. Aber in allen seinen Reden merkt man ihm Schmuck- und Putzsucht an. Die Kunst darin ist bewunderungswürdig; aber sie sticht überall hervor. Der Redner spricht und declamirt freilich gar viel, und gewiß auch herzlich, von dem Heil des Vaterlandes; aber sich selbst vergißt er auch nicht, und weiß überall seine schönen Seiten hervorzukehren."

„Demosthenes dagegen scheint ganz aus seinem Ich herauszugehen, und nur das Vaterland, nichts als das Vaterland zu sehen. Er sucht nicht das Schöne und Erhabene; er macht es, ohne daran zu denken. Er ist über die Bewunderung erhaben. Er bedient sich der Sprache, wie der bescheidene Mann des Rockes, um sich zu bedecken, nicht um sich zu putzen. Er blitzt, er donnert, und wirft Alles um sich her zu Boden. Er ist ein Strom, der Alles mit sich fortreißt. Man muß nicht den kritischen Maßstab an seine Meisterstücke setzen, während man sie liest; man ist zu sehr davon hingerissen. Man denkt nur an die Sachen, nicht an die Worte. Ihn selbst, den Redner, verliert man ganz aus dem Gesicht; man ist nur mit dem alles unterjochenden Philipp beschäftigt. Beide Redner, der Römer wie der Grieche, bezaubern mich. Aber mit geringerem Eindruck, ich gestehe es, trifft mich Cicero's unbeschreibliche Kunst und sein prachtvoller Periodenklang, als die hinreißende Einfalt des Demosthenes."

So sprach ein großer Erzbischof von den großen Classikern.

Beziehen wir obige kritische Lobrede über Demosthenes auf den heil. Basilius, so müssen wir gestehen, daß selbst Erasmus diesen großen Kirchenvater nicht nachdrücklicher hätte loben können. Auch Basilius vertheidigte ein Vaterland, aber ein höheres, das moralische, das christliche Reich; auch er bekämpfte mit aller Aufopferung seiner selbst die Feinde, die gewaltigen und listigen Feinde desselben, den Kaiser Julian und alle, die es mit ihm hielten; auch er richtet mit der größten Einfalt Großes aus; nur ist er doch am Ende glücklicher, als Demosthenes, der ungeachtet aller Anstrengung seiner Seits den Untergang seines Vaterlandes erleben mußte, und am Ende sich selbst in den Trümmern desselben begrub.

Männer, wie Demosthenes und der große Basilius waren, bringt nicht jedes Jahrhundert hervor; es ist daher unverzeihlich, um so seltene Größen sich gar nicht bekümmern zu wollen, und sich an ihnen, als Idealen des Geschmacks und der Natureinfalt, nicht zu bilden und zu veredeln. So weit kam es wohl schon, daß die Jugend einen Demosthenes liest und ihn bewundert; wie lange die Gegner des Classischen uns diese Freude gönnen werden, das weiß wohl Niemand; eben diese Ungewißheit ist der Alp, der auf unserer Brust so schwer liegt. — Ja wohl, bei solcher Sachlage darf man fast kaum erwarten, daß wir auch nur Weniges von Basilius zu genießen bekommen werden. Denn fast alle, welche die Kirchenväter nicht kennen, sind auch ihre Gegner; und wie viele kennen die Kirchenväter? — Da braucht' ich wohl des Diogenes Laterne.

Für die Gegner des griechischen Bildungselementes in den Schulen mag Einiges noch von Jenisch hier am Platze sein:

„Wenn Einfalt, Wahrheit, Tiefe der Bedeutsamkeit und feine Intellectualität die auszeichnenden Charakterzüge griechischer Darstellung sind; so sind es zugleich diejenigen, welche der immer mehr sich verfeinende und immer mehr sich ausbreitende philosophische Zeitgeist sich aneignen muß."

„Von Demosthenes haben wir unendlich viel zu lernen in

der Darstellung alles desjenigen, was irgend mit einem politischen, moralischen oder religiösen Interesse verwandt ist."

Fast satyrisch aber klingt folgende Stelle:

„Der bessere Zeitgeist des Jahrhunderts ist so eben erleuchtet genug, um sich in alle dem, was die großen Interessen der Menschheit betrifft, durch keine Rednerblumen zu sättigen, durch prunkvolle Gemälde sich blenden, durch glänzende Trugschlüsse sich überzeugen zu lassen; aber auch zu geschmackvoll, um an dürren Lehrsätzen der Schule, ohne Geist und Kraft vorgetragen, sonderliches Behagen zu finden." (?)

Wir glauben, daß diese Worte ein bloßes Compliment sind, welches Jenisch dem Genius unseres Jahrhundertes in der Absicht gemacht hat, um ihn für die griechische Literatur, besonders aber für Demosthenes zu gewinnen. So fein gebildet aber dieser Genius selbst ist, nämlich in äußern Manieren, so verbietet er sich recht gerne solche Complimente und meint, er reiche schon ohne griechische Bildung und Demosthenes, ohne Homer und Plato, und ohne alle Anderen auch aus und befinde sich seit langer Zeit recht wohl dabei und sehe gar nicht ein, was mit solchen Neuerungen bezweckt werde. Solches und Aehnliches gibt uns der Genius des Jahrhunderts, der aber kein Genie ist, zur Antwort, und wir müssen schweigen, und wagen es gar nicht weiter, diesem Genius auch außerdem einen Basilius anempfehlen zu wollen, oder gar einen Gregorius oder Chrysostomus, oder Ambrosius oder Augustinus; denn diese Männer seien schon längst aus der Mode und man habe ohnehin recht viele zierlich in Goldschnitt prangende Büchlein, aus denen die Jugend recht viel Artiges lernen könne; die Zeit der Kirchenväter sei schon längst vorüber; einstens mochten sie zu etwas gut gewesen sein; jetzt aber vermisse man sie recht leicht.

Wenn wir nicht irren, so heißt der Genius unseres Jahrhunderts Narcissus; der große Prophet Ovid hat schon im ersten Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung von ihm geweissagt und eine schöne Beschreibung von ihm gemacht im 3. Buche der Meta-

morphosen vom Vers 339—510. Ganz besonders erkennt man ihn aus der Stelle, wo es heißt: Cunctaque miratur, quibus est mirabilis ipse. Hamann hatte den tollen Einfall, diesen Narcissus das Zwiebelgewächs schöner Geister zu nennen. Eben dieser Hamann ist aber auch für uns ein Prophet, wo er sagt: „Des Philologen Publicum, seine Welt von Lesern, scheint jenem Hörsaal ähnlich zu sein, den ein einziger Platon füllte." — Hamann verstand unter diesem Philologen sich selbst, dessen Schriften nämlich wenige lesen, er war ein Freund der Bibel, der Kirchenväter und religiöser Schriften; diese wollen Wenigen munden und das Publicum kommt immer seltener zu solcher Kost, daher auch für unsere Kirchenväter wenig Aussicht ist, um so mehr, da sie stets nur Lehren geben, welche sich der obbenannte Genius, Narciß mit Namen, als höchst überflüssig verbietet. Einige Verse aus Ovid über den schönen Jüngling dürften nicht uninteressant sein; hier folgen sie:

Spem sine corpore amat, corpus putat esse, quod umbra est.
Adstupet ipse sibi, vultuque immotus eodem
Haeret ut e Pario formatum marmore signum,
Spectat humi positus geminum, sua lumina, sidus
Et dignos Baccho, dignos et Apolline crines,
Impubesque genas et eburnea colla, decusque
Oris, et in niveo mistum candore ruborem.
Spectat inexpleto mendacem lumine formam.

„Wahrlich, wahrlich, wahrlich, Kinder müssen wir werden, wenn wir den Geist der Wahrheit empfahen sollen, den die Welt nicht fassen kann, denn sie sieht ihn nicht, und (wenn sie ihn auch sehen sollte) kennt ihn nicht."

Schöne Worte schreibt Müller an Schlichtegroll, Secretär der Akademie in München: „Sie können leicht denken, daß der Geist und die Lage unseres Literaturwesens mir nicht zusagen. Mir mißfällt der unselige Mißbrauch, der mit der höhern Kritik, mit den größten Ansichten getrieben wird, sehr. — Ich glaube es, die Zeit wird kommen, wo die hochgepriesenen Terminologien und die paradoxen Einreden gegen unseren Glauben an Homer, an Moses, an Johannes, der Anwendung ihrer Schriften und veredelter Popu-

larität Raum geben wird." — Folgendes an seinen Bruder: „Ueberhaupt habe ich ein Großes gegen die neuen Theologen: um die Ungläubigen zu gewinnen, werden sie ihnen gleich und vereinfältigen das Geheimniß, welches die Engel anbeten. — Diese Vernünftelei gefällt mir gar nicht; wir sind Alle Kinder, und Kinder müssen glauben." — „Wenn ich von jener Einfalt und jenem Glauben der ehrwürdigen Kirchenväter, die ich am Sonntage lese, von der Würde, der Erhabenheit und dem zärtlichen Ernste des fünften Buches Mosis, womit ich den Morgen anfange, und der Klarheit und Göttlichkeit jener Bilder Hesekiels sprechen soll, womit ich den Abend schließe, und denke dann an die Mama, an euch und noch dazu an ein ehrliches Auskommen und äußere Ehren, so finde ich eine Summe des Reichthums der Gaben Gottes, welche meine ganze Seele bewegt, und deren Gefühl nur dadurch noch erhöht wird, daß wir den kennen, der sie gibt, und daß wir wissen, wir werden ewig existiren."

Es wird so viel über die Verbildung und Verweichlichung unserer Zeit von ernsten Männern geklagt und debattirt, wie dem abzuhelfen sei; und doch geschieht keine Abhilfe. Warum denn nicht? Unsere eigene Weichlichkeit ist Schuld, welche schon zittert und bebt, wenn sie nur von einem alten Philosophen hört, geschweige erst von einem Kirchenvater. Man will den Zweck, aber die Mittel mißfallen. Die Kirchenväter waren gebildete, denkende Männer; dabei aber sittlich-strenge Christen. Man fürchtet sich, daß sie uns die feinere Bildung nehmen; und wahrlich, wie viele, die solche Sprache führen, stehen diesen Männern der christlichen Vorzeit an allseitiger Bildung weit nach. Wie viele Väter, deren Namen wir gar nicht nennen wollen, waren die Gelehrtesten ihrer Zeit nicht nur unter den Christen, sondern auch unter den Heiden. Wir studiren in einem fort so fleißig die Geschichte, und wahrlich staunenswerth (wenn ich nicht besser „ärgerlich" sagen soll) ist es, wie man in Betreff der Väter absichtlich zurückbleibt, und es selten der Mühe werth findet, diesen großen, unternehmenden Männern nur eine kleine Spalte zu öffnen. Hingegen sprechen aufgeklärt sein wollende Lehrer vor der

katholischen Jugend von Luther, von Calvin und andern Häretikern, als Männern, ohne deren Erscheinen wir alle verloren wären. Das ist aber der Geist der Zeit, der keine Autorität, nichts Positives mehr anerkennen will; und höchstens noch jenen ehrt, der in gleicher Weise gegen dasselbe sich auflehnt.

„Wo sind mehr verschrobene Köpfe," schreibt Müller im Jahre 1808 an Reinhard, „als auf den Kathedern? Was soll ich sagen, wenn man auf höchst willkürlich angenommene Hypothesen Systeme gründet, wodurch die Fundamentalurkunden des Christenthums allen Glauben verlieren, und als das allerelendeste und unglaubwürdigste Machwerk erscheinen, für das die Vorsehung sich keineswegs mehr interessirt habe, als für den Eulenspiegel! — Ich weiß nicht, ob ganz zu helfen sein wird? — Es wäre sehr zu wünschen, daß durch Zureden, Ermunterungen, Hoffnungen, talentvolle Jünglinge zu einer heldenmüthigen Reaction bestimmt werden könnten."

IX. Capitel.

Alexander von Humboldt über die Kirchenväter.

Der Schöpfer — so lehren es die Kirchenväter in ihrer kunstgerechten, oft dichterisch-phantasiereichen Sprache — zeigt sich groß in der todten Natur, wie in der lebendigen, im wilden Kampf der Elemente, wie im stillen Treiben der organischen Entfaltung.

Ich habe in den Schriften der christlichen Kirchenväter dem schönen Ausdruck des Naturgefühles nachgespürt, den in stiller Rührung das Einsiedlerleben erzeugte.

Alex. v. Humboldt.

Es ist eine auffallende Erscheinung, daß die Kirchenväter von jenen am meisten gelesen und benützt werden, von denen man es am wenigsten erwarten sollte, z. B. von den Naturforschern und Geschichtschreibern. An der Spitze der ersteren steht Alex. v. Humboldt, an der Spitze der letzteren Johannes v. Müller.

Alex. v. Humboldt ist einer jener seltenen, aber großen Menschen, welche ausgerüstet mit allen Gaben des Geistes die große Aufgabe zu lösen haben, durch ihre reformatorische Thätigkeit das Menschengeschlecht mit sich fortzureißen, und auf eine höhere Stufe der geistigen und sittlichen Bildung zu heben. Er hat in allen Zweigen der Wissenschaft geforscht, das Wichtige und Unbedeutende, das Ganze und Einzelne zusammengestellt; Alles aber faßte er mit dem Blicke höherer Einsicht zusammen. Die liebevolle Betrachtung und Erkenntniß der Natur, die er als Mittel zur sittlichen Erhebung des Menschen ansieht, strebt er zu einem Gemeingut der Menschheit zu machen, weil von ihnen im Grunde jeglicher Fortschritt

des geistigen Lebens und der damit zusammenhängenden Einrichtungen bedingt und getragen wird. Seine Studien in den Werken der Alten und Neuen und seine literarische Thätigkeit waren enorm, wobei der seltene Fall hervorzuheben ist, daß sein Gefühl für Zartheit, Kindlichkeit und Religion nicht erstickt, sondern nur noch viel mehr gehoben wurde. — Sein wichtigstes Werk ist der Kosmos, dessen Bild dem Verfasser, wie er sich selbst ausdrückt, in unbestimmten Umrissen fast ein halbes Jahrhundert lang vor seiner Seele geschwebt, und in welches er den Kern seiner ganzen Lebenserfahrungen und Arbeiten jedem Gebildeten verständlich niedergelegt hat. — Da wir voraussetzen dürfen, daß jeder Leser staunen wird, wie denn Humboldt gar so sehr für die Kirchenväter eingenommen sein konnte, so mag eine Notiz aus seinem Jugendleben und seiner Erziehung nicht unwillkommen sein. Von seinen Lehrern, deren Unterricht Humboldt in Berlin genoß, ist vor allen der den Philologen bekannte Löffler zu nennen; er war damals Feldprediger des Regiments Gensdarmes, dann Professor in Frankfurt an der Oder und zuletzt Ober-Consistorialrath in Gotha. Löffler hatte ein Werk über den Neu-Platonismus der Kirchenväter herausgegeben, und unterrichtete die beiden Brüder im Griechischen. — Man sieht hier merklich die Eindrücke der Jugenderziehung; der gelehrte Löffler mag vielleicht nur Andeutungen auf den hohen Werth der Kirchenväter gemacht haben; sie schlummerten nur; im Greise erwachten diese Andeutungen wieder und entflammten einen Eifer für die Väter, dessen sich auch ein Priester nicht zu schämen hätte. Der von Löffler begonnene Unterricht wurde später von Fischer fortgesetzt, der eigentlich Mathematik am grauen Kloster lehrte, aber auch ein tüchtiger Kenner des Griechischen gewesen sein soll. — Humboldt hat auch tiefsinnige Forschungen in den classischen Wissenschaften, in den Werken der Griechen und Römer gemacht, und viele andere lebendige und todte Sprachen für seine Zwecke studirt. — Er schrieb viele Werke in französischer Sprache; sein deutscher Stil ist classisch.

Alex. von Humboldt also, der für uns ein zweiter Baco

von Verulam ist, hat in seinem Kosmos ein großes und amüsantes Capitel, welches die Aufschrift führt: Anregungsmittel zum Naturstudium. — Die erste Unterabtheilung dieses Capitels ist überschrieben: Naturbeschreibung. — Naturgefühl nach Verschiedenheit der Zeiten und der Völkerstämme.

„In den römischen Prosaikern," sagt Humboldt, „sind Naturbeschreibungen eben so selten, als in den griechischen. Nur die großen Historiker, Julius Cäsar, Livius und Tacitus bieten einzelne Beispiele dar, wo sie veranlaßt sind, Schlachtfelder, Uebergänge von Flüssen oder unwegsame Bergpässe zu beschreiben, da, wo sie das Bedürfniß fühlen, den Kampf der Menschen mit Naturhindernissen zu schildern. Von dem ewigen Schnee der Alpen, wenn sie sich am Abend oder am frühen Morgen röthen, von der Schönheit des blauen Gletschereises, von der großartigen Natur der schweizerischen Landschaft, ist keine Schilderung aus dem Alterthum auf uns gekommen; und doch gingen ununterbrochen Staatsmänner, Heerführer und in ihrem Gefolge Literaten durch Helvetien nach Gallien. Alle diese Reisenden wissen nur über die unfahrbaren, scheußlichen Wege zu klagen, das Romantische der Naturscenen beschäftigte sie nie. — Auffallend ist dabei, daß der wundersame Anblick gegliederter Basaltsäulen, wie das mittlere Frankreich, die Rheinufer und die Lombardei sie in vielfältigen Gruppen darbieten, die Römer zu keiner Beschreibung, ja nicht einmal zu einer Erwähnung angeregt hat."

„Während die Gefühle abstarben, welche das classische Alterthum belebten und den Geist auf Handlung und Aeußerung menschlicher Thatkraft, nicht auf Zustände und Beschauung der Außenwelt leiteten, gewann eine neue Sinnesart Raum. Es verbreitete sich allmälig das Christenthum; und wie dieses, selbst wo es als Staatsreligion auftrat, in der großen Angelegenheit der bürgerlichen Freiheit des Menschengeschlechtes für die niedern Volksclassen wohlthätig wirkte, so erweiterte es auch den Blick in die freie Natur. Das Auge haftete nicht mehr an den Gestalten der olympischen Götter; der Schöpfer — so lehren es die Kir-

chenväter in ihrer kunstgerechten, oft dichterisch-phantasiereichen Sprache — zeigt sich groß in der todten Natur, wie in der lebendigen, im wilden Kampf der Elemente, wie im stillen Treiben der organischen Entfaltung."

„Die alte Welt," so fährt Humboldt fort, „ist nicht schroff von der neuern geschieden; aber Veränderungen in den religiösen Ahnungen der Menschheit, in den zartesten sittlichen Gefühlen, in der speciellen Lebensweise derer, welche Einfluß auf den Ideenkreis der Massen ausüben, machten plötzlich vorherrschend, was früher der Aufmerksamkeit entgehen mußte. Die christliche Richtung des Gemüthes war die, — aus der Weltordnung und aus der Schönheit der Natur die Größe und die Güte des Schöpfers zu beweisen. Eine solche Richtung, die Verherrlichung der Gottheit aus ihren Werken, veranlaßte den Hang zu Naturbeschreibungen. Die frühesten und ausführlichsten finden wir bei einem Zeitgenossen des Tertullianus und Philostratus, bei einem rhetorischen Sachwalter zu Rom, Minucius Felix, aus dem Anfang des dritten Jahrhunderts. Man folgt ihm gern im Dämmerlichte an den Strand bei Ostia, den er freilich malerischer und der Gesundheit zuträglicher schildert, als wir ihn jetzt finden. In dem religiösen Gespräch Octavius wird der neue Glaube gegen die Einwürfe eines heidnischen Freundes muthvoll vertheidigt."

Was die von Humboldt mit Recht gepriesene Stelle aus Octavius betrifft, so verweisen wir den Leser auf das für solche Bruchstücke eigens bestimmte XI. Capitel, in welchem wir die Belege für die wissenschaftliche, feine und ästhetische Bildung der Kirchenväter zusammentragen werden.

Man sollte denken, ein Naturforscher hielte es für genügend, in den oben von uns angeführten Stellen der christlichen Religion und den Kirchenvätern den gehörigen Tribut gezollt zu haben. Aber nein; mit Andacht und rührender Vorliebe verweilt der große Mann bei den classisch-gebildeten Vätern und kann sich von ihnen nicht trennen. Ist es nicht beschämend für Theologen, ich

will nichts sagen von Philologen, daß ein Humboldt erst, ich möchte sagen, wie mit einem Zauberstabe auf den Schatz hinzeigt, den wir längst früher hätten heben sollen? Die nach Classikern gebildeten Philologen nämlich wollen wir mit Cäsar's Beispiel entschuldigen; denn auch dieser konnte, wie Humboldt tadelnd anführt, als er zu seinen Legionen nach Gallien zurückkehrte, die Zeit benützen, um während des Uebergangs über die Alpen — eine grammatische Schrift de analogia anzufertigen.

Was that aber Humboldt, um uns recht augenscheinlich zu überzeugen, welch' schöne Stellen wir in den Kirchenvätern finden könnten? — Er ließ sich Stellen aus Gregorius von Nyssa, Chrysostomus und Thalassius von seinem ihm immer hilfreichen Collegen und Freunde Herrn Hase, Mitglied des Instituts und Conservator der königlichen Bibliothek zu Paris, in's Deutsche übertragen, um sie in seinem Kosmos aufzunehmen. Denn den heil. Basilius und Gregor von Nazianz las Humboldt selbst, wie wir aus seinen Worten abnehmen, welche lauten: „Die Werke des Basilius und des Gregorius von Nazianz hatten schon früh, seitdem ich anfing Naturschilderungen zu sammeln, meine Aufmerksamkeit gefesselt." Man merke hierbei wohl, daß Humboldt schon seit 50 Jahren alles das sammelte, was wir jetzt im Kosmos lesen. Man sieht, daß Gegenstände der Wissenschaft und Kunst, haben sie nur echten Werth, gewiß fesseln; aber in die Hand nehmen muß man sie und doch wenigstens untersuchen, und dann erst ein Urtheil fällen. Humboldt nahm die Kirchenväter in die Hand; denn das ersehen wir aus den Stellen, die er genau nach Band, Capitel und Seite anführt. So wollen wir denn den gelehrten Naturforscher vernehmen und uns von ihm recht belehren lassen.

„Es ist hier der Ort, aus den griechischen Kirchenvätern einige Naturschilderungen fragmentarisch einzuschalten, da sie meinen Lesern gewiß weniger bekannt sind, als was aus der römischen Literatur uns die alt-italische Liebe zum Landleben überliefert hat. Ich beginne mit einem Briefe Basilius des Großen, für den ich lange schon eine besondere Vorliebe

hege. Aus Cäsarea in Kappadozien gebürtig, hatte Basilius, nicht viel über 30 Jahre alt, dem heiteren Leben zu Athen entsagt, auch schon die christlichen Einsiedeleien in Cölesyrien und Ober-Egypten besucht, als er sich nach Art der vorchristlichen Essener und Therapeuten in eine Wildniß am armenischen Flusse Iris zurückzog. Dort war sein zweiter Bruder Naucratius nach fünfjährigem strengen Anachoretenleben beim Fischen ertrunken." — „Ich glaube endlich," schreibt er an Gregorius von Nazianz, „das Ende meiner Wanderungen zu finden. Die Hoffnung, mich mit Dir zu vereinigen, ich sollte sagen meine süßen Träume (denn mit Recht hat man Hoffnungen Träume des wachenden Menschen genannt), sind unerfüllt geblieben. Gott hat mich einen Ort finden lassen, wie er uns Beiden oft in der Einbildungskraft vorgeschwebt. Was diese uns in weiter Ferne gezeigt, sehe ich jetzt vor mir. Ein hoher Berg, mit dichter Waldung bedeckt, ist gegen Norden von frischen, immer fließenden Wässern befeuchtet. Am Fuß des Berges dehnt sich eine weite Ebene hin, fruchtbar durch die Dämpfe, die sie benetzen. Der umgebende Wald, in welchem sich vielartige Bäume zusammendrängen, schließt mich ab, wie eine feste Burg. Die Einöde ist von zwei tiefen Thalschluchten begrenzt. Auf der einen Seite bildet der Fluß, wo er von Bergen schäumend herabstürzt, ein schwer zu überschreitendes Hinderniß, auf der andern verschließt ein breiter Bergrücken den Eingang. Meine Hütte ist auf dem Gipfel so gelegen, daß ich die weite Ebene überschaue, wie den ganzen Lauf des Iris, welcher schöner und wasserreicher ist, als der Strymon bei Amphipolis. Der Fluß meiner Einöde, reißender als irgend einer, den ich kenne, bricht sich an der vorspringenden Felswand und wälzt sich schäumend in den Abgrund; dem Bergwanderer ein anmuthiger, wundervoller Anblick, dem Eingebornen nutzbar zu reichlichem Fischfang. Soll ich Dir beschreiben die befruchtenden Dämpfe, welche aus der (feuchten) Erde, die kühlen Lüfte, welche aus dem (bewegten) Wasserspiegel aufsteigen? Soll ich reden von dem lieblichen Gesang der Vögel und der Fülle blühender Kräuter? Was mich vor allem reizt, ist die stille Ruhe der Gegend. Sie wird bisweilen nur von Jägern besucht; denn meine Wildniß nährt

Hirsche und Heerden wilder Ziegen, nicht eure Bären und eure Wölfe. Wie möchte ich einen anderen Ort mit diesem vertauschen! Alkmäon, nachdem er die Echinaden gefunden, wollte nicht weiter umherirren." Es sprechen sich in dieser einfachen Schilderung der Landschaft und des Waldlebens Gefühle aus, welche sich mit denen der modernen Zeit inniger verschmelzen, als alles, was uns aus dem griechischen und römischen Alterthume überkommen ist. Von der einsamen Berghütte, in die Basilius sich zurückgezogen, senkt sich der Blick auf das feuchte Laubdach des tief liegenden Waldes. Der Ruhesitz, nach welchem er und sein Freund Gregorius von Nazianz so lange sich gesehnt, ist endlich gefunden. Die dichterisch-mythische Anspielung am Ende des Briefes erklingt wie eine Stimme, die aus einer anderen, früheren Welt in die christliche herüberschallt."

So begeistert spricht Humboldt. — Wie sehr sticht das schöne und zarte Gefühl für Natur in unserem Basilius ab von der Gleichgiltigkeit gegen die erhabensten Naturschönheiten, wie wir sie an Silius Italicus bemerken, welcher in seinen Punicis die schönbebaute Alpengegend als eine schreckenerregende, vegetationslose Einöde beschreibt; und doch lebte dieser Dichter in den Zeiten des Trajan, wo die Schweiz schon sehr angebaut war. Mehr nähert sich Cicero in den Episteln ad Atticum XII. 9. und 15. der schönen Beschreibung des Briefes unseres Basilius. Wir haben von Cicero schon früher bei Herder Einiges angeführt. Humboldt macht bei Cicero's Briefen ad Att. folgende Bemerkung: „Man hat mehrfach bemerkt, daß in diesen Briefen und in denen des jüngeren Plinius Anklänge moderner Sentimentalität nicht zu verkennen seien. Ich finde darin nur Anklänge tiefer Gemüthlichkeit, die in jedem Zeitalter, bei jedem Volksstamme aus dem schmerzlich beklommenen Busen emporsteigen."

Was das Einsiedlerleben betrifft, so ist dies nicht erst durch die christliche Religion in's Leben getreten. Die Essener lebten schon zwei Jahrhunderte vor Christi Geburt, abgeschieden am westlichen Ufer des todten Meeres, im Verkehr mit der Natnr; der ältere Plinius gedenkt ihrer mit den Worten: „Mira gens, socia palmarum." Am

See Möris in Egypten wohnten die Therapeuten in klösterlicher Eingezogenheit.

Den schönen Brief des Basilius hat auch Villemain besprochen in seinen Mélanges historiques et littéraires. Die satyrisch-humoristische Antwort des geistreichen Gregor von Nazianz, für welchen die beschriebene Einöde wenig Reiz hatte, wollen wir dem Leser an passender Stelle, im XI. Capitel, zur Einsicht geben. Man kann sich da die lebendigste Anschauung verschaffen, wie diese Männer bei all ihrer Tugendstrenge keineswegs morose Menschenfeinde waren, sondern vielmehr mit der höchsten sittlichen Reinheit das feinste Gefühl für Natur, Witz und Laune zu verbinden wußten, und selbst im Umgange mit heidnischen Schriftstellern, als Themistius, Libanius und mächtigen Staatsmännern die Regeln der Höflichkeit und feineren Sitte mit aller Genauigkeit beobachteten.

Freilich aber sollte es uns nicht Wunder nehmen, wenn im Gefühl für Natur die Väter vor den Classikern den Vorzug haben, wenn wir bedenken, daß das fleißige Lesen der Bibel, besonders der Psalmen und einiger historischer Bücher, den Sinn für Natur auf's höchste belebt und steigert. Nichtkenner der Bibel werden sich gewiß zum Lesen derselben bestimmen lassen, wenn sie die geistreiche Abhandlung Humboldt's, wie sie im Kosmos enthalten ist, werden vernommen haben; denn dieser große Naturforscher zieht die erhabenen Poesien der Bibel den maßlosen indischen vor, und weiß dem Leser an ihnen nur das Schönste anzupreisen. — „Was ist Natur?“ sagt Herder, „was ist Schrift? Ist Natur nicht auch eine Schrift, eine sehr lesbare, hohe Schrift Gottes an die Menschen? Der treffliche 19. Psalm erkennt sie dafür, und wie viel Psalmen und Capitel der Bibel sind nichts als Blätter dieser Schrift! lautbar gemachte Töne dieser göttlichen Natursprache! Das erste Capitel der Bibel, so manche Beschreibungen der Natur, zum Theil aus dem Munde Gottes selbst, im Hiob, den Propheten u. s. w. sind dies offenbar, und Paulus sagt mehr, als alles, wenn er diese Sprache der redenden Schöpfung eine förmliche Offenbarung Gottes nennt, die keinen Heiden

von seiner Verantwortung frei lassen wird.“ Nur achte man bei der Naturanschauung besonders darauf, daß sie in den rechten Grenzen bleibe; immer sei sie eine fromme; man verwechsle nie das Geschöpf mit dem Schöpfer. Selbst die Weisheit und Ordnung, die der Mensch in der sichtbaren Natur findet, legt er mehr in sie hinein, als er sie aus ihr herausnimmt. Denn er konnte ja ihrer nicht gewahr werden, wenn er sie nicht auf etwas, das er in ihm hat, beziehen konnte, so wie man ohne Maß nicht messen kann. Himmel und Erde sind für ihn nur eine Bestätigung von einem Wissen, deß er sich in sich bewußt ist, und das ihm die Kühnheit und den Muth gibt, Alles zu meistern und aus sich zu rectificiren. Und mitten in der Herrlichkeit der Schöpfung ist und fühlt er sich größer, als Alles, was ihn umgibt; und sehnt sich nach etwas Anderm.

Der Mensch trägt in seiner Brust den Keim der Vollkommenheit und findet außer ihr keine Ruhe. Und darum jagt er ihren Bildern und Conterfei's in dem sichtbaren und unsichtbaren Spiegel so rastlos nach, und hängt sich so freudig und begierig an sie an, um durch sie zu genesen. Aber Bilder sind Bilder. Sie können, wenn sie getroffen sind, sehr angenehm überraschen und täuschen, aber nimmermehr befriedigen. Befriedigen kann nur das Wesen selbst — nur freies Licht und Leben. Daher dürfen wir nie über der Natur den Schöpfer vergessen; denn sonst ist unsere Naturbewunderung Götzendienst; nie soll diese Bewunderung derselben in Anbetung ausarten. Aber auch wieder sollen wir nie unser Ich über Gott und Alles erheben.

Den Sinn für Natur zu wecken, ist des Lehrers wichtige Pflicht; im Alter wird wohl oft die Seele kalt und der Schwung des Enthusiasmus nimmt ab; wir werden durch so mancherlei traurige Erfahrungen aus der idealischen in die Körperwelt, oft in eine sehr dürre oder unreine Welt zurückgestoßen, so daß uns der Aufflug in die blumigen Gegenden der Phantasie wohl vergeht; wehe aber dem Jünglinge, dessen Herz und Sinn für die Reize der Natur, für die Schönheit der allgemeinen Wahrheit und Tugend verschlossen ist, der an die Sonne des Himmels wie an einen kalten Fels denkt.

Doch wir wollen im Humboldt weiter fortfahren; denn mit der Bibel und den Kirchenvätern ist der Naturforscher so bald nicht fertig. Eben weil er kein Pantheist ist, sondern Natur und Gott scharf trennt, sind ihm die Väter so ehrwürdig und hoch. Denn auch sie sind weit davon entfernt, die Natur anzubeten, wenn sie ihre Schönheiten schildern; ihnen ist die Bewunderung der Natur immer nur ein Mittel, sich zu ihrem Schöpfer in frommer Andacht zu erheben. Und das ist auch der Vorzug der hebräischen Poesie, wie wir im Kosmos lesen, wo die für unsere Zeit gewichtigen Worte stehen: „Die semitischen oder aramäischen Nationen zeigen uns in den ältesten und ehrwürdigsten Denkmälern ihrer dichterischen Gemüthsart und schaffenden Phantasie Beweise eines tiefen Naturgefühls. Der Ausdruck desselben offenbart sich großartig und belebend in Hirtensagen, in Tempel- und Chorgesängen, in dem Glanz der lyrischen Poesie unter David, in der Seher- und Prophetenschule, deren hohe Begeisterung, der Vergangenheit fast entfremdet, ahnungsvoll auf die Zukunft gerichtet ist. Es ist ein charakteristisches Kennzeichen der Naturpoesie der Hebräer, daß, als Reflex des Monotheismus, sie stets das Ganze des Weltalls in seiner Einheit umfaßt, sowohl das Erdenleben, als die leuchtenden Himmelsräume. Sie weilt seltener bei dem Einzelnen der Erscheinung, sondern erfreut sich der Anschauung großer Massen. Die Natur wird nicht geschildert als ein für sich Bestehendes, durch eigene Schönheit Verherrlichtes; dem hebräischen Sänger erscheint sie immer in Beziehung auf eine höher waltende geistige Macht. Die Natur ist ihm ein Geschaffenes, Angeordnetes, der lebendige Ausdruck der Allgegenwart Gottes in den Werken der Sinnenwelt. Deshalb ist die lyrische Dichtung der Hebräer schon ihrem Inhalte nach großartig und von feierlichem Ernst, sie ist trübe und sehnsuchtsvoll, wenn sie die irdischen Zustände der Menschheit berührt. Bemerkenswerth ist noch, daß diese Poesie trotz ihrer Größe, selbst im Schwunge der höchsten, durch den Zauber der Musik hervorgerufenen Begeisterung, fast nie maßlos, wie die indische Dichtung, wird. Der reinen Anschauung des Göttlichen hingegeben, sinnbildlich in der Sprache, aber klar und ein-

fach in dem Gedanken, gefällt sie sich in Gleichnissen, die fast rhythmisch immer dieselben wiederkehren."

Lernt aber auch unsere Jugend in dieser Weise die Natur bewundern? Wird nicht in den meisten Schriften die Natur als ein für sich Bestehendes, Ewiges, als eine Gottheit geschildert? Hat dieses Gift nicht auch unsere pädagogischen Schriften angefressen, in denen man über den Geschöpfen den Schöpfer vergißt? Gewiß wäre da die Lectüre von Naturschilderungen aus den Kirchenvätern ein zeitgemäßes Antidotum.

„Auch des Basilius Homilien," fährt Humboldt fort, „über das Hexaemeron zeigen von seinem Naturgefühl. Er beschreibt die Milde der ewig heitern Nächte in Kleinasien, wo, wie er sich ausdrückt, die Sterne, „die ewigen Blüthen des Himmels," den Geist des Menschen vom Sichtbaren zum Unsichtbaren erheben. Wenn er in der Sage von der Weltschöpfung die „Schönheit des Meeres" preisen will, so beschreibt er den Anblick der grenzenlosen Fläche in ihren verschiedenen, wechselnden Zuständen, „wie sie, vom Hauch der Lüfte sanft bewegt, vielfarbig, bald weißes, bald blaues, bald röthliches Licht zurückwirft, wie sie die Küste liebkost in ihren friedlichen Spielen." Dieselbe sentimental-schwermüthige, der Natur zugewandte Stimmung finden wir bei Gregorius von Nyssa, dem Bruder des großen Basilius. „Wenn ich," ruft er aus, „jeden Felsenrücken, jeden Thalgrund, jede Ebene mit neuentsprossenem Grase bedeckt sehe, dann den mannigfaltigen Schmuck der Bäume, und zu meinen Füßen die Lilien, doppelt von der Natur ausgestattet mit Wohlgeruch und mit Farbenreiz; wenn ich in der Ferne sehe das Meer, zu dem hin die wandelnde Wolke führt, so wird mein Gemüth von Schwermuth ergriffen, die nicht ohne Wonne ist. Verschwinden dann im Herbste die Früchte, fallen die Blätter, starren die Aeste des Baumes ihres Schmuckes beraubt; so versenken wir uns (bei dem ewig und regelmäßig wiederkehrenden Wechsel) in den Einklang der Wunderkräfte der Natur. Wer diese mit dem sinnigen Auge der Seele durchschaut, fühlt des Menschen Kleinheit bei der Größe des Weltalls."

Auf der untersten Stufe thierischer Rohheit, so wie im Scheinglanze seiner höheren Bildung, bereitet sich der Mensch stets ein mühevolles Leben. So verfolgt den Wanderer über den weiten Erdkreis, über Meer und Land, wie den Geschichtsforscher durch alle Jahrhunderte, das einförmige, trostlose Bild des entzweiten Menschengeschlechtes. Darum versenkt, wer im ungeschlichteten Zwist der Völker nach geistiger Ruhe strebt, gern den Blick in das stille Leben der Pflanzen und in der heiligen Naturkraft inneres Wirken; oder hingegeben dem angestammten Triebe, der seit Jahrhunderten der Menschen Brust durchglüht, blickt er ahnungsvoll aufwärts zu den hohen Gestirnen, welche in ungestörtem Einklange die alte ewige Bahn vollenden, oder endlich die Stimme des moralischen Bewußtseins, welches in der Brust einzelner Menschen gar mächtig ruft, vernehmend, lenkt er seinen Blick zur Selbstverbesserung nach Innen und führt jenes hohe beschauliche Leben, was die Welt nicht kennt und nicht achtet. Große Geister, wie Humboldt und Müller, wußten die Glanzseite dieses geschmähten Lebens, weil es zur bösen Welt einen zu auffallenden Contrast bildet, herauszufinden und zu achten.

Michel Angelo.

Im hohen Alter.

Ach ich Armer, wenn ich an die Jahre
Meines Lebens nur zurück gedenke,
Ach von allen nicht Ein Tag, der mein war!
Eitles Hoffen, trügendes Verlangen,
Wünsche, Seufzer, Gram und Stolz und Liebe,
(Was ein menschlich Herz je gefühlt hat,
Ist nicht neu mir!) Alles zog — wohin mich?
Ach, wie fern vom Guten und der Wahrheit!
Und ich gehe nach und nach zum Grabe,
Und der Schatten wächset und die Sonne
Wird mir trüber: bald ersink' ich kraftlos.

Sehnsucht nach Gott.

Nach Vittoria Colonna.

Wenn warmer Strahl der Gottheit
Mächtiger, lebendiger sich reget

Mir im Herzen, daß das Herz erquickt wird
Und mit ungewohnter Flamm' emporschlägt;
Ungeduldig reg' ich meine Flügel
Voll von innerer Liebe, daß ich selbst mich
Wie vergessend, nur bei Ihm, bei Ihm bin,
Ihn zu loben, Ihm zu danken.

An gelegener Stelle werden wir dem Leser Beweise geben, daß Basilius nicht nur groß in Naturschilderungen, sondern auch ein Meister ist in Charakterschilderungen und in jeder Art des Vortrages. Ein Seitenstück zu den Stellen aus Gregorius von Nyssa ist der Anfang des Gedichtes über die Natur des Menschen von Gregorius Nazianzenus; eine innige Liebe zur Natur, verbunden mit einer hohen, edlen Schwermuth, deren nur der Weise, der christliche Philosoph fähig ist, spricht sich in den wenigen Worten aus, die wir hier dem Leser in getreuer Uebersetzung wiedergeben: „Gestern, von meinem Seelenschmerz schwer daniedergebeugt, suchte ich fern von den Freunden den schattigen Hain auf und übergab mich der Schwermuth. Denn es ist mir immer eine erwünschte Linderung des Schmerzes, wenn ich ungestört in Ruhe allein, nach Lust meiner Seele zusprechen kann. Die Lüfte säuselten, vermischt mit den Liedern der Vögel, um von den Aesten hernieder sanfte Ruhe zu bringen meinem betrübten Gemüthe; auch die Cicade, die helltönende, die Freundin der Sonne, ließ ihre Stimme ertönen, und voll ward von Liedern der Hain. Ein kühlendes Bächlein bespülte die Füße mir, sanft hin rieselnd durch das Dunkel des Haines; ich aber ward vom schweren Kummer gar mächtig darniedergedrückt." Das Folgende des langen Gedichtes enthält tiefsinnige Betrachtungen über das Loos des Menschen im irdischen Leben. — Solche und ähnliche Ausbrüche einer stillen Schwermuth, die mit der Liebe zur Natur enge zusammenhängt, trifft man häufig in den Werken der Väter. Eben dem sinnigen, tiefer gehenden Bewunderer der Natur drängen sich unwillkürlich gar ernste Gedanken auf, die er lange Zeit hindurch nicht von sich weisen kann. In der Stimmung der Schwermuth sangen David, Jesaias, Jeremias, Torquato Tasso, der Schotte Ossian. Ist selbst nicht auch Virgil in seiner schönen Beschreibung des

Landlebens einigermaßen schwermüthig? — „Sei milde gegen die Regungen der Schwermuth," sagt Thalassius in Denksprüchen, welche von seinen Zeitgenossen bewundert wurden.

Wir haben aber noch nicht Alles von Humboldt angeführt. „Leitete eine solche Verherrlichung Gottes in liebevoller Anschauung der Natur die christlichen Griechen zu dichterischen Naturschilderungen, so waren sie dabei auch immer, in den früheren Zeiten des neuen Glaubens, nach der Eigenthümlichkeit ihrer Sinnesart, voll Verachtung aller Werke der menschlichen Kunst. Chrysostomus sagt in unzähligen Stellen: „Siehst Du schimmernde Gebäude, will Dich der Anblick der Säulengänge verführen, so betrachte schnell das Himmelsgewölbe und die freien Felder, in welchen die Heerden am Ufer der Seen weiden. Wer verachtet nicht alle Schöpfungen der Kunst, wenn er in der Stille des Herzens früh die aufgehende Sonne bewundert, indem sie ihr goldenes (krokosgelbes) Licht über den Erdkreis gießt; wenn er, an einer Quelle im tiefen Grase, oder unter dem dunklen Schatten dichtbelaubter Bäume ruhend, sein Auge weidet an der weiten, dämmernd hinschwindenden Ferne?" Antiochien war damals von Einsiedeleien umgeben, und in einer derselben lebte Chrysostomus. Es war als hätte die Beredsamkeit am Quell der Natur, in den damals waldigen Berggegenden von Syrien und Kleinasien ihr Element, die Freiheit, wiedergefunden."

Ich glaube, eine gewichtigere Autorität zum Lobe der Kirchenväter konnten wir nicht vorführen, als die beredte Zunge des Mannes, vor dem die gelehrte Welt sich insgesammt beugt, die Autorität des großen Alexander von Humboldt. Wie liebreich und schonend redet der Vielgereiste von der Einsiedelei der Mönche; wie fromm strömt die Rede, wo er von den Schönheiten der Bibel redet; wie vermeidet er jegliches harte Urtheil über Gegenstände, die Allen heilig sein sollen. Man sieht es, daß der große Mann mit Andacht vor der Natur steht, und in seinen Meditationen überall den Schöpfer sieht. Mußte er aber auch ein und das andere Wort aussprechen, was eine Mißbilligung verräth, so ist das tadelnde Wort so zart, daß

es kaum bemerkbar wird, und bringt nicht selten zugleich die Entschuldigung mit. Als nämlich die Kirche den Umgang mit der Natur als Zauberei verdächtigte, so weiß er dies milde dadurch zu entschuldigen, daß die celtischen Volksstämme früher dem Naturdienste ergeben waren und in rohen Symbolen die erhaltenden und zerstörenden Mächte verehrten. Aus eben demselben Grunde verboten auch Tertullian, Clemens von Alexandrien und fast alle älteren Kirchenväter die Pflege der plastischen Künste.

Nicht minder als die Kirchenväter hingen auch die spätern lateinischen Dichter, Balde, Sarbiewski, Lotichius, Bembus, Sadoletus, Sannazar, Muret und viele Andere mit Liebe an der Natur und ließen keine Gelegenheit vorüber, den Eindruck der erhabenen Schönheiten auf ihr Gemüth mit Enthusiasmus zu schildern. Als die classische Literatur allgemeiner wieder aufblühte durch den plötzlichen Verkehr mit dem politisch tief gesunkenen Griechenlande, finden wir unter den Prosaikern das erste Beispiel reizender Naturbeschreibungen bei dem kunstliebenden Cardinal Bembo, Raphael's Rathgeber und Freunde. Seine kleine Jugendschrift, Aetna dialogus, gibt uns ein lebendiges Bild der geographischen Vertheilung der Gewächse an dem Abhange des Gebirges, von Siciliens kornreichen Fluren bis zu dem schneebedeckten Rande des Kraters. Das vollendete Werk des reiferen Alters, die Historiae Venetae, charakterisiren auf eine noch mehr malerische Weise das Klima und die Vegetation des neuen Continents. Der rothe Faden aber, der sich durch alle diese Dichtungen, mehr oder weniger sichtbar, schlingt, ist immer jene fromme Schwermuth, der wir in den Schilderungen der Natur, wie sie die Väter geben, so häufig begegnen. Dies ist aber kein Wunder; Schwermuth ist eine Schwester der Milde; denn es ist unbezweifelt, daß durch das Studium und den Gesang der Natur das menschliche Gemüth milder werde. Man lese zum Belege das schöne, einzige Werk von St. Pierre, Paul und Virginie. — Als Muster solcher Naturdichtungen geben wir hier mehrere lyrische Gedichte von den Jesuiten Balde und Sarbiewsky.

Ich selbst, der sonst im strahlenden Wagen
Apollo's über Bergen fuhr,
Schleich' in den Thälern itzt, und möcht', am Boden ein Veilchen,
Aufduften in ein zartes Lied.
Frühling lachet mich an, des Jahr's unschuldiger Knabe,
Um dessen Kinn die Flocke keimt,
Ehe der Sommer sie reift zur stachligen Aehre. Der Ursprung,
Der Welten Ursprung grüßet mich!
Frühling war der Wesen Geburtstag; im Frühlinge wand sich
Aus dunkeln Hüllen die Natur.
Wo sie spielte, wohin sie blickte, blüheten Gärten,
Von Zephyrn umgaukelt. Mir,
Mir auch gaukelt er jetzt, der Blumengönner; er malet
Die Wiesen wie Apelles mir. —
Strahlet die Wiese nicht wie ein Pfau der himmlischen Juno?
In unzählbaren Farben glänzt
Jener gestickte Teppich, in dem mit schwellender Blüthe
Die Kelche sich eröffnen. Rings
Tönen Hirtengesänge; mit Aegon streitet Jolas.
Und in der Bäume Zweigen kämpft
And'rer Idyllengesang. Die Waldbewohner erwachten
Aus ihrem langen Winterschlaf.
Frühling weckte sie auf. „Ihr Träumerinnen," so sprach er,
„Wohlauf, erzählt uns euren Traum."
Und sie schwätzen anjetzt im Laube; sie singen in Wolken. —
Es rieselt dort ein Silberstrom;
Auch in silbernen Wellen ergötzt sich die Muse. Sie schwimmet
Und badet im einsamen See,
Spielt mit den Fischen im Bach und scherzt mit den Nymphen im Strome,
Mit Nereiden in der Flut. —
Schau das erneuete Jahr! Wie sich die Schlange verjünget! u. s. w.

In diesem lieblichen Tone singt Balde noch weiter fort.

Das Hirtenleben.

Vor Phryxus gold'nem Widder, der einst im Meer
Der Helle Namen traurig verewigte,
Ging längst die schön're Wollenheerde
Ruhig im Thale, des Hirten Sorge.
Des Hirten Sorge! Gab es ein seliger,
Ein werther Glück dem mühenden Menschenvolk,
Als in der Aura jenes Thales
Friedlich-unschuldige Lämmer weiden?

Da schallt kein Kriegshorn, keine Trommet' ertönt;
Trabant und Büttel rufen dich zu Gericht
Und Hofe nicht. Die schöne Aue
Ist dir ein Hof, und der Hain die Welt dir.
In Baumes Schatten breitet ein weiches Bett
Der Rasen; ringsum wölben die Zweige sich
Zum grünen Vorhang', und die heilige
Murmelnde Quelle zu deinem Haupte,
Sie führt den Schlummer leis' und gesund herbei.
Die Erde zollt dir kühlende Beeren, Milch
Die Heerde, die Sylvan, dein Schutzgott,
Gütig beschützet und mächtig leitet.
Kaum glänzt im Thau der goldene Morgenstrahl,
So eilt hinaus die Heerde. Mit jungem Muth
Begleitet sie der Hirt, und grüßet
Seine Gefilde mit neuen Tönen.
Und steigt die Sonne; siehe, da badet sie
Ein frischer Strom; der zitternden Mutter bringt
Der Hirt das junge Lamm. Indessen
Heben sich lauter die Abendlüfte;
Die Bäume sprechen. Grüßet die Erle nicht
Dort ihre Schwester Erle? Die Eiche dort
Die Mutter Eiche? sanft gebogen
Lispeln vertraulich sie zu einander.
Die Vögel alle singen im hellen Streit;
Das Töchterchen versuchet den neuen Ton,
Den früh im Nest ihm seine Mutter
Lehrete, jetzt in dem Hain-Theater.
Hier quillet Milch der Freude, der Urwelt einst
Ein süßer Strom. Vergaßen die Söhne nicht
Und Töchter jener alten Zeiten,
Würden und Güter um diese Auen?
Der zweite Sohn des Königes uns'rer Welt,
Sang Abel nicht der Heerde das Hirtenlied?
Der Vater aller zwölf Geschlechte
Weidete Lämmer um die Geliebte,
Den süßen Jahrlohn. Oefter am Abend sprach
Er zu den Schafen: „Gehet, ihr Glücklichen,
Zur Heimat. Liebenden verschwinden
Tage nach Tagen, wie kurze Stunden."
Beim Schäferstabe lernete Moses einst
Den Führerstab zu tragen. Isai Sohn,
Des Volkes und der Heerde Retter,
Sang an der Quelle Jehovahs-Psalmen.

Diese beiden Gedichte sind aus Herder's Terpsichore; mehr können wir nicht geben und verweisen daher den Leser auf das schöne Werk selbst. Bei Uebersendung der Terpsichore schrieb Herder an Uz:

Lies dieses Buch, und wenn dich hie und da
Ein Wink, ein Ahnen, ein Gedanke labt,
So freu ich mich unsichtbar bei dir weilend,
Als über meinen Lohn, und küsse dich
Als Sohn und Bruder. Lebe, lebe wohl!

Auch an einen andern Freund schrieb er:

Hier der katholische Dichter, der mir mehr Schmerzen und Freude,
Als kein anderes Buch eig'ner Gedanken gebracht.

Wir verstehen hier bei dem Ausdrucke „Schmerzen und Freude“ jene Schwermuth, die bei der steten Lectüre Balde's sich Herder's bemächtigt hat. Wahrhaft große, denkende Geister sind nie ohne jene Schwermuth; die neuere Zeit, z. B. Jean Paul, nennt sie „Weltschmerz.“

Ein anderes Gedicht, zart und fein, wie ein Hauch, wird gewiß den Leser in süße Wonne versetzen; es ist das schönste unter den schönsten. Der Jesuit Sarbiewsky will uns in einer Allegorie den Wechsel des menschlichen Lebens schildern. Der Dichter geht hinaus in die freie Natur, hängt seine Leier am Baume auf, und legt sich selbst in's Gras zur Ruhe hin; denn es ist schönes, heiteres Wetter; kaum schlummert er, so wird er auch schon geweckt von den Stürmen eines schwarzen Gewitters. Dieses Lied verdient es in der Sprache dazustehen, in welcher der Dichter sang.

Ad suam testudinem.

Sonora buxi filia sutilis
Pendebis alta, barbite, populo;
Dum ridet aër, et supinas
Solicitat levis aura frondes.

Te sibilantis lenior halitus
Perflabit Euri: me juvet interim
Collum reclinasse, et virenti
Sic temere jacuisse ripa.

Eheu! serenum quae nebulae tegunt
Repente coelum! quis sonus imbrium?
Surgamus. Heu semper fugaci
Gaudia praeteritura passu!

Wir lassen Herder's ausgezeichnete Uebertragung folgen:

Des Burus Tochter, hallende Leier, hier
An dieser Pappel hange! Der Himmel lacht,
Ein Lüftchen spielet in der Pappel
Hangenden Zweigen; ein sanftes Lüftchen

Wird dich durchschlüpfen, liebliches Saitenspiel!
Und mir melodisch lispeln, indeß ich hier
An diesem Hügel in des Baumes
Wehendem Wallen zum Traume entschlumm're.

Wo bin ich? Dunkle Wolken umhüllten
Den heitern Himmel; Regen ertönen. Komm,
O meine Leier! Ach, wie jede
Kleinste der Freuden vorüberschlüpfet!

Noch zwei zarte Gedichte von eben demselben Dichter.

An die Cicade.

Hör' ich deinen Gesang wieder, o Sängerin?
Die im Gipfel des Baumes sich und den Hain ergetzt
Mit Gesängen; ich höre,
Freudentrunk'ne Cicada, dich.

Unablässig sing', singe die Tag' hindurch
Und die Nächte. Sie flieh'n, eilend entfliehen die
Sommertage. Der Winter,
Nur der traurige Winter weilt.

Schweigst du, Sängerin? Auf! koste dein Tröpfchen Thau,
Eh's vertrocknet. Auch uns trocknet im Augenblick
Unser Tröpfchen der Freude;
Nur der traurige Schmerz, er bleibt.

Die Frühlingsrose.

Der Jüngling.

Aurorens Blume, die um das Haar ihr glänzt,
Was weilst du länger, liebliche Rose? Komm!
Der Winter flieht; es locken sanfte
Zephyre dich an der Sonne Lichtstrahl.

Die Rose.

Im Strahl der Sonne welket die Rose bald;
Der Zephyr, der sie wecket, entblättert sie.
Aurora flieht. O Jüngling, gönne,
Gönne der Säumenden noch ihr Knöspchen.

So sang Sarbiewsky, der „polnische Horaz" genannt; Jesuit, Lehrer der Theologie, Philosophie und schönen Wissenschaften zu Wilna, endlich Hofprediger des Königs Ladislaus II.; starb zu Warschau 1640. Außer Herder hat auch Lessing auf diesen Dichter aufmerksam gemacht. —

Wir sind noch nicht am Ende mit dem, was Humboldt zu Gunsten der Kirchenväter vorbringt. Bis jetzt zeigte uns der Naturforscher die poetischen Schönheiten der Väter in Betreff der Naturschilderungen. Er kannte sie auch von einer anderen Seite, nämlich von der wissenschaftlichen, in so fern sie die Naturforschung berührt haben, und gibt uns hiemit einen schlagenden Beweis, daß nur Vorurtheile uns abhielten, einen tieferen Blick in die Schriften der Väter zu machen. So wie Muret und Bentlei die Autorität der Väter mit Vorliebe bei ihren philologischen Zweifeln zu Hilfe riefen, so sehen wir nicht minder unsern Humboldt bei seinen Forschungen bei einem und dem andern Vater sich Raths erholen, oder bemüht, eine Stelle aus ihnen zu bringen, die als Beleg zu einer festgestellten Behauptung benützt werden konnte.

Da wo Humboldt vom Magnetismus und der Elektrizität spricht und Stellen aus den Alten, Plinius, Plato, Strabo, Aristoteles und Diogenes Laertios über den Bernstein anführt, wird auch des Clemens Alexandrinus Strom. II. p. 370 gedacht und die Bemerkung beigefügt, daß er sonderbarer Weise einen Unterschied zwischen *τὸ σούχιον* und *τὸ ἤλεκτρον* mache. Die Stelle im Clemens lautet: „Der Magnet zieht das Eisen aus Verwandtschaft an, so wie die Bernsteinthräne (*τὸ δάκριον τὸ σούχιον*) Spreu anzieht, und Electrum Hülsen emporhebt." Spuren vom Gebrauche des Magnets finden sich im Alterthum auch bei den Egyptern. Augustinus redet von

magnetischen Vorrichtungen in Tempeln, wodurch Bilder und andere Gegenstände in der Luft schwebend erhalten werden können.

An einer andern Stelle macht er Erwähnung von Origenes, welcher uns in seinen Philosophumenis eine Notiz des alten Eleaten Xenophanes von Kolophon erhalten hat; dieser Philosoph stellte sich die ganze Erdrinde als einst vom Meere bedeckt vor, und wollte in den Steinbrüchen von Syracus Versteinerungen von Seeproducten und in dem tiefsten der Felsen von Paros den Abdruck von einem kleinen Fisch (einer Sardelle) gefunden haben. Da die Gelehrten nicht recht wissen, ob sie an der betreffenden Stelle *τύπον δάφνης* (Lorbeer-Abdruck) oder *τύπον ἀφύης* (Fisch-Abdruck) lesen sollen, so spricht sich hierüber Humboldt in folgender Weise aus: „Nach dem ganzen Zusammenhange ist es sehr unwahrscheinlich, daß Xenophanes einen Lorbeer-Abdruck statt eines Fisch-Abdruckes gemeint habe. Delarue tadelt mit Unrecht die Correction des Jacob Gronovius, welcher den Lorbeer in eine Sardelle (*ἀφύη*) umgewandelt hat. Die Fischversteinerung ist doch wahrscheinlicher als das natürliche Silensbild, welches die Steinbrecher aus den parischen Marmorbrüchen (des Berges Marpessos, Servius ad Virgilium. Aen. VI. 471) wollen herausgespalten haben."

Wir sehen hier, daß Humboldt als Naturforscher auch Philologisches sich angelegen sein ließ. In seiner Abhandlung über die Bedeutung des Wortes „*κόσμος*" im Kosmos I. B. p. 76. ist ein Schatz von philologischem Wissen enthalten. Ein wichtiger Beleg dafür, daß eine Wissenschaft in die andere greift, spricht sich deutlich in dem von uns so eben Besprochenen aus; jene, die sich gerne isoliren und aus was immer für Gründen nur auf Eine Wissenschaft beschränken, mögen sich durch viele Stellen im Kosmos eines Besseren belehren lassen.

Auch im zweiten Bande kommt Humboldt auf die Philosophumena cap. 4. des Origenes zurück, wo er den Eleaten Xenophanes anführt, welcher lehrte, „daß der jetzt trockene Erdboden aus dem Meere gehoben sei." Auch Ennemoser nennt oft den Origenes bei seinen Forschungen auf dem Gebiete der Magie;

bei Gelegenheit, wo er des Lactantius, Tertullian, Gregorius, Athenagoras erwähnt, wundert er sich, wie auch der scharfsinnige Origenes einen an Ort und Stelle genannten Irrthum hegen konnte. Auch Johannes von Müller nennt ihn einen umfassenden Geist, der tief in allen Winkeln forschte, wo etwas ist, oder nicht ist.

Auch der heil. Augustinus wird von Humboldt nicht unbemerkt gelassen. „Wenn auch," so spricht der Naturforscher, „die Existenz von sogenannten Meteor-Infusorien mehr als zweifelhaft ist, so darf doch die Möglichkeit nicht geläugnet werden, daß, wie Fichtenblüthenstaub jährlich aus der Atmosphäre herabfällt, auch kleine Infusionsthiere, mit dem Wasserdampf passiv gehoben, eine Zeit lang in den Luftschichten schweben können. Dieser Umstand ist bei dem uralten Zwiste über eine mutterlose Zeugung (generatio spontanea) in ernste Betrachtung zu nehmen, um so mehr, als Ehrenberg entdeckt hat, daß der nebelartig die Luft trübende Staubregen, welchem Seefahrer häufig in der Nähe der capverdischen Inseln und bis in 380 Seemeilen Entfernung von der afrikanischen Küste ausgesetzt sind, Reste von 18 Arten kieselschaliger polygastrischer Thierchen enthält." Zu dieser Stelle fügt Humboldt in den Anmerkungen folgende für uns wichtige Worte hinzu: „Ueberaus merkwürdig scheint mir, daß Augustinus der Kirchenvater sich in seinen Fragen: wie möglicher Weise die Inseln nach der großen Flut haben auf's Neue Pflanzen und Thiere empfangen können, der sogenannten „keim- und mutterlosen Zeugung" (generatio aequivoca, spontanea aut primaria) keineswegs abgeneigt bezeigt." — „Haben," sagt er, „die Engel die Thiere nicht auf abgelegene Inseln gebracht oder etwa jagdlustige Bewohner der Continente, so müssen sie aus der Erde unmittelbar entstanden sein; wobei freilich die Frage entsteht, zu welchem Zwecke allerlei Thiere in der Arche versammelt worden waren." — „Si e terra exortae sunt (bestiae) secundum originem primam, quando dixit Deus: Producat terra animam vivam! multo clarius apparet, non tam reparandorum animalium causa, quam figurandarum variarum gentium (?) propter ecclesiae sacramentum

in Arca fuisse omnia genera, si in insulis, quo transire non possent, multa animalia terra produxit." Augustinus de Civitate Dei lib. XVI. cap. 7.

Sollen wir Schulmänner uns nicht schämen, wenn wir sehen, daß die gelehrtesten Männer bei den Vätern in die Schule gehen und auf ihre Aeußerungen einen großen Werth legen, während wir alles Mögliche aufbieten, sie von uns fern zu halten, und den Classikern allein das Monopol des Unterrichtes zu sichern?

Im Hexaemeron des heil. Basilius treffen wir ähnliche Stellen, wie die obige des heil. Augustinus, in Menge, die uns überzeugen, daß die Väter, außerdem daß sie fromme christliche Philosophen waren, auch mit den verschiedenen Zweigen des Wissens in nähere Berührung traten. Die tiefe Wissenschaft hat das Christenthum nie von sich gewiesen; das beweisen die Kirchenväter und viele andere Denker und Entdecker auf dem Gebiete des Wissens, die im Schooße der Kirche lebten und starben; über Frivolität, Aberwitz, dialektisch-spitzfindige Deutungen und Verdrehungen, leeres Gezänke um Nichts, unmoralisches Herabsetzen des Heiligsten mußte sie freilich den Bann aussprechen. War denn nicht Paulus selbst einer der gelehrtesten Männer seiner Zeit? Die Väter sahen zu gut ein, daß den gelehrten Griechen gegenüber das Christenthum, um sich eine sichere Stellung zu erobern, mit eben denselben Waffen, mit denen es angegriffen wurde, sich vertheidigen müsse. Hieronymus sagt dies ausdrücklich, wo er von Cyprian spricht: „Cyprianus vir eloquentia pollens, Firmiano narrante, mordetur, cur ad versus Demetrianum scribens, testimoniis usus sit Prophetarum et Apostolorum, quae ille ficta et commentitia esse dicebat et non potius Philosophorum et Poetarum, quorum auctoritate, ut Ethnicus, contraire non poterat."

Im dritten Bande des Kosmos spricht Humboldt darüber, wie alt die Benennung Krystallhimmel sei. Als Beleg führt er in Mitten vieler Classiker auch den christlichen Philosophen Lactantius an, de opificio Dei cap. 17. „An, si mihi quispiam dixerit aeneum esse coelum, aut vitreum, aut, ut Empe-

docles ait, aërem **glaciatum**, statimne assentiar, quia coelum ex qua materia sit, ignorem?"

Man sieht aus dieser Stelle, wie wenig leichtgläubig diese Männer waren, und auf jenem Gebiete des Wissens, wo Forschen erlaubt und nothwendig war, auf bloße Autorität hin nichts annahmen.

Wo Humboldt von der Ansicht des Empedocles handelt, daß die Reflexion des Sonnenlichtes durch den hagelartig geronnenen Mondkörper entstehe, citirt er eine Stelle aus Plutarch, die nur apud **Eusebium** praep. evangel. I. p. 24 aufbewahrt ist.

In Macrobius findet man Spuren freierer Ideen über die mit der Höhe abnehmende Wärme. Nach ihm sind die äußersten Zonen des Himmels von ewiger Kälte heimgesucht. Bei weiterer Besprechung dieses Gegenstandes führt unser Naturforscher abermals den heil. Augustin an: „Diese extremitates coeli, in welche der Bischof von Hippo eine Region eiskalter Wasser, dem obersten und darum kältesten aller Planeten, Saturn, nahe, verlegte, sind immer noch der eigentliche Luftkreis."

Aristoteles vermeidet stets das Wort Krystallhimmel und redet nur von angehefteten Sternen; abermals zeigt uns Humboldt aus Plutarch und **Eusebius** praeparat. evangel., daß Empedocles schon volle 2000 Jahre vor Keppler behauptete, daß die Fixsterne am Krystallhimmel angeheftet, die Planeten aber frei und losgelassen seien. Wie groß aber das Ansehen der Kirchenväter in Betreff der Astronomie war, ersehen wir aus folgenden Worten Humboldt's: „Durch die Kirchenväter, welche spielend 7 bis 10, wie Zwiebelhäute über einander gelagerte, gläserne Himmelsschichten annahmen, ist diese Ansicht des krystallenen Gewölbes in das Mittelalter übergegangen; ja sie hat sich selbst in einigen Klöstern des südlichen Europa erhalten."

Der Glaube an die Existenz nicht leuchtender Sterne war schon im griechischen Alterthume und besonders in der frühesten christlichen Zeit vorbereitet. Man nahm an, daß „zwischen den feurigen Sternen, die sich von den Dünsten nähren, sich noch einige

andere erdartige Körper bewegen, welche uns unsichtbar bleiben.“ Diese Stelle nahm Humboldt aus Origenes in Gronov. Thes. T. X. p. 271.

Außer den Kirchenvätern, die im Kosmos keine unbedeutende Rolle spielen, weiß Humboldt auch andere christliche Schriftsteller des Mittelalters zum Behufe der Aufhellung über das Weltall in glücklicher Weise zu benützen. Einen ganz besondern Werth haben für ihn die Schriften des Cardinals Nicolaus von Cusa, welcher in der Mitte des 15. Jahrhunderts lebte. Die Hauptstelle Humboldt's lautet: „Wie glückliche Ahndungen und Spiele der Phantasie (das griechische Alterthum ist voll von solchen, spät erfüllten Träumen) lange vor aller wirklichen Beobachtung, bisweilen den Keim richtiger Ansichten enthalten, so finden wir schon in der Mitte des 15. Jahrhunderts in den Schriften des Cardinals Nicolaus von Cusa, im II. Buche de docta ignorantia, deutlich die Meinung ausgedrückt, daß der Sonnenkörper für sich nur ein erdhafter Kern sei, der von einem Lichtkreise wie von einer feinen Hülle umgeben werde; daß in der Mitte (zwischen dem dunklen Kern und der Lichthülle?) sich ein Gemisch von wasserhaltigen Wolken und klarer Luft, gleich unserem Dunstkreise, befinde; daß das Vermögen, ein die Vegetation auf der Erde belebendes Licht auszustrahlen, nicht dem erdigen Kern des Sonnenkörpers, sondern der Lichthülle, welche mit demselben verbunden ist, zugehöre. Diese in der Geschichte der Astronomie bisher so wenig beachtete Ansicht der physischen Beschaffenheit des Sonnenkörpers hat viel Aehnlichkeit mit den jetzt herrschenden Meinungen.“

Humboldt findet die erwähnte Schrift des Cardinals zu interessant, um mit obigen Worten plötzlich abzubrechen, und es nicht für seine Pflicht zu halten, dem Leser von diesem, seiner Zeit weit vorgreifenden Bischof und Cardinal noch Mehreres mitzutheilen. Der Cardinal starb 1464; also 9 Jahre eher, als Copernicus geboren war. Humboldt hebt mehrere Stellen aus verschiedenen seiner Werke heraus, die ein Beleg sind, wie tief der gelehrte Mann in dem damals noch wenig angebauten Gebiete der Astronomie theils in

Ahnungen, theils Beobachtungen vordrang. Die Stellen lauten: „Neque color nigredinis est argumentum vilitatis Terrae; nam in Sole si quis esset, non appareret illa claritas, quae nobis; considerato enim corpore Solis, tunc habet quandam quasi terram centraliorem, et quandam luciditatem quasi ignilem circumferentialem et in medio quasi aqueam nubem et aërem clariorem, quemadmodum terra ista sua elementa." Aus einer andern Schrift des Cardinals „Exercitationes ex Sermonibus Cardinalis" hebt Humboldt folgendes Gleichniß heraus: „Sicut in sole considerari potest natura corporalis et illa de se non est magnae virtutis (trotz der Massenanziehung oder Gravitation!) et non potest virtutem suam aliis corporibus communicare, quia non est radiosa. Et alia natura lucida illi unita, ita quod Sol ex unione utriusque naturae habet virtutem, quae sufficit huic sensibili mundo ad vitam innovandam in vegetabilibus et animalibus, in elementis et mineralibus per suam influentiam radiosam; sic de Christo, qui est Sol justitiae"—. Dr. Clemens glaubt, der Cardinal müsse Beobachtungen über Sonnenflecken gemacht haben, welche Annahme aber Humboldt gründlich widerlegt. Außer obigen Stellen hebt er noch andere von nicht minderer Wichtigkeit heraus: „Jam nobis manifestum est, Terram in veritate moveri." De docta Ignorantia lib. II. cap. 12.— Dann: „Terra non potest esse fixa, sed movetur, ut aliae stellae."

Mit Freude nahmen wir wahr, daß auch Philologen der neueren Zeit sich um diesen Cardinal von Cusa bekümmerten. In Wolf's und Buttmann's Museum der Alterthums-Wissenschaft fragt Ideler, ob Copernicus die Schrift de docta Ignorantia des Nicolaus von Cusa gekannt habe.

In der Abhandlung über den Seecompaß, wo Humboldt erzählt, daß vor Marco Polo schon die Catalanen und Basken sich desselben bedienten, führt er das Werk de contemplatione von Raimundus Lullus an.

„Der mystische, aber in optischen Dingen sehr erfahrene Kapuzinermönch, Schyrle von Rheita, hat in seinem Oculus Enoch et Eliae von der nahen Möglichkeit gesprochen, sich 4000ma-

lige Vergrößerungen der Fernröhre zu schaffen, um genaue Bergkarten des Mondes zu liefern." Von Baco spricht Göthe in folgender Weise: „Dieser sinnige Mönch, eben so weit vom Aberglauben, als vom Unglauben entfernt, hat Alles in der Idee, nur nicht in der Wirklichkeit gehabt. Die ganze Magie der Natur ist ihm, im schönsten Sinne des Wortes, aufgegangen. Er sah Alles, was kommen mußte, die Sonnenmikroskope, die Uhren, die Camera obscura, die Projectionen des Schattens." — „Erst durch Albert den Großen und Roger Bacon," sagt Humboldt, „wurden die Geistesfesseln muthvoll gebrochen, die Natur entsündigt und in ihre alten Rechte eingesetzt."

Wo Humboldt von den Proselenen handelt, wird eine Stelle des christlichen Dichters Nonnus angeführt, welcher von dem syrischen Beroë sagt, es sei vor der Sonne bewohnt gewesen. Ueber diesen Gegenstand benützte Humboldt einen nicht gedruckten Aufsatz seines philologischen Freundes, des Professors Johannes Franz, da ihn die Erklärungen, welche von dem Ursprunge der im Alterthume so weit verbreiteten astronomischen Mythe der Proselenen Heyne (De Arcadibus luna antiquioribus, in opusc. acad. Volum II. p. 332) gegeben hat, nicht befriedigen konnten.

„Im christlichen Alterthume," heißt es in der Abhandlung von den Planeten, „wie im ganzen Mittelalter, von Basilius dem Großen an bis Thomas von Aquino und Petrus Alliacus, wird der Harmonie der Sphären noch immer, doch meist tadelnd, gedacht." In der zu dieser Stelle gehörigen Anmerkung wird eines Epigrammes aus Eusebius Erwähnung gemacht.

Nach einer sehr merkwürdigen Stelle des Plutarch in dem Leben des Nicias cap. 42, hat Anaxagoras selbst, der den bergreichen Mond eine andere Erde nennt, eine Zeichnung der Mondscheibe entworfen; bei Gelegenheit dieser so eben angeführten Worte weist Humboldt auch auf Origenes hin, Philosophumena cap. 8. edit. Mülleri 1851. — Wir könnten noch so fort viele Stellen anführen; doch genug.

Claudite jam rivos, pueri; sat prata biberunt.

Man wird gesehen haben, daß Männer von Geist in den Vätern vielerlei zu lesen finden, was Andere nie finden; auch sieht man, was ich nicht oft genug wiederholen kann, daß die Väter nicht blos Ordensregeln, Gebetbücher, Litaneien und Breviarien schrieben, sondern auch mit Dingen sich beschäftigten, die nicht innerhalb des Horizontes eines gewöhnlichen Menschen liegen.

So wie Humboldt der Stellen eine Menge aus den Kirchenvätern in seinem Kosmos aufnahm, um sich ihrer zum Behufe der Erklärung der Naturerscheinungen zu bedienen, eben so gab sich der gelehrte Olshausen alle mögliche Mühe, die Ansichten der griechischen Kirchenväter über die Unsterblichkeit der Seele aufzufinden und zu sammeln in dem Schriftchen: Antiquissimorum ecclesiae graecae patrum de immortalitate animae sententiae. Die Ansichten sämmtlicher Väter laufen, nach seiner Meinung, in der Grundidee zusammen: „Anima non per se vitam habet, sed percipit ex conjunctione cum spiritu, fonte vitae aeternae.“ Nach Merten hat Augustin die im Selbstbewußtsein liegende Gewißheit von uns selbst erkannt; und schon durch dieses Eine hat er sich unsterbliches Verdienst um die Philosophie erworben; er tritt in der Geschichte mehr als Prophet, denn als Gründer einer neuen Aera in der Philosophie auf. Augustin hatte das wahre Princip der Philosophie ausgesprochen; aber auch eine lange Reihe von Jahrhunderten wußte seinen Ausspruch nicht zu würdigen; nur unter dem mühe- und wehvollsten Ringen sollte der Denkgeist das bereits Gefundene wiederfinden.

Ritter beschäftigt sich in seiner Geschichte der Philosophie viel mit Augustin. Zur Beleuchtung der wichtigsten Worte Augustin's: „R. Tu, qui vis te nosse, scis esse te? A. Scio. R. Unde scis? A. Nescio. R. Simplicem te sentis, anne multiplicem? A. Nescio. R. Moveri te scis? A. Nescio. R. Cogitare te scis? A. Scio.“ Solil. II. 1. führt Ritter aus verschiedenen Werken des Kirchenvaters Stellen an, aus welchen erhellt, daß er der Wahrheit, die er im Selbstbewußtsein erblickte, nicht gar so ferne mehr stand; doch war es ihm nicht beschieden, die Bedeutung der-

selben für die Fortbildung der Philosophie geltend zu machen. — Die Werke, welche Ritter anführt, sind folgende: 1. die Soliloquia; 2. de beata vita; 3. de libero arbitrio; 4. de trinitate; 5. de vera religione; 6. de civitate Dei.

Zum Schlusse wollen wir den Leser noch aufmerksam machen, daß, wie Humboldt, so auch andere große Naturforscher zugleich religiös waren. Tief religiös war der große Engländer Boyle, aus dessen Schriften wir Einiges für unseren Zweck herausheben: „Die meisten Verächter der Religion verachten sie unter andern darum, weil sie eine Verachtung und Geringschätzung für alle Wahrheiten haben, die ihren Leidenschaften und ihrem Interesse nicht schmeicheln. Ich habe mit Leidwesen bemerkt, daß der größte Theil der Religionsspötter, die unter uns sind, den Sinn des Pilatus haben (der spöttisch fragte, was Wahrheit sei, und dann nach der Thür griff, ohne die Antwort abzuwarten), und daß sie alle Untersuchung der Wahrheit, die eine ernsthafte und fortgesetzte Anstrengung erfordert, anekele. Sie sind größtentheils oberflächliche, flatterhafte Parteigänger, die an der Außenseite der Dinge stehen bleiben, und von einem zum andern hüpfen.“ Er verglich dann die oberflächlichen Denker und Dialektiker mit den Schwimmern, die nur Dinge erreichen, die auf der Oberfläche des Wassers sich herumtreiben; während er den Naturforscher mit dem Taucher vergleicht, der auf den Grund des Wassers geht, und von da Perlen, Korallen und andere köstliche Dinge an's Land bringt. „Wer gewohnt ist,“ sagt er an einer anderen Stelle, „Wahrheiten von einer geringeren Art zu schätzen, weil sie Wahrheiten sind, der wird so viel mehr geneigt sein, göttliche Wahrheiten, die einer viel höheren und edleren Art, und von unschätzbarem und ewigem Nutzen sind, zu schätzen.“

Eben so religiös waren Bacon und Newton. Und gerade gab es in ihrer Zeit der Religionsspötter auch in Menge; doch solche Männer wie Boyle, Newton und Andere machten sie unschädlich. Man darf übrigens nie um des Guten Willen den Muth sinken lassen; die Vorsehung lenkt doch am Ende Alles zum Besten. — In der physischen Welt zieht nach Claudius von Zeit zu Zeit, sonderlich im

Frühjahr, man weiß nicht nach welchen Gesetzen, so ein kalter, giftiger Nebel durch Gärten und Wiesen, der auf dem Strich, den er trifft, die Pflanzen und Gewächse übel zurichtet. Es muß wohl auch so in der moralischen Welt sein. Denn da ist auch, seit einiger Zeit, so ein alles Positive wegwerfender und kein Gesetz außer sich anerkennender Geist durch die gelehrten und durch die politischen Gärten und Wiesen gezogen. Gewesen sind diese Geister immer in der moralischen Welt, denn sie sind ihr πρῶτον ψεῦδος. — Ils sont fous de la folie commune.

X. Capitel.

Johannes v. Müller, der große Geschichtschreiber, über die Kirchenväter. Dieses Capitel enthält die Summe alles dessen, was über die Kirchenväter Schönes gesagt werden kann.

Gelesen habe ich Verschiedenes, aber es behagte mir nicht, bis ich endlich mit großer Wärme wieder zu meinem Chrysostomus griff, um einmal wieder seinen beredten Mund über das Größte zu hören. Kein Theaterstück, kein Roman enthält einen solchen Reichthum der feinsten Beobachtungen. Man ist ganz erstaunt zu sehen, was er in dem Text zu finden weiß, und es ist darin. Er ist der Christen Tullius, ich möchte bald sagen, mehr als Tullius.

Johannes v. Müller.

Einer sieht oft mehr, als alle Schulen und das ganze Land.

Herder.

Der berühmte Dichter Thomas Moor machte einst Reisen, um die wahre Religion zu finden; er war unermüdet und fand sie. Auch ich faßte den abenteuerlichen Entschluß, Reisen zu unternehmen, freilich nur in Büchern, um Männer zu finden, die mir meine guten, aber vielgeschmähten Kirchenväter loben, um mit diesem Lobe vor das Publicum hintreten zu können, ihm mit der Autorität dieser Männer zu imponiren und zu zeigen, daß auch an den Kirchenvätern was Tüchtiges sei, wovon ich wohl für meine Person schon längst überzeugt war. Ich fand solche Männer, wie der Leser gesehen; aber alle hat er noch nicht kennen gelernt, Einen nämlich, der wohl fast Alle, Humboldt ausgenommen, aufwiegt, kennt er noch nicht ganz, Johannes v. Müller. Diesen Mann als Freund der Kirchenväter entdeckt zu haben ist mir größere Wonne, als alle Lust, die ich jemals

aus der Lectüre der besten Schriftsteller gesogen. Freilich mag der trockene Philolog, der bloße Buchstabenmann, von einer solchen Lust und Wonne kaum einen Begriff haben; it is caviar for him. 10.

Sad luxury, to vulgar minds unknown! 11.

„Εὕρηκα!“ rief ich aus, als ich in Johannes v. Müller die schönen Stellen über meine Kirchenväter las; hätte gerne, gerne eine Hekatombe geopfert!

Dem Leser brauche ich wohl nicht erst zu sagen, wer Johannes v. Müller war; nur so viel will ich in Kürze bemerken, daß Müller zuerst Professor in Kassel war, dann kam er nach Mainz, von da wurde er als Hofrath nach Wien berufen; von Wien hinweg erhielt er einen Ruf nach Berlin, wo er Mitglied der Akademie wurde, nach kurzer Zeit wurde er Staatsrath und General-Director aller Unterrichtsanstalten, worunter fünf Universitäten, im Königreiche Westphalen. Gerne möchten wir von ihm sagen, was die Griechen von dem persischen Satrapen, Pharnabazus, sagten: Utinam noster esset! Denn er war Protestant; obwohl er gerade als solcher in unserer Sache ein desto größeres Gewicht in die Wagschale legt. Was sein tiefes Wissen und seine ausgebreiteten Studien betrifft, da ist über ihn ohnehin nur Ein Urtheil. Eine Vereinigung von Genialität und Gründlichkeit, von eisernem Fleiß und schöpferischer Phantasie, von kritischem Scharfsinn und willigem Glauben, von ruhigem Ernst und glühender Empfindung, Eigenschaften, wie die Natur und der menschliche Wille sie selten hervorbringt und noch seltener in Einem Individuum verbindet, wurden an Müller bewundert. Der Herzog Carl von Braunschweig sagte von ihm: „Ich habe im In- und Auslande viele achtungswürdige Gelehrte kennen gelernt; aber nie, nie habe ich eine solche Vereinigung großer Kräfte gefunden, wie bei Johannes v. Müller.“

Dieser große Mann ist es, mit dem wir uns einige Momente zu Gunsten der Kirchenväter beschäftigen werden. „Ich las auch,“ so schreibt er, „mit äußerstem Vergnügen die Briefe des Basilius Magnus; voll der allerfeinsten Urbanität, welche selbst im scharfen Tadel sich nicht verläugnet; ich wüßte einem Jüngling über

die Briefschreibekunst keine besseren, edleren Muster — sollte ich auch nur die an und von Libanius nehmen, die ich nicht lesen konnte, ohne daß mein ganzes Wesen sich erheiterte." (Wahrscheinlich wegen der edlen Einfachheit und ungeschminkten Schönheit der Briefe des heil. Basilius.) „Ueberhaupt ist mir Basilius ungemein lieb, auch aus Sympathie; darüber wurde er von diesen verleumdet, von jenen verfolgt; er ist ein eben so liebenswürdiger, als ehrwürdiger Mann. — Heute vollende ich die zwanzig ersten Reden des Themistius. Die übrigen declamatorischen verschiebe ich. Auch sie sind sehr unterrichtend über Zeit und Charakter, zumal Kaiser Valens. Gar oft bin ich nicht Petau's noch Hardouin's Meinung. Die Sprache ist schön, doch nicht so einfach und prächtig-edel, wie bei Basilius oder dem Nazianzischen Gregor. — Nun werde ich diesen **Deliciis** mich wieder ein wenig entziehen und barbarische Historien lesen, weil das meine Schuldigkeit ist."

Ich ersuche den Leser, diese Stelle noch einmal zu lesen und sich zu fragen, ob über Basilius ein Urtheil mit mehr Begeisterung und mit mehr begründeter Einsicht gefällt werden könne? Und dieses Urtheil gibt der hohe Müller über einen verachteten Mönch, der unparteiische Geschichtschreiber über den bestaubten Kirchenvater, der Protestant über den katholischen Heiligen! Hätte ich so viel Witz wie Sterne, so dürfte ich auch so ungalant sein, wie er; aber dies wage ich nicht, und will daher nur mit Auslassungen seine Worte anführen und den Gegnern der kirchlichen Classiker zur Beherzigung vorlegen: „Hear this — — and go study." 12.

Auch bemerke man in unserer Stelle die strenge Unparteilichkeit, mit der er den, von den Philologen hochgepriesenen Themistius doch den beiden Kirchenvätern nachsetzt, und wie der gelehrte Mann diese Lectüre seine **Delicias** nennt. Auch darf man Müller nicht vorwerfen, daß er lau war in seiner protestantischen Confession und der katholischen Religion sich nähern wollte. Denn eben die Zumuthung in Wien, er solle Katholik werden, trug nicht wenig zu

dem Entschlusse bei, seine Anstellung in Wien aufzugeben und eine neue in Berlin anzunehmen.

Da ich voraussetzen darf, daß nicht alle Leser den Themistius kennen, um abwägen zu können, welche große Ehre es für Basilius sei, ihm vorgezogen zu werden, so will ich in Kürze das Nothwendigste über ihn zur Kenntniß bringen. Er war heidnischer Philosoph und ein ausgezeichneter Schriftsteller; als solchen lobt ihn Muret über die Maßen; er lebte zur Zeit des heil. Basilius und Gregorius Nazianzenus, der mit Themistius im Briefwechsel stand, wie der 139. und 140. Brief dieses Kirchenvaters beweisen. Themistius bekam wegen seiner Wohlredenheit den Beinamen „Euphrades." Er unterrichtete in der pythagoräischen, platonischen und peripatetischen Philosophie und lehrte umsonst, daher er auch den Namen „Sophist" nicht annehmen wollte. Constantius machte ihn zum Senator in Constantinopel; mit Julian unterhielt er einen fleißigen Briefwechsel, und wurde sogar vom Kaiser zum Präfecten von Constantinopel ernannt. Auch Valens, den er auf seinen Reisen begleitete, war sein Bewunderer; Theodosius machte ihn abermals zum Präfecten von Constantinopel. Wir sehen also, daß Themistius ein edler und tüchtiger Mann war, den selbst christliche Kaiser, wie Theodosius, ehrten, und doch ließ sich Müller in seinem Urtheil über Basilius nicht wankend machen. Die obenerwähnten Gelehrten Hardouin und Petau waren die Herausgeber seiner Werke. — Der gelehrte Muret ertheilt Themistius folgendes Lob: „Themistii quidem orationes dum lego, nullum ei sophistarum, qui hoc unum agebant, ut compte et polite dicerent, antepono."

Da wir voraussetzen dürfen, daß Müller's Urtheil über die Kirchenväter für unsere Leser ein maßgebendes sein wird, indem es von einem Manne kommt, der sich mit den frommen Männern so beschäftigte, als sei dies die Aufgabe seines Lebens gewesen, so wollen wir, um den Nebel der Vorurtheile Gebildeter und Ungebildeter zu verscheuchen, unseren Geschichtschreiber nach Herzenslust ausbeuten und jedes Wort von ihm zu Gunsten der Väter mit Gewissenhaftigkeit hier aufnehmen.

Der Ruhm des heil. Chrysostomus, des Goldmundes, ist gewiß zu den Ohren eines jeden von unseren Lesern gelangt; auch ist dies der einzige Kirchenvater, der so ziemlich in der classisch-gebildeten Welt Gnade gefunden hat, und dessen Werke daher auch mehrmals besprochen, bearbeitet und herausgegeben worden sind. Dieser berühmte Mann ward 347 zu Antiochia geboren und erhielt von seiner Mutter die beste Erziehung und von dem gelehrten Libanius eine gründliche Ausbildung seiner Geistesgaben. Im Jahre 397 wurde er Erzbischof von Constantinopel. Er blieb überall seiner angewöhnten strengen Lebensart getreu. Er lebte auch als Erzbischof nüchtern und sehr zurückgezogen, aß stets allein, lud Niemanden zu Tische, und nahm eben so wenig Einladungen zu Gastmahlen an, was man an ihm für Hochmuth, Geiz und Unverträglichkeit deutete. So beliebt er bei dem Volke war, so verhaßt war er bei Hofe wegen des offen ausgesprochenen Tadels über vieles Ungeziemende, und auch bei den Geistlichen. Er wurde seines Amtes entsetzt und in das Exil geschickt. Die Beschwerlichkeit der Reise, die Eile, in der sie unausgesetzt Tag und Nacht und zwar zu Fuß über Gebirge, bei wiederholt eingetretenem Mangel an gesundem Brote und Wasser fortgesetzt werden mußte, und die schwüle Sommerhitze erschöpften die ohnehin schwachen Kräfte des elend behandelten Mannes. In der Nähe der Stadt Cumana unterlag er der harten Behandlung eines seiner Führer, und starb in einer Capelle nahe bei der Stadt im 60. Jahre seines Alters.

Er war ein Mann, der nicht dazu taugte die Ohren zu kitzeln, so schön auch seine Sprache war; sonst war er liebevoll, wohlthätig, eifrig in seinem Amte und unerschrocken. Von seiner Unerschrockenheit und seinem Freimuthe geben wir im 11. Capitel eine Probe an seiner Rede gegen die Kaiserin Eudoria. Den größten Ruhm erwarb er sich durch die Menge und Gediegenheit seiner Schriften, deren Anzahl 1744 beträgt.

Sein Vortrag ist deutlich, seine Sprache kräftig und salbungsvoll; Bilder und Gleichnisse sind wohl gewählt; er ist zugleich erhaben und populär und versteht die seltene Kunst, den an sich unfruchtbar scheinenden biblischen Stellen einen liebreichen Anstrich zu geben.

Er weiß zu individualisiren, wie kein Prediger vor und nach ihm; als tiefer Menschenkenner dringt er in die innersten Geheimnisse des Herzens.

Dies ist der Mann, welchen Johannes v. Müller zu rühmen nicht fertig werden kann. „Nun fing ich," schreibt er, „auch Sonntagslectüren wieder an; eigentlich weil ich so eine periodische Diversion vom gewohnten Arbeitslaufe für Geist und Körper gesund glaube, und anbei für nützlich, daß man eine Zeit habe, wo die Religionsideen wieder besonders aufgefrischt werden. Sonst bin ich in den 4. Band des Chrysostomus vorgerückt." (Der Leser merke wohl, daß es Foliobände und ihrer dreizehn sind.) „Nichts ist angenehmer, als seine Homilien über das erste Buch Moses (über den Fall, über Kain u. a.) Seine Briefe von den Orten seiner Verbannung sind anders als Cicero's; nie ein Wort um Rückberufung; überall ermuntert er der Leidende; gleiche Sorge für die Kirchen; herzliche Freundschaft; immer der Grundsatz: es gebe nur Ein Unglück, das Abweichen von dem Wege der Tugend. Es ist viele Erhabenheit und Lauterkeit nebst Klugheit und Anstand in Allem." — An einer andern Stelle im Jahre 1805: „Von Chrysostomus bisher 69 Schriften; ich bin an der 19. Homilie für die Antiochener, da sie die Statuen gebrochen. Es ist ein unendlicher Reichthum, etwas erstaunlich Einnehmendes, die wahre ὁμιλία eines herzlichen und vernünftigen Lehrers; die Stunden, die ich daran komme, freuen mich allezeit; auch die schöne Montfaucon'sche Ausgabe ist so einladend! So gibt es der Dinge doch mancherlei, worüber man, trotz der Zeiten, sich eine frohe Stunde machen kann. Es wird sich, wie wohl ehemals, eine zusammenhaltende, unsichtbare Kirche bilden, die, auf Zeiten, wenn der Sturm sich legt, das Heiligste aufzubewahren trachten wird."

Man redet und singt gar Vieles und Langes von der Standhaftigkeit der Römer und überhaupt von der Charakterstärke der Heiden — aber nichts vernimmt man in außerkirchlichen Kreisen von den Helden des Christenthums. Man zeige uns einen einzigen Brief, deren Chrysostomus über 200 geschrieben, welcher den

weibisch=jämmerlichen des Cicero in seiner Verbannung oder gar einer larmoyanten Threnodie eines Ovid nur von ferne gleich käme. — Wie schön sind des hart mitgenommenen Mannes, Chrysostomus, Trostbriefe an seine Freunde, die er zu einer Zeit schrieb, wo er selbst des größten Trostes bedurft hätte! Da sieht man die Wirkungen des Christenthums!

Müller las auch andere Werke über Chrysostomus; so schreibt er im Jahre 1808, wo er Staatsrath in Kassel war: „Palladius Leben Chrysostomi, sehr gut unterrichtend, macht aber einen traurigen Eindruck; nur tröstend, in so fern man die Tugend unerschütterlich findet.“ Sein Grundsatz, wie Müller oben sagt: „Es gebe nur Ein Unglück, das Abweichen vom Wege der Tugend,“ fand eine ausführliche Besprechung in der schönen Abhandlung des Chrysostomus, welche den Titel führt: „Niemand, der sich nicht selbst schadet, kann von Andern Schaden erleiden.“ Mit Recht sagt der Pariser Herausgeber über diese Schrift:

„Hic pulcherrimus liber, cujus vel Titulus Christianae philosophiae Summam complectitur, a Chrysostomo commemoratur infra, epistola quarta ad Olympiadem his verbis: Mitto ad te id, quod nuper literis mandavi, nempe eum, qui se ipsum non laeserit, a nemine alio laedi posse. Hoc quippe contendit illa oratio, quam nunc ad te mitto. Illam igitur assidue volvas, imo etiam, si per valetudinem licet, recites.“

Freunde des Plato werden an dieser schönen Rede des heil. Chrysostomus einen Commentar für die erhebenden Worte des Socrates finden, welche wir im 18. Capitel der Apologie lesen und das Schönste sind, was unter dem vielen Schönen in dieser Schrift enthalten ist. „Ich will euch,“ spricht Socrates, „noch manches andere sagen, worüber ihr vielleicht schreien werdet; aber thuet das ja nicht. Denn wisset wohl, daß, wenn ihr mich, einen solchen Mann, wie ich sage, zum Tode verurtheilt, ihr nicht mir mehr, als euch selbst schaden werdet. Denn mir möchte weder Meletos noch Anytos etwas schaden; sie würden es auch nicht im Stande sein; denn ich glaube nicht, daß den höheren Gesetzen zufolge

einem besseren Manne von einem schlechteren Schaden zugefügt werden könne. Bewirken kann er zwar vielleicht, daß ich getödtet oder verbannt, oder der bürgerlichen Ehren beraubt werde. Allein dies hält dieser vielleicht und wohl mancher Andere für große Uebel, ich aber halte es nicht dafür; sondern weit mehr das zu thun, was dieser jetzt thut, nämlich einen Mann ungerechter Weise suchen zu tödten.“ So spricht Socrates in der Apologie des Plato. Eben diese Apologie scheint Chrysostomus in seiner Abhandlung vor Augen gehabt zu haben, was aus vielem Andern, so ganz besonders aus der öftern Wiederholung des socratisch-platonischen „μὴ θορυβεῖτε“ ersichtlich ist. Es würde nutzbringend sein, beide Werke neben- und hintereinander zu lesen; groß steht der Heide Socrates da; größer Chrysostomus, der von der hohen Idee des Christenthums getragene Kirchenvater. Man lasse beiden Werken den ihnen nach der Zeit und den Verhältnissen gebührenden Rang; man wolle nicht das eine auf Kosten des andern erheben; man vergleiche und urtheile; man erbaue und stärke sich; man lasse neben der platonischen Apologie auch dem Werke des Chrysostomus sein geziemend Lob, aber man verhehle sich dabei nicht, daß, wenn Chrysostomus sein Redetalent nicht an den besten Mustern der Classiker gebildet und geschult hätte, wir gewiß nicht an ihm den „Goldmund“ bewundern würden. Wir können es nicht verbürgen, was man erzählt, daß Aristophanes seine Lieblingslectüre war; aber so viel ist gewiß und auch aus seinen Werken zu ersehen, daß er an classischer Bildung dem Basilius und Gregorius von Nazianz nicht nachstand.

Wie streng Chrysostomus darauf bestand, in jeder Lage, in den größten Gefahren der Wahrheit getreu zu bleiben, bewies er, so wie durch sein eigenes Leben, auch schriftlich durch jene Rede, wo er ausführlich darüber handelt: „Der Priester dürfe nicht nach Menschengunst haschen;“ dann noch durch seine Rede gegen die Kaiserin Eudoxia und viele andere Schriften.

Doch wir wollen wieder unseren Müller vernehmen, der gar so viel Schönes über die Kirchenväter in seiner offenen Sprache, die

aus einer spiegelreinen Seele fließt, zu sagen weiß. Wir schreiben auch gerne und absichtlich so Vieles aus Müller her, damit auch Andere Muth bekommen, unbeirrt von verjährten Vorurtheilen ihre wahre Ansicht über die großen Männer der Kirche auszusprechen. „Gelesen," schrieb er im Jahre 1805, „habe ich Verschiedenes; aber es behagte mir nicht; bis ich endlich mit großer Wärme wieder zu meinem Chrysostomus griff, um einmal wieder seinen beredten Mund über das Größte zu hören. — Gewiß ist in ihm die Summe der ältesten Ansichten, und von wie mannigfaltigen Seiten, und in welcher Sprache! So daß ich gestern Abends in wahrer Begeisterung Gott dankte, gerade jetzt auf ihn gekommen zu sein, und wünschte, daß, wo und wer immer Er nun sei, ihm belohnt werde für das, was er nach 1400 Jahren mir noch ist. Die Bücher περὶ ἱερωσύνης sind ganz in der Ciceronianischen Dialogenweise; besonders die Einleitung, das Gespräch mit seiner Mutter, das mit seinem Freunde, sind herrlich. Nichts ist dabei so fein, höflich und dabei so edel, wie die zwei Schriften an die kaiserliche junge Witwe; merkwürdig das Buch vom jungfräulichen Stand, obwohl der Hauptbegriff unserem Zeitalter fremd ist; da sind vortreffliche Schilderungen des häuslichen Lebens." Dann: „Chrysostomus hat Sittenzüge, die man bei Geschichtschreibern vergeblich sucht. Und wie numeros, wie harmonisch aus dem goldenen Munde das Griechische floß. His me consolor. Manchmal beschämt er mich sehr; er hat eine ungemeine Fülle der Ideen. Es waren seine drei Bücher über das Mönchsleben mir angenehm. Da ist die Rede von der in wahrer Einsamkeit der Selbstbetrachtung und mannigfaltig nützlichen Geschäften geweihten Lebensweise."

Wer nach Lesung dieser Stellen für Chrysostomus und die Kirchenväter nicht hoch begeistert wird, dem dürfte es wohl gar an aller Anlage dazu fehlen. Freilich werden wohl Manche bei solchen Stellen wundersam staunen, oder den Kopf schütteln über den alten, wunderlich sich geberdenden Johannes v. Müller; sind es Kritiker, so gehen sie in Zukunft an den Werken des Geschichtschrei-

ders vorbei, wie die Koloniaten vor den Hain der Eumeniden ἀφώνως, ἀλόγως, τὸ τᾶς εὐφήμου στόμα φροντίδος ἱέντες, 14.
und können überhaupt nicht begreifen, was denn gar so Schönes in Müller's mystischen Worten liege?

Ihr, geliebte Jünglinge, die ihr noch nicht mit der Eiskruste des starren Kritizismus überzogen seid, lasset euch bei Gelegenheit dieser Stelle einige inhaltsschwere Worte sagen. Müller lebte im Jahre 1805, in einer verhängnißvollen Zeit; das deutsche Vaterland schien unterzugehen, die Sittlichkeit zu schwinden, ein dichter Nebel düsterer Zukunft lag schwer über den Ländern. Der Anblick alles dessen machte ihn trostlos und melancholisch. Auch im Jahre 1808 schrieb er an Steckling: „Ich halte meine Seele empor, so gut ich kann; es hält aber sehr schwer. Die Erinnerung voriger Zeit, wo ich in der Freiheit oder unter gütigen Fürsten in Ruhe die Geschichte schrieb, erregt in mir gewöhnlich — Neigung zu Thränen. Da erfahre ich wirklich den Werth höherer Ansichten: bei dem Gedanken des Höchsten, der Ewigkeit, wie kann die Niedergeschlagenheit sich festsetzen! So wenig, daß ich oft ganz ruhig werde. — Vergiß nie, ich beschwöre dich, das Höhere; nur das gibt Consistenz."

Daher sein frommer Dank für den trostreichen Genuß, seine Liebe zum trostbringenden Kirchenvater. — Es gibt Momente im menschlichen Leben, wo der Mensch, vor tiefer Wehmuth und erdrückendem Gram, wie jener egyptische König, nicht einmal mehr weinen kann. Da trösten euch nicht die schönen Oden des Horaz: Nunc est bibendum; Vixi; Miserarum est; donec gratus eram; und so fort; sie werden euch zum Ekel und die schön gestellten und wohl klingenden Worte werden im wahrsten Sinne Barbarismen. Die Classiker sind überhaupt doch nur für den Glücklichen, den nichts drückt, der keines Trostes bedarf; für den Gepreßten sind sie schaal und leer. Aber auch für diesen gibt es eine angenehm tröstende Lectüre, die wir unserer Jugend gänzlich zu entziehen kein Recht haben, von deren Werth die Myopie unseres leichtsin-

nigen Jahrhunderts aber keinen Begriff hat. Das hochlodernde Feuer der Jugend, die leichtsinnige Heiterkeit des Lebens, die kraftlose, sentimentale Modelectüre tragen genug dazu bei, den besten Jüngling leichtsinnig, frivol zu machen; so führe man doch wenigstens in den Schulen mehr Ernst und Tiefsinn ein; vermeide aber sorgfältig die jetzt im Vordergrund stehenden und nach allen Richtungen hin dominirenden Utilitäts-Principien. — Es möchte eine Zeit kommen, wo man es zu spät einsieht. — Besonders dringe man auf tiefe, angewohnte, geübte Religiösität. „Bei den Römern," so schreibt Müller, „fand noch Polybius große Religiösität; sobald sie fiel durch Attalus Geld und die Schmeichler der Plebejer, war auch Roms Fall nahe. Man wird in Europa erst noch fühlen, was der Fall des Glaubens und seiner Tochter, der Moralität, für Folgen haben wird. Auch habe ich nicht den geringsten Glauben an die Phänomene wieder auflebender Freiheit, wo dieser Grund fehlt." Geschrieben im Jahre 1789.

Auch Müller erlebte Zeiten, wo ein Basilius, ein Chrysostomus, ein Cyprian ihm wahre Himmelsboten waren; in diese Zeiten fällt das, was er einstens schrieb: „Sobald ich der Gegenwart nachsinne, und in meinen Sachen grüble, sieht man mir's gleich an, das „Antlitz" fällt, wie Moses gut sagt; darum ist nichts gesünder, als in der Vorwelt leben für die Nachwelt. Wie oft gedenke ich des 91. Psalmes! Auch des 23., gam chi elech etc., d. i. ob ich auch wandere im dunklen Thal. — Sei du zufrieden mit Gott und der Welt und uns." — Warum las denn Passow, der große Philolog, gerade nur in seinem achtwöchentlichen Arreste gar so gerne die lang vernachlässigte Bibel? — Wahrlich, manchem Gegner der Lectüre der Kirchenväter dürfte es, wenn er zufällig doch einen Kirchenvater läse, so ergehen, wie dem Kanzler Oxenstierna, welcher, als er am Abende seines Lebens das Lesen der Bibel sich angelegen sein ließ, um nach einem viel bewegten Leben in ihr Trost und Ruhe zu finden, es bereute, sich nicht schon längst ernstlicher mit diesem Buche beschäftigt zu haben; oder wie dem gemüthlichen französischen Fabeldichter Lafontaine; dieser fand näm-

lich ein bestaubtes unansehnliches Buch, welches in einem fort zu lesen der gute Mann nicht satt werden konnte; er eilte damit sogar zu seinem Freunde, um ihm den herrlichen Fund mitzutheilen; siehe da, der Freund nennt ihm den unbekannten Verfasser — es war Jesus Sirach.

Was aber Müller betrifft, so bekennen wir offen, daß wir mit ihm lieber schwach, als mit den andern stark sein wollen, und das von ihm anwenden, was Cicero von Plato sagt: „Malo cum Platone errare, quam cum ceteris recte sentire." — Müller war aber nicht schwach, er war nur kein Egoist, dem die Schlechtigkeit und Verworfenheit seines Zeitalters nicht zu Herzen geht. Als er noch einfaches Mitglied der Akademie in Berlin war, schrieb er im Jahre 1805:

„Egoismus und Habsucht sind mehr als je an der Tagesordnung. Europens Rolle ist ausgespielt. Auch die Verderbniß steigt seit einer Anzahl Jahre (ich höre es von vernünftigen Geistlichen), so, daß aller Zaun zerrissen scheint. Mit dem Cultus nimmt es so ab, daß bei verhältnißmäßigem Fortschritt in zehn Jahren die Kirchen ganz füglich in Heumagazine verwandelt werden können. Manchmal nehmen die Weltumstände einem allen Muth; doch nur augenblicklich; der Gedanke der obersten Leitung und der allerspeciellsten Vorsorge stärkt gleich wieder." — „Meine Gesundheit ist nicht übel; doch wirkt endlich der Schmerz über die Zeiten; er ist allzu gegründet und allzu dunkel die Aussicht; wohl sage ich mir Alles, aber die Natur hat ihre Rechte; Chrysostomus ist mir auch hierzu nützlich; seine Zeit war nicht eben besser; so daß er dieselbe aus der Gothenschlacht 378, aus den Unfällen des Palastes tröstet."

Menschen, die nur für ihre eigene Behaglichkeit Gefühl haben, verstehen obige Stellen des großen Mannes freilich nicht; für solche hat er sie auch nicht geschrieben und wir für sie hier nicht wiederholt.

Was Müller's oben ausgesprochenes Urtheil über die Bücher *περὶ ἱερωσύνης* betrifft, so wird mir jeder Kenner zugeben, daß sie dem Feinsten und Schönsten aus Plato an die Seite zu stellen

sind. Auch Hamann, welcher Herder's, Jakobi's, der Fürstin Galiczin, Göthe's, Hippel's, Kant's, Mendelson's und anderer gelehrter Männer Freund war, spricht Folgendes über das Werk de Sacerdotio: „Ich habe gestern seine sechs Bücher vom Priesterthum mit viel Zufriedenheit gelesen. Weil das Christenthum in einem königlichen Priesterthum besteht, so ist dies ein Buch für jeden Christen." — Ferner schreibt er in einem anderen Briefe: „Chrysostomus hat fünf Predigten über die Unbegreiflichkeit Gottes geschrieben, durch deren Lesung sich die Philosophen ein wenig unterrichten können, welche aus den Eigenschaften des höchsten Wesens so viel problematische Wahrheiten herzuleiten im Stande sind." So spricht Hamann, dessen Werke Göthe wie Kleinodien bewahrte, welchen Herder, Jean Paul, Claudius fast anbeteten, Hegel aber in der Kritik über seine Werke nichts gelten läßt, wie leicht einzusehen jedem, der beide kennt.

Außer Chrysostomus schrieb auch Gregor von Nazianz eine Abhandlung über die Unbegreiflichkeit Gottes, in welcher er zeigt, daß man sich in eine Untersuchung über das Wesen Gottes nur mit Vorsicht einlassen solle. In unseren Schulen wäre die Lectüre solcher Schriften zeitgemäß und ein herrliches Antidotum gegen den seichten philosophischen Vorwitz, der sich beinahe der Kinder in der Wiege schon bemächtigt, so wie gegen jene Laffen-Irreligiösität, die auf wohlfeile Art in jedem Romane zu finden ist. Aus Müller's Urtheil ferner über das Buch de Virginitate mag sich mancher frivole Katholik ein Beispiel nehmen, wie bescheiden und überlegt auch er über die Institute seiner Kirche sein Urtheil abgeben solle.

Den Leser müssen wir schon um Nachsicht bitten, wenn wir noch einige Zeit bei unserem Müller verweilen und ihm zuhören, was er von den Vätern noch ferner uns zu erzählen weiß. Er sei daher unser Führer, denn es wandelt sich gar so leicht und angenehm an seiner Seite. Freilich mag der eine und der andere rein classisch gebildete Leser mit Abscheu von solchen mystischen Worten und Pensées

à la Pascal sich wegwenden; das mag er wohl für jetzt; auch Müller war in seiner frühesten Jugend ein Spötter; man kann es in seinen Briefen lesen; und so dürfte auch unser Leser mit dem Laufe der Zeit seine Ansicht ändern; auch der anerkannte Philolog Dissen ließ sich noch kurz vor seinem Tode über die Wahrheiten der christlichen Religion gründlicher belehren.

„In meinem Chrysostomus (jetzt Sonntagslectüre) bin ich am 114. Stück; immer gleich vergnügt, z. B. über die Rede von der Auferstehung, die 7. auf Paulus, die auf den guten Meletius, den heil. Ignatius, die beiden Officiers Juventin und Maximin; er hat das menschliche Herz in seiner Hand, und macht mit demselben was er will, und immer der goldene Strom seiner Rede." — „Auf die drei letzten Stunden bin ich am geizigsten; auf die freue ich mich den Tag über, in denen überfällt der Schlaf mich nie; in der letzten Viertelstunde wiederhole ich meiner Psalmen einen (hebräisch), oder aus den Alten eine auswendig gelernte Stelle." Dann an einer anderen Stelle: „Mehr heute nicht von den Büchern, als daß ich St. Chrysostomus nicht satt werde; über die Psalmen ist's ein Foliant, aber wie eine blumenreiche Wiese; er ist unerschöpflich — auch das Buch selbst, wie reich! — Ich hätte Lust, über den 90. Psalm der Akademie etwas zu lesen."

Welch hohen Werth die Bibel, besonders die Psalmen, auch für Alexander v. Humboldt hatten, möge folgende Stelle aus seinem Kosmos zeigen: „Geschmückter und ein reiches Naturleben entfaltend ist die Lyrik der Hebräer. Man möchte sagen, daß in dem einzigen 104. Psalm das Bild des ganzen Kosmos dargelegt ist." — „Aehnliche Ansichten des Kosmos kehren mehrmals wieder, am vollendetsten vielleicht in dem 37. Capitel des alten, wenn auch nicht vormosaischen Buches Hiob. Die meteorologischen Processe, welche in der Wolkendecke vorgehen, die Formbildung und Auflösung der Dünste bei verschiedener Windrichtung, ihr Farbenspiel, die Erzeugung des Hagels und des rollenden Donners werden mit individueller Anschaulichkeit beschrieben; auch viele Fragen vorgelegt, die un-

sere heutige Physik in wissenschaftlicheren Ausdrücken zu formuliren, aber nicht befriedigend zu lösen vermag. Das Buch Hiob wird allgemein für die vollendetste Dichtung gehalten, welche die hebräische Poesie hervorgebracht hat. Es ist so malerisch in der Darstellung einzelner Erscheinungen, als kunstreich in der Anlage der ganzen didactischen Composition. In allen modernen Sprachen, in welche das Buch Hiob übertragen worden ist, lassen seine Naturbilder des Orients einen tiefen Eindruck." — „Auch an Mannigfaltigkeit der Form fehlt es der dichterischen Literatur der Hebräer nicht. Während von Josua bis Samuel die Poesie eine kriegerische Begeisterung athmet, bietet das kleine Buch der ährenlesenden Ruth ein Naturgemälde dar von der naivsten Einfachheit und von unaussprechlichem Reize." — Göthe in der Epoche seines Enthusiasmus für das Morgenland nennt es „das Lieblichste, das uns episch und idyllisch überliefert worden ist."

Zur Aufhellung obiger Stellen aus Müller mag es vom Nutzen sein, eine Art Commentar über eines und das andere nachfolgen zu lassen. Müller's Gemüth war durchaus religiös; wie seine nächsten Verwandten erzählen, stand er nie auf, ohne früher sein Gebet in Andacht verrichtet zu haben; diesen Sinn gab ihm das schöne Beispiel seiner frommen Mutter; des großen Mannes letzte Worte waren: „Alles was ist, ist von Gott, und Alles kommt von Gott." Was Abends sein Dankgebet war, erzählte er oben dem Leser selbst. Er hatte viele Aehnlichkeit in dieser Art mit dem berühmten Winkelmann; auch dieser sang täglich in frommer Andacht mit lauter Stimme ein und das andere Kirchenlied, wie er es in der Jugend gelernt hatte; auch er las fleißig die Kirchenväter, wie die Herausgeber seiner Geschichte der Kunst erzählen. „Sein Hunger nach Wissenschaft trieb ihn an, sogar die Kirchenväter zu lesen; vielleicht hat dieses Studium etwas beigetragen, ihn in der Folge mit der Kirche zu vereinigen, zu der er sich vorher nicht bekannt hatte." Jene Stelle aber, wo Winkelmann sagt, daß er die Kirchenväter den Classikern vorziehe, kann ich zu meinem Schmerze nicht wörtlich anführen, da es schon viele Jahre ist, da ich sie

irgendwo gelesen habe. — Merkwürdig ist es auch, daß des großen Leibniz Erholungs- und Lieblingslectüre die lateinischen Gedichte des Jesuiten Balde waren. Daß die Lectüre der Kirchenväter dem Katholicismus nähert, ersehen wir auch aus einer Stelle Müller's, wo er sich unverhohlen äußert: „Tendenz zu mystischem Katholicismus finde ich bei vielen der Kräftigsten und Besten; in der That wird die sogenannte protestantische Kirche immer mehr ein eigentliches Babel; alle Jahre wird ein biblisches Buch ausgestrichen; abscheulich ist's, wie man verfährt!... Gegen diese elende Secte, die kalte, unempfängliche, wollte ich lieber noch mit Mystikern sein." — Wichtig sind auch die Worte eines noch lebenden Philologen, des würdigen Nägelsbach, Professors in Erlangen: „Wir haben in neuester Zeit den Versuch erlebt, beides, die sittlichen Institute sowohl, als das Gnadengeschenk der Erkenntniß des Einen lebendigen persönlichen Gottes wegzuwerfen."

„Die Monstrosität dieses Frevels wird nicht nur darin anschaulich, daß man erwägt, was durch denselben sowohl dem Individuum, als der gegenwärtigen Weltentwicklung genommen wird, sondern auch, wenn man das Sehnen und Ringen der Vorwelt nach dem Gute betrachtet, in dessen Wegwerfung man eben jenes Sehnen factisch verhöhnt, die Menschheit aber in die nunmehr tantalische Qual eines Suchens ohne Ziel und Ende stürzt."

„Ich bin ganz deines Gefühles," schreibt Müller, „über das Absprechen, Heruntersetzen und Verstümmeln der Autoren durch die allerneueste Schule. Nichts ist eitler, als die „innern Gründe," die „höhere Kritik," wornach jeder jedem der großen Alten, ohne einiges Zeugniß irgend eines Alten, ein Buch abspricht, „weil es nun ihm so dünkt;" es ist ein recht scandalöser Aberwitz. Hast du auch gesehen, daß, was die 1700 Jahre nie geahnt, seit einem halben Jahre so beiläufig in gelehrten Zeitungen ausgemacht erscheint: der Apostel Johannes habe sein Evangelium nicht geschrieben? Zwei, der ganzen alten Kirchenhistorie unbekannte Parteien kommen auf einmal zum Vorschein: „die paulinischen und johannischen Christen." Der ärgerliche Muthwille der präsumptuösen Unwissenheit übersteigt alles Maß.

Ich bitte dich, mir ein paar Sachen erläutern zu wollen, z. B. deinen verstorbenen Freund Koppe, wie der mit der Bibel umgegangen, und doch bei so gutem Namen geblieben? — Wie nun E—nn schreibt und gleichwohl Professor Theolog. christianae ist; überhaupt, durch welche Gradationen es dahin gekommen, daß man in der heiligen Schrift, frecher als in einem Profan-Autor, ganze Haupttheile und Bücher wegstreicht!" — „Eitles und schädliches Bestreben," sagt er an einer anderen Stelle, „allem Alten durch Bezweifelung der Echtheit sein ehrwürdiges Ansehen zu nehmen. An was hält sich denn die protestantische Kirche noch, wenn man ein Buch nach dem andern aus der Bibel vertilgt?"

Was die oben erwähnte Rede des Chrysostomus über die Auferstehung betrifft, so erlauben wir uns, den Leser aufmerksam zu machen, daß dieser Stoff ein Lieblingsthema der Kirchenväter war; gründlich hat hierüber der christliche Philosoph Athenagoras geschrieben, dessen Abhandlung auch von Philosophen späterer Zeit gewürdigt worden ist.

Immer und überall redet Müller mit Vorliebe von seinen geliebten Psalmen, die er in der Ursprache las und auswendig lernte. Er hielt viel auf das Studium der hebräischen Sprache, wie aus seinen eigenen Worten zu ersehen: „Recht, daß du unserm Johann die hebräische Bibel gekauft hast. Freilich wollen die Geistlichen nicht mehr an die Bibel; sie haben den Sinn dafür nicht mehr; sowohl die Philosophen mit ihrer ströhernen Scholastik, als die pyrrhonistischen Philologen haben ihnen denselben genommen. Wem Herder's Geist der hebräischen Poesie ihn nicht wieder gibt, mit dem möchte ich darüber nicht viele Worte verlieren. Es ist dieses der Zeit und dem überlassen, der dieses Buch seit vielen tausend Jahren zur Grundlage, zum Mittelpunct, zur Krone der Cultur und Humanität gemacht hat, ohne welches unsere Civilisation ungefähr ist, wie ein Teig ohne Ferment."

Wer die Schriften Müller's mit Aufmerksamkeit liest, wird

finden, daß der große, viel leidende Mann seinen einzigen Trost nur in der Bibel, in den Kirchenvätern fand.

Er las aber auch die Classiker mit Enthusiasmus und war ihrer stets eingedenk; aber die Linderung, die der Mensch im Unglücke bedarf, gab ihre Lectüre seinem Herzen nie. O, hätte doch der tief gebildete Mann seinen vorgehabten Vortrag über den 90. Psalm in der Akademie gehalten; Schade, daß die wilden Kriegsereignisse dies verhinderten! Der Mann wäre doch eine Autorität gewesen für jene, die die Grenzen ihrer wissenschaftlichen Besprechungen hätten erweitern wollen. Die Erwähnung ferner von der Wiederholung auswendig gelernter Stellen bezieht sich zunächst auf Horaz, den er auch in Wien auf seinem Wege über die Bastei in sein Bureau, sich auswendig vorzusagen pflegte. Viel hielt er aber auch auf das Studium der griechischen Sprache. „Ueberhaupt rathe ich deinem Sohne," schreibt er, „sich in die alte Welt zu werfen, in's Griechische; dort ist Humanität, Jugend der Menschheit, wie unser Herder sie so reizend schildert. Habt ihr auch schon Aristophanes über den Olymp und über den δῆμος spotten gehört? Seid auch ihr, wie vor siebzehn Jahren ich, vor der hohen Muse Sophoclis erzittert? So eben schließe ich den Demosthenes. Ja, Bruder, orabant causas melius. Unter allen mir bekannten Rednern ist er der größte, nach ihm aber Thucydides. — Plato, welch ein Mann! Wie viele schlafende Saiten in der Seele seine Beredsamkeit nach so vielen hundert Jahren elektrisirt! Er ist einer, der in der Geschichte meines Geistes Epoche machen wird. Keiner hat von geistigen Dingen klüger gesprochen, denn als ein großer Geist begriff er, daß durch das, was in die Sinne fällt, nicht möglich ist, Uebersinnliches zu erklären oder zu beweisen, und bewies doch, daß eine unsterbliche Seele ist. — Hierüber ist wohl viel zu sagen und mehr noch zu fühlen; wer aber Ohren hat, mag hören, was in ihm spricht. Es ist aber solcher Glaube keine Schwärmerei, sondern Selbstgefühl, und leitet nicht auf Trägheit, sondern auf Beobachtung. Die Epigramme der Anthologie, obwohl aus dem sechsten Jahrhundert, sind zum Küssen, zum Verschlingen."

„Die hochbelobte Buchdruckerei ist nicht ohne Nachtheile; vor Alters, wo alles weit schwerer in die Welt zu bringen war, machte man jede Zeile gedankenschwer, und mancher große Mann schrieb mit Anstrengung der besten Kräfte in den schönsten Stunden seines Lebens — Ein (unsterbliches) Werk; so wie Thucydides an Tiefsinn, Hoheit, Majestät der erste Geschichtschreiber. Sein Lieblingsautor war Homer und er wurde Lieblingsautor des Demosthenes und Kaiser Carl's des Fünften. — Ich kann dich fast nicht lossprechen, griechisch mit mir zu lesen. Welche Quelle mannigfaltiger Freuden! Da ist der wahre Prototype des guten Geschmackes. Sie sind weit über die Römer; Horaz sagt es selbst. Wenn du nur die Buchstaben kennst und von Conjugationen und Declinationen, von dem Sprachbau das Hauptsächliche weißt, dann lesen wir sogleich, wenig im Anfang und mit Mühe; in drei Monaten hast du's für dein Lebenlang. General Schlieffen war, als er's lernte, auch über 30 Jahre, und versteht es so gut als ich. Der unlängst verstorbene österreichische Staatsminister Baron Kressel lernte erst in seinem 40. Jahre griechisch und benützte es hierauf bis an seinen Tod mit größtem Vergnügen. Verliebt, sage ich, würdest du in die griechischen Classiker. — Wir gehen vielleicht noch, Griechenland zu besehen. Was denkst du, wenn wir lustwandeln durch's thessalische Tempe, bewundernd hinaufgehen vom Piräus durch die Ruinen in der Pallas unzerstörbaren Tempel auf der Burg, oder fahren von Insel zu Insel durch die altberühmten ägäischen Gewässer; mit welchem Auge werden wir zurückblicken auf die Jahre, da uns das Leben öde war. — Die Alten redeten nicht eine metaphysische Sprache in abstrahirten Begriffen und sind darum so evident und kraftvoll, weil ihre Bilder auf die Seele fallen und dieselbe bilden."

„Es scheint mir wesentlich, daß dein Sohn genug Latein und Griechisch lerne, um die Alten geläufig zu lesen, sie bleiben für die Bildung des Verstandes, wie des Geschmackes, und für die Erregung echten Gemeingeistes und edler Thätigkeit immer die ersten und größten Meister. Wer sie nur durch Dolmetscher kennt,

wird nie ihr Hausfreund; es sind aber die Griechen den Lateinern, wie die Originalien den besten Copien vorzuziehen. Er lerne seinen Virgil und Homer, seine Cyropädie und seinen Cornelius recht gut.“ Aus folgender Stelle mag man abnehmen, wie Müller Alles auf das Christenthum bezog: „Es ist mir lieb, daß du den Plato liesest, sein schöner Geist weiß alle rauhen Zugänge der Weisheit mit Blumen zu bestreuen; Honig fließt von seinen Lippen und Speise geht von dem Starken. Lege dir aber nicht auf, ihn auf Einmal ganz zu lesen; auf daß der Ueberdruß dich nicht ermüde. Plato und (welches Buch du ja auch lesen solltest) M. Cicero in Tusculanis beweisen viel für unsere Religion; denn sie, deren Geist alles umfaßte, geben Zeugniß, als im Namen der gesammten Weltweisheit, von der Unmöglichkeit, worin wir sind, über die allergrößte Sache, die Unsterblichkeit, mehr als Wahrscheinlichkeiten auszusinnen. — Was die andere dir bekannte Arbeit betrifft, so bin ich in meiner Ordnung zu der ungemein lehrreichen Lesung der apostolischen Väter und ein paar gnostischer Schriften gekommen.“ Wie wir sehen, kannte Müller auch die Classiker genau und konnte demnach wohl ein Wort über die Kirchenväter sprechen.

Wir wollen dem Leser die letzte Stelle über Chrysostomus nicht länger vorenthalten und dann zu seiner Beurtheilung der übrigen Kirchenväter übergehen, von denen er viele gelesen. Schade, daß er so frühe starb; seine Ansichten, oft nur in Eile hingeworfen, wären für uns ein Schatz, der durch nichts ersetzt werden könnte. Im 379. Briefe liest man: „Im Artikel über meine Lectüre muß ich abermals mit meinem Chrysostomus anfangen; wie ich Samstag Abends mich auf ihn freue, wie geizig ich auf den Sonntag bin, kann ich dir nicht sagen. Besonders über die Psalmen, besonders über die Stufenpsalmen, war ich ganz entzückt. Am nächsten Sonntag wird wohl der 6. Foliant angefangen.“ Diese von mir außer dem Zusammenhange wiedergegebenen Stellen wird gewiß jeder Leser besser zu würdigen verstehen, wenn er sie an ihrer Stelle in Müller's Werken liest, weil sie viel Licht erhalten durch die Ereignisse der

Welt, die dem guten Manne die Ruhe nahmen, und durch seine eigenen Leiden, die ihn bei den Kirchenvätern Trost zu suchen zwangen, den er auch fand.

Nicht minder interessant, als die ausgesprochenen Ansichten über Chrysostomus sind auch die Beurtheilungen der übrigen Väter; doch sieht man, daß er bei seinem lieben Chrysostomus am meisten verweilte und an ihm sich die meiste Kraft zum Leben holte, während er bei allen anderen eher fertig ist; doch ist es immer, was er auch sagt, ein tüchtiges Kernwort, und wiegt ein jedes ganze Abhandlungen auf.

„Excerpirt habe ich auf's genaueste die ganze Chronik des Eusebius, mit Hieronymus Zusätzen." — „Theophilus an Autolycus ist ziemlich interessant, im 2. und 3. Buch vornehmlich durch seine chronologischen Sachen. Aber wirklich geistvoll der διάσυρμος der Philosophen durch Hermias." Der Leser wird im XI. Capitel ein Bruchstück daraus finden. „Dann las ich oft mit Bewunderung und nicht ohne mannigfaltigen Unterricht Sextus Empiricus."

„Gelesen habe ich seitdem den Pädagogen des Clemens Alexandrinus. Lies ihn auch du; die Sitten seiner Zeit sind vortrefflich daraus zu entnehmen, und seine Art ist seelenvoll; ich habe ihm das Gebet am Ende laut nachgesprochen." — „Auf Weihnacht ergriff's mich gewaltig, über die Religion wieder einmal etwas Köstliches zu genießen, — ich wählte — Origenes. Nicht leicht dachte ein Vater mehr über das Christenthum, noch forschte einer tiefer in allen Winkeln, wo etwas ist oder nichts ist." — „Seither las ich seine Bücher gegen Celsus. Celsus dachte und witzelte ganz im Geiste neuerer Spötter; man glaubt oft, Voltaire zu hören. Die Neueren haben nichts Wichtiges einzuwenden gefunden, das dieser Epikuräer (Celsus) nicht auch hätte. Es ist ein Beweis für den göttlichen Ursprung des Christenthums, daß in dem Evangelium Sachen stehen, zu welchen die größten Philosophen sich nicht erheben konnten, und die so übereinstimmend sind mit der genauesten Philosophie. Ich habe Bonnet eine sehr große Freude gemacht, als

ich ihm schrieb, wie meine Einsicht in die christliche Religion zugenommen, und ihm erzählte wie es zugegangen. Erst noch heute schrieb ich ihm einen großen Brief über die Wege Gottes zur Gründung und Behauptung des Glaubens der Unsterblichkeit: hierüber möchte ich nach Vollendung der Schweizergeschichte ein Buch schreiben, welches das Verhältniß aller großen Veränderungen der Staaten und Meinungen, der Sitten und Wissenschaften zu diesem großen Zweck schildere; wenn ich es schreiben könnte, wie ich's denke, so würde die Vorsehung wie die Sonne am hellen Mittag in die Augen leuchten."

„Von Tertullian habe ich nun 30 Schriften excerpirt. Er ist zwar im Stil wie in Grundsätzen sehr hart. Man begreift, wie gerade die besten, sorgfältigsten Kaiser eine Gemeinde nicht wohl dulden konnten, welche sich aller Theilnahme an öffentlichen Angelegenheiten, an Aemtern, am Militär ganz entzog, dem Vaterland und allen seinen Sitten abschwur und ihren Mitgliedern selbst ein ungeheuer hartes Joch, schwerer noch, als das hebräische, auflud; ja ich kann mir den Einfluß derselben auf das Reich anders nicht, als verderblich, denken. Diese Väter scheinen den Stifter nicht recht gefaßt zu haben, oder sie übertrieben es, ihre Gemeinde war nicht so (man vergleiche das Buch de cultu foeminarum und das de pudicitia, die dort geschilderten konnten die Moral des letztern nicht ertragen). Bei dem allem freut einen die Kraft des Mannes: sein Stil hat Aehnlichkeit mit dem des ältern Plinius, dabei gibt er manchmal seltene Notizen. Alle seine Bücher waren mir interessant: aber nächst der Apologie war mir das von der Seele es vorzüglich, es ist eine schöne Geschichte derselben; auch die rauhen Lehren von der Militärkrone und von den Schauspielen sind mannigfaltig lehrreich, lies doch die ingeniöse Idee de testimonio animae; die herzlichen zwei Schriften an seine Frau, die über die Tracht der Weiber und Verschleierung der Jungfrauen, das gute Wort an Scapula, die scharfen Bücher gegen allerlei Secten. Mit Einem Worte, ich lese ihn lieber, als ich mit ihm hätte leben mögen; ich folge seinem Gang mit Erstaunen mehr, als mit Beifall. Aber, die

alte Welt hatte ihre Rolle vollendet, ein Keim von Humanität sollte durch diese Gemeinde erhalten werden, daher ließ die Vorsehung zu, daß das Veraltete ihr aufgeopfert wurde; bei ihrem Fortgang konnte der Staat nicht bestehen; für diese Welt bildete sie nicht, und für zarte Gewissen, welcher mehr als mosaische Donner: Es sei für keine Sünde des Fleisches nach der Taufe Vergebung zu hoffen! Ueberhaupt, Verfinsterung des Lebens, eine stolze Verachtung, und man möchte bald nicht so übertrieben finden, de odio generis humani convictos. Darum wurde der im nächtlichen Gesichte gepeitscht, welcher nach einem großen Sieg über Barbaren auch seine Hausthür mit einem Lorbeer zieren ließ. Es ist eine Strenge, wie die altrömische, welche große Männer schuf; aber es ist auch eine, die alles einem verleidet, und worüber einer das Dasein verwünschen möchte. Genug hievon."

„Der Frühling ist herrlich, der große schöne Garten an meinem Hause, die Menge der Vögel, die stolz vorbeigleitenden Hamburger Schiffe, alles füllt mit Freudigkeit; gut, daß der liebe Gott kein Tertullian ist, welch' traurige Welt hätten wir bekommen! alles schwarz."

Auch hier wird es dem Leser erwünscht sein, wenn wir zur Erklärung des Obigen Einiges nachtragen. Der von Müller erwähnte Theophilus war Bischof von Antiochien und verfaßte auf Bitten seines heidnischen Freundes Autolycus, ihm seinen Gott zu zeigen, eine Schrift unter dem Titel: „An den Autolycus von dem Glauben der Christen," in drei Büchern, worin er ihn aufmerksam macht auf die Werke und Wunder der Natur, zum fleißigen Lesen der göttlichen Schriften auffordert, die Albernheiten des heidnischen Gottesdienstes und die Widersprüche der alten Philosophen aufdeckt, auf die Erhabenheit der Propheten hinweiset, und die Sitten der Christen gegen die Verläumdungen der Heiden in Schutz nimmt.

Von dem oben erwähnten Hermias weiß die Geschichte nichts, weder von seinen näheren Lebensumständen, noch von der Zeit, in welcher er gelebt hat. In seiner kleinen Schrift, welche Müller so sehr erhebt, macht er in geistreicher Weise auf die Widersprüche in

den Werken der alten Philosophen aufmerksam. — Ein Geistesverwandter zu Hermias ist Tatian. Dieser große Philosoph wurde durch das Lesen der göttlichen Schriften und vorzüglich durch ihren einfachen Stil zur Annahme des Christenthums bewogen. Wie Hermias, schrieb auch er ein Werk: „Rede an die Griechen,“ worin er mit strenger Feder die Gebrechen seiner frühern heidnischen Glaubensgenossen aufdeckt, und die Vorzüge des Christenthums im hellen Lichte darstellt. Die Sprache ist einfach und klar, nach den besten classischen Mustern.

In Bezug Tertullian's urtheilt die katholische Kirche fast eben so von ihm, wie der Protestant Müller; wir gaben die Stelle über diesen Kirchenvater in ihrem ganzen Umfange, um eben durch diese zu zeigen, daß Müller's klaren Sinn kein dichter Nebel der Frömmelei umhüllte, und daß ihm, dem Unparteiischen, unbedingter Glaube zu schenken sei. Tertullian war lange Zeit Heide und gelehrter Jurist; ließ sich später taufen und wurde Priester in Carthago. Er war heftiger Zelot und trat mit einem Rigorismus gegen die Katholiken, als Menschen der Sinnlichkeit, auf, dessen nur ein Tertullian fähig war. Obwohl er in seiner Jugend der Sinnlichkeit volle Zügel ließ, so war er später so streng, daß ihm selbst die Sitten der besten Priester zu lax schienen, und er auch in Folge dessen zur strengen und finsteren Secte des Montanus übertrat. Er stiftete eine Nebensecte der Montanisten, die der Tertullianer, die bis in's 5. Jahrhundert dauerte. Auf diese Secte eben bezieht sich das Meiste aus Müller's Stelle. In dem angeführten Werke de pudicitia lehrt er, daß Ehebruch und Unzucht nach der Taufe keiner Vergebung fähig seien. Man nennt ihn den Vater der Kirchenlatinität. Lactantius sagt, daß er in allen Gattungen der Wissenschaften erfahren, aber wenig gefällig, noch weniger zierlich, und gar oft dunkel sei. Je nach Verschiedenheit des Gegenstandes, den er behandelt, ist er feurig und geistvoll, bald eindringend, bald düster, spöttelnd, auch boshaft. Er hat gegen 40 Werke geschrieben; von diesen sind einige verloren gegangen, die andern haben nicht gleichen Werth; die Kirchengeschichte kann diesen vielseitig gebildeten Schrift-

steller nicht entbehren. Im XI. Capitel geben wir einige interessante Abschnitte aus seinen Schriften.

Ueber Cyprian lesen wir Folgendes: „Ich habe sehr viel excerpirt, war aber herzlich froh, bei Cyprian's Epistolis nachmals wieder auszuruhen. Diese gefallen mir außerordentlich, die Schreibart ist klar, überall Weisheit und Würde; er ist zwar nicht ohne etwas Politik, aber das habe ich ja gern, und er ist gut, sanft bei seinem Ernst; weit gemäßigter als Tertullian; ich liebe ihn. Auch wird mir sehr klar, daß zur Stiftung eines Institutes, wie die Kirche, solche Strenge, solche Hierarchie sein mußte."

Cyprian ist unter die würdigsten Kirchenväter zu zählen; auch er war Heide und von vornehmen Eltern geboren. Je empfindlicher den Heiden der Verlust des Cyprian fiel, desto mehr erfreuten sich ihrer Acquisition die Christen. Gleich vortheilhaft, wie über die Verdienste für das Wohl der Kirche, urtheilen kirchliche Schriftsteller auch über seine Schriften. Man kann nicht entscheiden, schreibt Lactantius, ob er zierlicher im Ausdrucke, leichter im Erklären, oder im Ueberreden mächtiger gewesen sei. Auch der heil. Hieronymus sagt, daß er „angenehm und sanft, gleich der reinsten Quelle einhergehe, und daß seine Werke heller als die Sonne seien." Unter Kaiser Valerian ward Cyprian zum Tode durch's Schwert verurtheilt. Außer den Episteln besitzen wir von ihm noch viele andere interessante Werke, die ungeachtet ihrer kirchlichen Richtung, der sie gewidmet sind, mit vielem Geschmacke geschrieben sind.

Daß Müller nicht erst spät, sondern in früher Jugend schon, die Kirchenväter las, beweist folgende Stelle: „Das Werk de civitate Dei habe ich vor 18 Jahren excerpirt; Minucius Felix vor 21 Jahren. — Es ist mir oft leid, nicht Muße zu haben, so vortreffliche Bücher nicht mehrmals zu lesen." — An einer andern Stelle: „Wenn ich etwas nach Schaffhausen schicke, so bekommst du Bonifacii Epistolas mit, und kannst sie behalten, da ich sie gelesen und excerpirt. Es ist nicht möglich, mit wärmerer Zärtlichkeit Freunden und Freundinnen zu schreiben. Aus dieser Correspondenz sieht man, was Communio Sanctorum ist; dabei die

innige Gottesfurcht und einfältige Religion." — Das Werk de civitate Dei ist vom heil. Augustin. Minucius Felix war ein zum Christenthum bekehrter Sachwalter aus Afrika. Er verfaßte ein Werk, „Octavius" genannt, in Dialogenform, in welchem seine beiden Freunde Octavius, ein Christ, und Cäcilius Natalis, ein Heide, über die Vorzüge des Christenthums und Heidenthums philosophisch disseriren, und an dessem Schlusse letzterer dem ersten den Sieg zuerkannte.

Machen wir hier über das, was wir aus Müller dem Leser zur Prüfung vorgelegt, unsere Schlußbetrachtung, so können wir das Geständniß nicht zurückhalten, daß dieser Mann mit seinem Eifer und seiner Liebe zu den großen Vätern nicht blos Protestanten, sondern auch katholische Priester beschämen dürfte. Wüßten wir nicht, daß dieser seltene Mann jegliche Gattung Bücher las, man müßte denken, die Kirchenväter seien seine einzige Lectüre gewesen; so lieb und werth sind sie ihm, so begeistert ist er von ihrem Inhalte! Man überzeuge sich und lese seine Werke; man wird bemerken, daß er von keinem anderen Schriftsteller mit so inniger Liebe und Verehrung spricht, und daß er jede Gelegenheit erhascht, uns von denselben etwas zu erzählen und den günstigen Eindruck zu schildern, den die schöne Lectüre auf ihn gemacht hat. „Ich, liebster Bruder," schreibt er im Jahre 1789, „so lange ich lebe, in allen Schriften, deren Ausarbeitung die göttliche Vorsehung mir gestatten wird, bin fest entschlossen nicht weniger als Patriot, als auch als Christ und Mensch, die alte Sache der Religion und Moral aus allen Kräften und auf alle Weise zu behaupten; als mir Gott helfe!"

Hätten unsere Männer der Wissenschaft auch nur einen geringen Theil der Begeisterung für Kirche und kirchliche Wissenschaft, sie würden sich nicht so titanenartig gegen die Einführung der Kirchenväter in den Schulen stemmen, und dadurch zugleich die Einseitigkeit ihrer Bildung kund geben. Oder war Müller vielleicht gar im Rückschritt begriffen von dem Momente an, wo er sich mit den Vätern zu beschäftigen begann?

Man wage es doch nur einmal, die Augen recht aufzuschlagen

und den Kirchenvätern in's Antlitz zu blicken, — man wird sich zum Staunen überzeugen, daß sie gar nicht jene Schreckensmänner sind, die man so gerne an ihnen finden möchte. Schreckt uns ein Seneca, ein Epictet nicht, deren Werke so häufig gelesen werden, warum sollen uns gerade die guten Väter von sich verscheuchen, deren Grundsätze oft viel milder sind? Die Wissenschaft, heißt es, hebt die Vorurtheile; und wir glauben, unser Jahrhundert ist frei davon; aber weder das unserige ist es, noch wird es jemals eines geben, das von Vorurtheilen ganz frei sein wird; ein solches Vorurtheil ist der Haß gegen die Kirchenväter. Man erzählt von einem vornehmen Manne, welcher, so oft der große Predigerfürst, der Jesuit Segneri, in seine Stadt kam, um daselbst das Wort Gottes zu predigen, eine kleine Reise unternahm, um ja nicht in Versuchung zu kommen, die Predigt anzuhören und in Folge dessen sich gar bekehren zu müssen. In ähnlicher Weise scheint man sich vor den Vätern zu fürchten und ist kühn genug, seine Furcht vor ihnen offen zu bekennen. Gestehen wir es geradezu, im Mangel an Glauben liegt die Ursache der Antipathie gegen diese Männer. Der Leichtsinn des Lebens, fast schon ein Gemeingut, hat sich aller Gemüther bemächtigt, selbst denkende Männer nicht ausgenommen. Man schämt sich des Glaubens und findet darin eine Verklärung der menschlichen Natur, wenn man sie mit Gewalt der größten Vorzüge, ja oft, nur zu oft der wichtigsten Stützen des sturmbewegten Lebens beraubt. Daher aber auch die satanischen Mittel, bei getäuschten Hoffnungen Trost zu suchen; stürzt man sich nicht in einer Art Betäubung in den Strudel der Sinnlichkeit, so wählt man den kürzesten Weg des Selbstmordes. Charaktere von Kraft und Festigkeit zu bilden, das versäumen die Pädagogen und Literaten allzu sehr. „Es ist 'n ander Ding," sagt Claudius, „einen Charakter zu haben; als einen auf's Papier und auf dem Theater hinzuklecksen, und wenn du noch so gut und con amore klecksen kannst." Und fügt zu diesem wahren Satze von dem heil. Augustin noch Folgendes hinzu: „Quae professio (nämlich Thätigkeit nach den Vorschriften des Christenthums), multo melior, utilior, gloriosior putanda est, quam illa oratoria, in qua

diu versati non ad virtutem, sed plane ad argutam malitiam juvenes erudiebamus." Ich mache den Leser aufmerksam, daß auch der Wandsbecker Bote die Kirchenväter kannte. Von ihm muß es um so mehr Wunder nehmen, da ihn viele nur für einen bloßen Dichter gelten lassen wollen. Im 3. Band seiner Werke pag. 83 lesen wir das Gebet, das nach Lactanz ein Engel in der Nacht den Licinius lehrte, und es ihn und sein ganzes Heer beten hieß, als er gegen den Maximinus die entscheidende Schlacht pro aris et focis halten sollte. „Summe Deus, te rogamus; sancte Deus, te rogamus, omnem justitiam tibi commendamus, salutem nostram tibi commendamus, imperium nostrum tibi commendamus. Per te vivimus, per te victores et felices existimus. Summe, sancte Deus, preces nostras exaudi, brachia nostra ad te tendimus. Exaudi sancte summe Deus." „Ist sehr schön, denke ich, und könnt's wohl 'n Engel gemacht haben. Auch wird's, denke ich, ein jeder gleich verstehen, wenn er auch sonst kein Latein verstünde."

Wir sind der Ansicht, daß man nicht den vielen Schreiern, die aus einer und derselben Schule kommen, Gehör schenken soll, sondern man achte auf das Wort eines Mannes, der not one is of the million, wie Shakespeare sagt. Hier werden die Stimmen nicht gezählt, sondern gewogen. Hat man in Schulangelegenheiten schon verschiedenartige Versuche, oft wirklich nur von heute auf morgen gemacht, warum soll man denn nicht einmal auch diesen Versuch vornehmen, neben den Classikern, die wir keineswegs zu bannen gewillt sind, auch eine ästhetisch-religiöse Lectüre einzuführen, über deren Wahl wir eben durch die Kirchenväter in keine Verlegenheit kommen? Wenn in dem glaubensreichen, tief religiösen Mittelalter die Priester das Licht der classischen Literatur bereitwillig in ihre Schulen strahlen ließen, und sie selbst auch die gelehrtesten Träger der classischen Bildung waren, ist es nicht in unserer lichtvollen, hellen, aber eiskalten Zeit fast Pflicht, in umgekehrter Weise einige Wärmestrahlen des Glaubens in die Schulen zu leiten? Geschähe es, wahrlich es stünde besser um uns, um Sittlichkeit, um echte Bildung, die wir keineswegs in dem Grade besitzen, wie so viele uns glauben machen wollen.

XI. Capitel.

Sammlung verschiedener Stellen aus den Kirchenvätern, als Beleg für das, was wir bisher zu ihren Gunsten sagten und große Männer sagen ließen.

Warum trat Kaiser Ferdinand II. als so entschiedener Feind der reformirten Kirche auf? Weil er sich und seine Dynastie aus der falschen Lage herausreißen wollte, in welche unfähige Vorgänger, Matthias, Rudolf II., Maximilian II., das habsburgische Haus versetzt! Warum geriethen diese in eine solche Lage? — —

Es ist lange Zeit Modeton gewesen, gegen die Jesuiten zu declamiren, weil sie es gewagt, dem Protestantismus entgegen zu arbeiten. Allein, mit welchem Rechte will man darüber zürnen, daß es Leute gab, welche glaubten, der alte Katholicismus dürfe fortbestehen, und dem protestantischen Glauben, der von vorne herein eine verkehrte Richtung nahm, den entrissenen Boden wieder abgewinnen?

Prof. A. F. Gfrörer, Biblioth. zu Stuttgart.
Geschichte Gustav Adolphs.

Wir wollen hier einige Stellen aus den Vätern folgen lassen, aus denen dem Leser klar sich zeigen wird, daß diese Männer der classischen Bildung und den Classikern selbst zugethan, und auch sonst in jeder Beziehung fein gebildet waren, so daß wir ihre Schriften mit Recht der Jugend als Musterlectüre in die Hände geben dürfen. Wir geben die ausgezogenen Stellen in möglichster Kürze, um recht viele schöne Bruchstücke zu geben und doch nicht zu überladen; von einer bestimmten Ordnung nach einem Systeme möge uns der Leser dispensiren; ein Blumenstrauß, wo jede einzelne Blume lieblich prangt, gefällt, wenn er auch nicht künstlich gebunden ist.

Wir wollen mit Basilius dem Großen beginnen, denn von ihm kann man jene bekannten Worte des Quinti-

lian über Homer mit Recht anwenden, welche lauten: „Igitur, ut Aratus ab Jove incipiendum putat, ita nos rite coepturi ab Homero videmur. Hunc nemo in magnis rebus sublimitate, in parvis proprietate superaverit. Idem laetus ac pressus, jucundus et gravis, tum copia, tum brevitate mirabilis."

Bruchstück aus seiner Rede an christliche Jünglinge über den rechten Gebrauch der heidnischen Schriftsteller:

„Möge es euch nicht befremden, wenn ich für Jünglinge wie ihr, welche täglich die Schule besuchen, und mit den weisen Männern des Alterthums durch ihre hinterlassenen Schriften Umgang pflegen, von meiner Seite etwas Nützlicheres aufzufinden meine. Denn gerade auch diesen Rath will ich euch ertheilen, daß ihr diesen Männern das Steuer eurer Gedanken nicht wie das eines Schiffes, unbedingt anvertrauend, folgen sollt, wohin sie euch nur führen; sondern bei der Annahme dessen, was euch frommt, müßt ihr auch wissen, was zu meiden ist. Was dies nun sei, und wie wir es erkennen mögen, darüber will ich euch mit dem folgenden Gedanken anhebend belehren."

„Wir Christen, meine lieben Söhne, halten dieses menschliche Leben für eine durchaus nichtige Sache, und als gut erkennen und benennen wir überhaupt Nichts, dessen ganze Bestimmung für uns nur bis zu diesem Ziele reicht. — Nach einem höhern Ziele schreiten wir mit unsern Hoffnungen, und für ein anderes Leben treffen wir alle unsere Vorbereitungen. Dahin nun leiten die heiligen Schriften durch Geheimnisse uns erziehend."

„So lange ihr aber wegen eurer Jugend die Tiefe ihres Sinnes nicht fassen könnt, wollen wir an anderen nicht ganz abweichenden Schriften, wie an Schattenbildern und in Spiegeln, mit dem Auge der Seele eine Vorübung anstellen, nach dem Beispiele Jener, welche sich in der Tactik üben. Denn wenn diese in den Bewegungen der Hände und im Waffentanze Fertigkeit erlangt haben, so ernten sie in den Kämpfen den Gewinn ihrer Spiele. Uns aber ziemt der Glaube, daß wir dem größten aller Kämpfe entgegengehen, für den wir Alles aufbieten und nach Kräften ringen müssen.

Für diese Vorbereitung müssen wir mit Dichtern, Geschichtschreibern und Rednern, mit allen Menschen in Verbindung treten, von welchen wir uns irgend eine Hilfe für das Heil der Seele versprechen können."

„Wie nun die Färber erst durch sorgfältige Zubereitungen den beliebigen Stoff, welcher die Farbe aufnehmen soll, bearbeiten, und dann erst die glänzende Farbe von Purpur oder anderem auftragen; so müssen auch wir in derselben Art, wenn der Glanz des Schönen unvertilgbar in unserer Seele haften soll, ihm erst die Grundlage dieser äußern (heidnischen) Bildung geben, ehe wir auf die heiligen und geheimnißvollen Lehren horchen; und nur, wann wir uns gewöhnt haben, gleichsam die Sonne in dem Spiegel des Wassers zu schauen, dann erst dürfen wir unsern Blick zu dem Lichte selbst erheben."

„Wenn nun wirklich eine Verwandtschaft zwischen beiden (den christlichen und heidnischen) Lehren statt findet, so muß ihre Kenntniß nützlich sein; wo nicht, so trägt doch die durch Vergleichung derselben gewonnene Erkenntniß ihres Unterschiedes nicht wenig zur Befestigung der bessern bei. Durch welche Vergleichung möchten wir nun wohl ein richtiges Bild von der heidnischen Erziehung gewinnen? Traun, es verhält sich damit wohl, wie mit der Pflanze, deren eigenthümliche Bestimmung es ist, mit reifer Frucht zu prangen; dennoch trägt sie als Schmuck auch Blätter, welche ihre Zweige umrauschen: so auch die Seele, obgleich sie vorzugsweise die Wahrheit als Frucht erzielt, so ist es doch nimmer unerfreulich, wenn sie sich mit dem Schmucke der äußern Weisheit umkleidet, und so für die Frucht gleichsam einen Schirm von Blättern und eine jugendlich schöne Erscheinung gewinnt. Soll doch der hochgefeierte Moses, dessen Name in der Weisheit groß bei allen Menschen ist, durch Uebung seines Geistes in egyptischen Wissenschaften zur Erkenntniß des Wahren durchgedrungen sein. Auf ähnliche Weise, wie er, wiewohl in spätern Zeiten, soll auch der weise Daniel in Babylon sich erst nach Erlernung der chaldäischen Weisheit zu den göttlichen Lehren hingewendet haben. Doch für den Beweis, daß der Gewinn an diesen äußern (heidnischen)

Erkenntnissen nicht unnütz für die Seele sei, ist schon genug gesagt."

„Möget ihr euch nach dem vollen Sinne des Bildes von den Bienen mit jenen Schriften beschäftigen. (Dichtern und Rednern.) Sie gehen nicht an alle Blumen ohne Unterschied, noch weniger wollen sie diejenigen, nach welchen sie fliegen, ganz hinwegtragen; sondern nur so viel, als für ihr Geschäft dienlich ist, daraus entnehmend, lassen sie das Uebrige unversehrt. Darum werden auch wir, wenn wir weise sind, das uns Förderliche und der Wahrheit Verwandte aus den Schriften entnehmen, das Uebrige unbeachtet lassen, und wie wir beim Pflücken der Rosen die Dornen meiden, so werden wir auch aus jenen Schriften nur das Nützliche ernten, vor dem Schädlichen uns hüten."

„Daher ziemt es uns also gleich im Anfange jede Erkenntniß zu prüfen, und mit ihrem Endzwecke in Uebereinstimmung zu bringen, indem wir, nach dem dorischen Sprichwort, den Stein nach dem Senkblei richten. Und da wir unser Leben auf die Grundlage der Tugend bauen sollen, welche von Dichtern und Geschichtschreibern, und weit mehr noch von Philosophen vielfach gepriesen wird, so müssen wir auf solcher Männer Schriften vorzüglich achten. Denn nicht klein ist der Gewinn, wenn sich die Seelen der Jünglinge an den vertrauten Umgang mit der Seele gewöhnen. Denn das von solchen Jünglingen Erlernte pflegt unwandelbar zu haften, weil es sich bei der Zartheit ihrer Herzen tief einprägt."

Nachdem Basilius ausführlich in Beispielen aus dem heidnischen Alterthume über den Weg zur Tugend abgehandelt, und den Beweis, daß die classischen Schriften je nach Auswahl nützlich sein können, erzielt zu haben glaubt, fügt er gegen das Ende seiner Rede noch Folgendes hinzu:

„Doch dieses Alles werden wir wohl auch in unsern heiligen Schriften vollkommen erkennen. Nur gleichsam einen Schattenriß der Tugend wollen wir für jetzt aus profanen Kenntnissen entwerfen."

Die Feinde des classischen Alterthums mögen sich aus diesem Auszuge der Rede des Basilius, der gewiß ein anerkannt strenger Mann war, und alles Gefährliche vom Unterrichte der Jugend fern gehalten hätte, belehren lassen und das Ansehen der großen Muster nicht vergeblich erschüttern wollen; geschähe es aber auch, daß man reussirte und die Classiker aus den Schulen zu Grabe trüge, früher oder später käme man doch wieder auf sie zurück; das Chaos der Vorschläge, welche denn die besten Bildungsmittel für Jugenderziehung wären, würde uns in eine heillose Verlegenheit versetzen, aus der uns nur wieder das Licht der Alten retten könnte.

Zu Gunsten der Classiker spricht sich auch der fein gebildete, witzige Freund des Basilius, Gregorius Nazianzenus, aus. In seiner Lobrede auf Basilius den Großen lesen wir folgende belehrende Worte:

„So will ich denn eines Gegenstandes mit Lob erwähnen und ihn besprechen, da er dieses Lob und diese Erwähnung mit Recht verdient, und von dem Ziele meiner Rede nicht fern liegt. Es betrifft die wissenschaftliche Bildung. Ich glaube, daß es unter Menschen, die eine gesunde Beurtheilung haben, als etwas ausgemachtes gilt, die wissenschaftliche Bildung behaupte unter allen Gütern den ersten Rang; ich rede hier nicht blos von jener höhern, von unserer christlichen Bildung, welche mit Hintansetzung alles Redeschmuckes und aller Zierlichkeit einzig und allein sich nur mit dem Seelenheil und der Schönheit jener Dinge beschäftigt, die nur mit dem Auge des Geistes erfaßt werden können; sondern auch von jener heidnischen, welche der unwissende Haufe der Christen, durch Vorurtheile irre geleitet, haßt, als sei sie schädlich, gefährlich und führe ab von Gott. So wie wir den Himmel, die Erde, die Luft und alles was in diesen enthalten ist, nicht deshalb gering achten, weil einige sie unrecht auffaßten, indem sie die Geschöpfe statt des Schöpfers verehrten; sondern vielmehr alles das, was für den Lebensunterhalt und unsere Erholung ersprießlich ist, in Anspruch nehmen und das Schädliche sorgfältig vermeiden, wobei wir keineswegs das Geschaffene zu gleicher

Würde mit dem Schöpfer erheben, wie die Thoren pflegen, sondern vielmehr aus dem Geschaffenen den Schöpfer kennen lernen, und unsere ganze Vernunft, wie der Apostel sagt, Christo als gefangen hingeben; so wie ferner am Feuer, an den Speisen, am Eisen und an andern Dingen nichts ist, was im höchsten Grade nützlich oder schädlich wäre, sondern dies eben nur von dem Gebrauche, den man von ihnen macht, abhängt; so zwar, daß wir auch unter die heilsamsten Arzneien giftige Thiere beimischen: so ziehen wir auch aus den heidnischen Wissenschaften das heraus, was auf Untersuchung der Natur und andere Forschungen abzielt, und weisen das mit Abscheu zurück, was in ihnen zum Polytheismus, zum Irrthum, in den Abgrund führt. Ja gerade diese Irrthümer sind es, die uns zur Verehrung des wahren Gottes hinführen, indem wir nämlich aus dem Schlechteren das Bessere kennen lernen und gerade darin Gründe für unsere Lehre finden. Demgemäß also ist wissenschaftliche Bildung nicht zu verachten, weil es einigen so dünkt; im Gegentheile geziemt es, alle die sie verachten, für Idioten und rohe Menschen zu achten; sie wollen ja nur, daß alle ihnen gleich seien, um ihre eigene Ignoranz unter einer allgemeinen zu verstecken, und daß ja Niemand im Stande sein möchte, die ihrige zu entdecken und Preis zu geben."

Dann geht der Redner auf die Jugendbildung des Basilius über. Die letzten Worte aus obiger Stelle dürften wohl Manche aus unserem Zeitalter treffen, welche classische Bildung eben deshalb herabsetzen, weil sie selbst nie geistesstark genug waren, sie in ihrer wahren Würde kennen zu lernen.

Wir können nicht umhin, aus eben derselben Rede noch eine kleine Stelle aufzunehmen, die von unendlicher Begeisterung für classische Bildung, Philosophie und für den Sitz aller Bildung, Athen, zeugt:

„Als Redner war Basilius den ersten Rednern gleich; als Philosoph den ersten Philosophen; was aber das Höchste war, er war den Christen ein Priester, ehe er dazu geweiht ward; diese Vorzüge wurden ihm von allen eingeräumt. Die Beredsamkeit war ihm

aber nicht das Höchste; er pflückte von ihr nur so viel als er zum Behufe des Vortrages der christlichen Lehre brauchte; denn um unsere Gedanken auszudrücken, dazu ist die Beredsamkeit von großer Wichtigkeit; der Geist, dem die Gabe zu sprechen fehlt, gleicht einem Manne, der den Starrkrampf hat. — Basilius kam zuerst nach Byzanz, die erste Stadt im ganzen Orient; es befanden sich da die berühmtesten Redner und Philosophen, denn diese Stadt ward in kurzer Zeit der Zusammenfluß aller großen Talente; von da ging er nach Athen, den Wohnsitz jeder Wissenschaft, angetrieben von Gott und seiner eigenen unersättlichen Wißbegierde, nach Athen sage ich, das für mich wahrhaft golden und die Mutter so vieles Guten ist."

Den deutlichsten Beleg, wie wichtig den Kirchenvätern das Studium der heidnischen Schriftsteller war, entnehmen wir aus dem Briefe des heil. Hieronymus an den römischen Redner Magnus; zur Kenntniß des Lesers wollen wir nur das Sprechendste aus dem langen Briefe herausheben.

„Du frägst, warum wir in unseren Schriften so viele Beispiele aus den heidnischen Schriften anführen, und so die Reinheit der Kirche mit dem Schmutze der Heiden beflecken? — Wer weiß denn nicht, daß im Moses und in den Schriften der Propheten Einiges sich vorfindet, was aus den Schriften der Heiden geschöpft ist, und daß Salomon den Philosophen zu Tyrus theils Fragen vorgelegt, theils beantwortet habe? — Der Apostel Paulus bediente sich eines Verses aus dem Dichter Epimenides, wo er sagt: Die Kretenser sind immer Lügner rc. — In einem anderen Briefe bringt er uns einen Senar aus Menander, wo es heißt: Gute Sitten verderben schlechte Reden. — Als er zu Athen im Areopag sprach, ruft er Aratus als Zeugen an, wo er sagt: „Wir sind seines Geschlechtes." — „Dem Cyprian, einem beredten Mann, wird der Vorwurf gemacht, warum er in seiner Schrift gegen Demetrianus sich der Zeugnisse der Propheten und Apostel bediente, welche jener für erdichtet und nichtig hält, und nicht vielmehr Philosophen und Dichter zu Hilfe rief, deren Ansehen er als Heide nicht widerstehen konnte." — „Gegen uns

schrieben Celsus und Porphyrius; dem ersteren antwortete muthig Origenes, dem zweiten Methodius, Eusebius und Apollinarius. Lies ihre Schriften und du wirst finden, daß wir im Vergleich mit ihnen (an heidnischer Wissenschaft) fast nichts wissen." — „Josephus Flavius schrieb zwei Bücher gegen Apion, den Alexandrinischen Grammatiker, und bringt in denselben so viele Zeugnisse aus heidnischen Schriftstellern an, daß es mich Wunder nimmt, wie ein Hebräer, der von Kindheit auf sich mit der heiligen Schrift beschäftigte, die ganze Bibliothek der Griechen durchblättern konnte. Was soll ich von Philo reden, den die Kritiker für einen zweiten Plato aus Judäa halten! Hat nicht Quadratus, ein Schüler der Apostel, dem Kaiser Adrian eine Schutzschrift unserer Religion übergeben? Man bewunderte diese Schrift so sehr, daß sein ausgezeichnetes Talent der furchtbaren Verfolgung ein Ende machte. Aristides, der Philosoph, ein beredter Mann, übergab eben demselben Kaiser eine Apologie der Christen, zusammengesetzt aus den Sprüchen der Philosophen. Justinus, ebenfalls ein Philosoph, ahmte ihn nach und übergab dem Antoninus Pius, seinen Söhnen und dem Senate eine Schrift gegen die Heiden, worin er die Schmach des Kreuzes vertheidigt und die Auferstehung Christi mit aller Freiheit predigt." — „Was soll ich noch von Melitonus, Apollinarius, Dionysius, Tatian, Bardesanes, Irenäus Erwähnung machen? Pantänus, ein Philosoph aus der stoischen Schule, wurde wegen des Ruhmes seiner großen Gelehrsamkeit von Demetrius, dem Bischofe von Alexandrien, nach Indien geschickt, damit er die christliche Lehre bei den Brahmanen und den Philosophen jenes Volkes predige. Clemens Alexandrinus, nach meinem Urtheile von allen der Gelehrteste, schrieb viele Bücher; was ist in diesen, was nicht von Gelehrsamkeit zeugte, oder vielmehr, was nicht aus der Philosophie selbst genommen wäre? — Ihn nachahmend schrieb Origenes zehn Bücher Stromata, in welchen er die Ansichten der Christen und Philosophen untereinander vergleicht." — Hieronymus zählt sofort eine Reihe von Kirchenvätern auf, die als gelehrte Männer heidnische Wissen-

schaft und Kunst ganz in sich aufgenommen haben; er schließt mit Basilius, Gregorius, Amphilochius, und fügt noch die bedeutenden Worte bei: „Alle diese Männer füllen so sehr ihre Bücher mit den Lehren und Ansichten der Philosophen, daß man nicht weiß, was man an ihnen mehr bewundern soll, die profane Gelehrsamkeit oder die tiefe Kenntniß der heil. Schrift."

„Ich komme jetzt zu den Lateinern. Ist wohl Jemand gelehrter und scharfsinniger als Tertullian? Sein Apologeticus und seine Bücher gegen die Heiden enthalten die ganze profane Gelehrsamkeit. — Hat Minucius Felix nicht jeden Zweig der heidnischen Literatur berührt? Lactantius schrieb zwei Bücher über die Schöpfung; wenn du sie liesest, so wirst du an ihnen einen Auszug der Dialoge des Cicero finden. Mit welcher Geschichtskenntniß, mit welchem Redeschmucke und welchem Nachdrucke hat Cyprian nicht bewiesen, daß die Götzen der Heiden keine Götter seien?" „Hilarius hat, den Quintilian nachahmend, in derselben Schreibart zwölf Bücher über die Beredsamkeit geschrieben; in dem kleinen Buche, welches er gegen Dioscuros schrieb, hat er gezeigt, wie stark er in der profanen Wissenschaft sei. — Juvencus hat die Geschichte unsers Herrn in Versen gegeben und keinen Anstand genommen, die Majestät des Evangeliums unter die Gesetze des Metrums zu beugen."

So entschuldigte sich der heil. Hieronymus wegen des Gebrauches profaner Wissenschaft bei seinen religiösen Schriften. Fast auf jeder Seite seiner Briefe wird von der heidnischen Literatur Erwähnung gemacht. Als ihm einst der Vorwurf gemacht wurde, daß er zu frei übersetze, erwiederte er: „Mein Muster ist hierin Tullius, welcher den Protagoras des Plato, den Oeconomicus des Xenophon, und die überaus schönen Reden des Demosthenes und Aeschines, welche sie gegeneinander hielten, übersetzt hatte." Dann führt er die Grundsätze des Cicero an, welche ihm beim Uebersetzen als Richtschnur dienen. „Auch Horaz," fährt Hieronymus weiter fort, „ein witziger und gelehrter Mann, gibt dem Uebersetzer folgende Vorschrift: Nec verbum verbo curabis

reddere fidus interpres." — Terentius übersetzte den Menander, Plautus und Cäcilius andere alte Komiker. — Es übersetze einer den Homer wörtlich in's Lateinische; ich sage mehr, es soll Jemand denselben in seiner Sprache in Prosa übertragen, da wird man das Komische der Wortstellung sehen, und finden, wie der beredteste Dichter kaum reden kann."

Bei jeder noch so fernen Gelegenheit zieht Hieronymus die profane Wissenschaft herbei. Als ihn Paulinus, der Mönch, frägt, welche Lebensweise er wählen solle, so schreibt ihm der Heilige Folgendes: „Die römischen Feldherren sollen nachahmen den Camillus, Regulus, Fabricius, Scipio. Die Philosophen sollen sich den Pythagoras, Socrates, Plato, Aristoteles zum Muster nehmen. Den Dichtern sei zum Vorbilde Homer, Virgil, Menander, Terentius; den Historikern Thucydides, Sallust, Herodot, Livius; den Rednern Lysias, die Grachen, Demosthenes, Tullius."

Wir sehen also, daß die Väter mit der classischen Literatur sich nicht oberflächlich beschäftigten; man sieht vielmehr, daß es ihr eifrigstes Streben war, ihren Gegnern gegenüber auf derselben Höhe der Wissenschaft und feineren Bildung zu stehen. Und so läßt sich auch in anderer Weise darthun, daß die Väter Geschmack, feinen Sinn und eine ungetrübte, keineswegs von düsteren Bildern getrübte Naturanschauung besaßen. Wir heben als Beleg einer schönen Darstellung und Naturschilderung aus der 6. Homilie des Heraemeron von dem großen Basilius, folgendes Bruchstück heraus: „Wenn du jemals bei heiterer Nacht die unaussprechliche Schönheit der Gestirne mit aufmerksamen Augen betrachtet, wenn du über den Urheber des Weltalls nachgedacht hast, wer den Himmel mit diesen Blumen so mannigfaltig geziert habe, und wie bei den sichtbaren Dingen mehr das Nothwendige, als das Angenehme beachtet sei; wenn du ferner bei Tag durch aufmerksame Betrachtung die Wunder des Tages kennen gelernt, und aus den sichtbaren Dingen auf den Unsichtbaren geschlossen hast: — dann trittst du als ein wohl vorbereiteter Zuhörer herein, und bist würdig, die Anzahl der Zuschauer

bei diesem erhabenen und seligen Schauspiele zu vervollständigen. Wohlan also, wie man solche, welche nicht an Städte gewöhnt sind, bei der Hand herumführt, so will auch ich euch wie Fremdlinge zu den verborgenen Wundern dieser großen Stadt (des gestirnten Himmels) als Führer dienen. In dieser Stadt, in welcher unser altes Vaterland ist, kannst du die erste Schöpfung des Menschen sehen. Du wirst auch dich selbst kennen lernen, nämlich, daß du zwar irdisch von Natur, aber ein Werk der Hände Gottes seiest." — Dann gegen das Ende des 1. Abschnittes: „Wenn die zeitlichen Güter so groß sind, wie groß werden erst die ewigen sein? Wenn die sichtbaren so schön sind, wie schön werden erst die unsichtbaren sein? Wenn die Größe des Himmels die Bemessungskraft des menschlichen Verstandes übersteigt, welcher Verstand vermag dann die Natur der ewigen Dinge zu ergründen? Wenn diese der Zerstörung unterworfene Sonne so groß und so schön ist, wenn sie so schnell in der Bewegung ist, so streng an wohlgeordnete Umlaufszeiten sich hält, eine mit dem Weltalle zusammenstimmende Größe hat, so daß sie ihr Verhältniß zum Ganzen nicht überschreitet, durch ihre Schönheit aber als ein hellglänzendes Auge der Natur in der Schöpfung strahlt; wenn wir diese nicht genug anschauen können, wie schön erst muß die Sonne der Gerechtigkeit sein?"

Eine schön-erhabene Stelle! Viele andere ähnlicher Art sind in jedem Abschnitte der Homilien, besonders des Hexaemeron zu finden! Eine andere mehr idyllischer Art wird den Leser nicht minder ergötzen.

„Das Wasser ist im Safte oft sehr bitter, in der Frucht selbst hingegen sehr süß. Eben so ist es bei dem Weinstocke in den Reben sehr herb, in den Trauben aber sehr angenehm. Und wie mannigfaltig ist die Verschiedenheit der Farben? Denn du kannst auf einer Wiese dasselbe Wasser in dieser Blume roth, in jener purpurfarbig, in einer andern himmelblau und wieder in einer andern weiß sehen? Und noch einen größern Unterschied, als die Mannigfaltigkeit in den Farben ist, zeigt es ferner bei den Gerüchen." — „Es zeigten sich

die Gipfel der Berge mit Laub bedeckt; schöne Lustgärten gestalteten sich und die Gestade der Flüsse verschönerten sich mit zahllosen Pflanzenarten. Und von diesen wurden die einen gepflanzt, um den Tisch der Menschen zu schmücken, die andern aber gaben durch ihre Blätter und Früchte dem Viehe Nahrung ꝛc." — „Wenn du also Bäume oder Pflanzen siehst, edle oder wilde, solche, die das Wasser, oder solche, die das Land lieben, blühende oder nicht blühende, so erkenne in dem Kleinen den Großen, lerne deine Bewunderung immer mehr steigern, und vergrößere mir die Liebe zu deinem Schöpfer. Erwäge, wie er einige Bäume mit immerwährendem Grün bekleidet, andere hingegen ohne Blätter erschaffen hat, und wie von denjenigen, welche immer grünen, die einen das Laub verlieren, andere aber immer behalten. Denn der Oelbaum und die Fichte werfen ihr Grün ab; obwohl sie es unbemerkt wechseln, so daß sie es, wie es scheint, niemals ganz verlieren. Der Palmbaum aber behält seine Blätter immer, indem er mit demselben Laube von dem ersten Sprossen an, bis an sein Ende fortbesteht. Ferner betrachte auch dieses, wie die Tamariske gleichsam ein doppeltes Leben hat, denn sie wird zu den Wasserpflanzen gezählt, und wächst doch auch in den Wüsten in Menge. Deswegen vergleicht auch Jeremias mit Recht die schlimmen und zweideutigen Sitten mit dieser Pflanze."

Man rühmt an Seneca die Schilderung des Zornigen, welche man deshalb auch in eine Chrestomathie aufzunehmen für gut erachtete. Eine gewiß schönere Schilderung des Zornes lesen wir in Basilius, aus der wir Einiges geben:

„Die Zornigen sind wüthend, wie die Hunde, sie stürzen dahin, wie die Scorpione, sie beißen, wie die Schlangen. Durch den Zorn werden die Zungen frech, wird der Mund unverschämt; unenthaltsame Hände, Schmähungen, Lästerungen, üble Nachreden, Schläge und alle übrigen Laster, welche man nicht einmal zählen kann, sind Folgen des Zornes. Aus Zorn wird das Schwert geschärft, wird Menschenmord von Menschenhand verübt; aus Zorn verkennen Brüder einander, vergessen auch Eltern und Kinder die Natur. Wie die reissenden Gewässer, welche sich in Tiefen ergießen, Alles, was ihnen

begegnet, mit sich fortreißen; eben so richten sich die gewaltigen und unaufhaltsamen Aufregungen der Zornigen gegen Alle ohne Unterschied. Nicht das graue Haar ist den Zornigen ehrwürdig, nicht der tugendhafte Wandel, nicht Blutverwandtschaft, nicht früher empfangene Wohlthaten, nichts anderes was achtungswürdig ist ꝛc." — Dann gibt er eine Schilderung des Aeußern an dem Zornigen: „Es wallet das Blut, wie durch die Gewalt des Feuers aufgeregt und aufbrausend rings um das Herz, und wenn es in das Aeußere des Körpers hervortritt, zeigt es den Zornigen in einer andern Gestalt, indem es die Allen gewöhnliche und bekannte Gestalt wie irgend eine Person auf der Bühne verwandelt; denn man erkennt nicht mehr ihre gewöhnlichen Augen, der Blick ist verwildert und funkelt schon von Feuer. Der Zornige wetzt die Zähne wie die Schweine, welche auf einander losgehen. Sein Angesicht ist bläulich und mit Blut unterlaufen. Die Masse des Körpers ist aufgeschwollen. Die Adern möchten bersten, während der Athem von dem innern Sturme hervorgetrieben wird. Die Stimme ist rauh und überaus angestrengt; die Rede ist unregelmäßig und wird ohne Ueberlegung hingeworfen, sie tritt weder allmälig, noch geordnet, noch gut bezeichnend hervor. Wenn er aber, durch Gegner gereizt, unbändig auflodert, wie eine durch reichlichen Brennstoff genährte Flamme, alsdann kann man Dinge sehen, die man weder mit Worten schildern, noch in der That ertragen kann."

Der Leser wird sich erinnern, daß der Sophist Libanius den heil. Basilius um die Rede gegen die Trunkenbolde ersuchte. Da wir schon die ganze Rede nicht geben können, so wollen wir doch wenigstens einen Auszug daraus vorlegen.

„Welches Thier hört und sieht so schlecht, wie der Betrunkene? Kennen sie nicht ihre vertrautesten Freunde nicht mehr und laufen sie nicht oft zu den Fremden hin, als wenn dieselben ihre Verwandten wären? Springen sie nicht oft über Schatten, wie über Gräben und Erdrisse hinweg? Die Erde scheint ihnen in die Höhe zu steigen, und die Berge scheinen sich im Kreise herumzudrehen. Diese Menschen lachen bald unaufhörlich, bald aber klagen und weinen sie untröstlich. Bald sind sie kühn und furchtlos, bald furchtsam und feig. Ihnen ist

das Leben ein Traum, indem sie, obwohl sie weder ein Kleid, noch auf morgen zu essen haben, im Rausche herrschen und Heere befehligen, Städte erbauen und Gelder austheilen. Andere lassen die Hoffnung sinken, sind traurig und betrübt, vergießen Thränen, fürchten jedes Geräusch und sind leicht zu erschrecken. Die, welche bei Tagesanbruch sich umsehen, wo es Trinkgelage gibt und sich mit einander zum Zechen verbinden, werden von dem Propheten beklagt, weil sie sich keine Zeit übrig behalten, um Gottes Wunder zu betrachten. Denn ihre Augen haben nicht Zeit zum Himmel aufzublicken und dessen Schönheit kennen zu lernen, und die ganze Schönheit des Weltgebäudes zu erwägen, um durch die schöne Ordnung dieser Dinge den Schöpfer kennen zu lernen; sondern sogleich bei dem Anbruche des Tages schmücken sie die Orte ihrer Trinkgelage mit bunten Tapeten und blumigen Tüchern. Sie haben auch Könige des Trinkgelages, Obermundschenke und Obertafeldecker. Man ersinnt Ordnung bei der Unordnung und gute Eintheilung bei der ordnungswidrigen Sache, um dadurch, daß sie, wie weltlichen Obrigkeiten durch die Trabanten ein größeres Ansehen gegeben wird, so auch der Trunkenheit wie einer Königin eine Dienerschaft an die Seite stellen, die Schändlichkeit derselben mit überaus großem Eifer zu bedecken. Ferner beschäftigen Kränze, Blumen, wohlriechende Salben, Rauchwerke und tausend andere äußerliche Ergötzungen diese verlorenen Menschen die längste Zeit. Alsdann, wenn das Trinken länger dauert, entsteht über das Mehrtrinken Streit, Zank und Hader, indem sie einander an Trunkenheit zu übertreffen streben; der Anordner des Wettkampfes ist der Teufel und der Siegespreis ist die Sünde.“

„Ein trauriges Schauspiel für die Augen! Ein Mann in der Lebensblüthe, mit kraftvollem Körper, in den Reihen der Krieger ausgezeichnet, wird von andern nach Hause getragen, weil er sich nicht aufrichten und nicht auf eigenen Füßen fortgehen kann. Ein Mann, der den Feinden hätte furchtbar sein sollen, gibt den Kindern auf dem Markte Anlaß zum Gelächter, er ist ohne Eisen zu Boden geworfen, ohne Feinde getödtet. Ein bewaffneter Mann, der noch in der Lebensblüthe steht, ist des Weines Beute geworden, bereit zu

dulden, was die Feinde ihn dulden lassen wollen. Die Trunkenheit ist ein Verderben der Gedanken, eine Zerstörung der Kraft, ein frühes Greisenalter, ein frühzeitiger Tod. Denn was sind die Betrunkenen anders, als die Götzenbilder der Heiden? Sie haben Augen und sehen nicht, sie haben Ohren und hören nicht."

Der Leser wird sich noch des schönen Briefes erinnern, in welchem Basilius seinem Freunde Gregor die Einöde am Pontus so meisterhaft schildert, und welchen Humboldt als ein Meisterstück von Naturschilderung in seinem Kosmos fast ganz aufgenommen hat. Gregorius von Nazianz ließ sich jedoch durch die Beschreibung der Einsiedelei des Basilius am Iris nicht anlocken; er zog Arianzus in der Tiberina Regio vor, obgleich sein Freund diesen Ort mürrisch ein unreines *βάραθρον* nennt. — In früheren Jahrhunderten las man eine Auswahl der Briefe des Gregorius Nazianzenus in den Schulen, wie wir aus einer vor uns liegenden Chrestomathie ersehen, welche im Jahre 1600 für die studirende Jugend zu Ingolstadt eigens verfaßt worden ist; nach Johannes von Müller werden die Gedichte ebendesselben Kirchenvaters in Griechenland's Schulen statt des Homer gelesen. Wir erwähnen dieses nicht darum, um uns die heutigen Griechen zum Muster zu nehmen; das sei ferne; aber immerhin mag es von Nutzen sein, auf manches aufmerksam zu machen, was eine Beachtung verdient; in diese Rubrik gehört gewiß zunächst nach Basilius unser Gregorius. — Hier ist der neckische Brief des Gregor:

„Magst unser Leben bespötteln und bekriteln; sei es im Ernste oder im Scherze; macht nichts; lache nur zu, überlasse dich dem Strome deiner Gelehrsamkeit und mache nur freien Gebrauch von unserer Freundschaft. Alles was von dir kommt, ist brauchbar für uns, wie beschaffen und geartet es auch immer sei; auch glaube ich, daß du meinen hiesigen Wohnplatz nur deswegen zum Gegenstande deines Spottes machest, nicht um zu spotten, sondern um mich zu dir hin zu ziehen; wenn ich dich anders recht auffasse; gerade wie man es bei Flüssen zu machen pflegt; man dämmt sie ab, um sie anders wohin zu lenken. So denke ich immer von deinem Benehmen gegen

mich. Im werde immer deinen Pontus bewundern und die pontische Finsterniß und die der Verbannung würdige Einöde, und die über dem Haupte emporragenden Berge, und die wilden Bestien, die euren frommen Glauben auf die Probe stellen; dann den am Fuße der Berge liegenden schmalen Landstrich, den ich wohl eine Mäusehöhle nennen soll; auch bewundere ich den Kranz hochragender Gebirgsrücken, durch den ihr nicht so sehr umkränzt, als förmlich eingesperrt werdet; eure Luft, die euch im bestimmten Maße vorgemessen wird, und eure vielersehnte Sonne, die euch wie durch einen Rauchfang die Strahlen zusendet. O ihr pontischen Cimmerier und sonnelosen Bewohner der Gegend, ihr seid nicht zu einer blos sechs Monate dauernden Finsterniß verdammt, wie man es von einigen Völkern erzählt; nein, keinen Theil eures Lebens bringt ihr ohne Schatten zu; eine einzige lange Nacht, die wirklich der Schatten des Todes ist, um nach der Schrift zu sprechen, ist eures Lebens Theil. Auch lobe ich jenen schmalen und engen Zugang (von dem ich nicht weiß, ob er in's Himmelreich oder in die Hölle führt, doch um deinetwillen mag er in den Himmel führen), und jenes dazwischen gelegene Gefilde, welches ich lügenhafter Weise E d e n nennen will, und die Quelle, die in vier Abflüsse sich zertheilt, und durch welche der Erdkreis bewässert wird. Oder soll ich den ganzen Strich eine vertrocknete, unzugängliche Wüste nennen, welche ein M o s e s bewohnbar machen wird, indem er aus dem Fels, durch das Berühren mit dem Stabe, eine Quelle entlockt? Wo das Gebiet nicht von Felsen besäet ist, da stürmt ein gewaltiger Bergstrom hernieder; wo der Bergstrom nicht rollt, da ist ein Felsschlund, wo aber dieser nicht ist, da starrt Dornengesträuch; da ganze Gefilde aber über dem Dornengesträuch ist ein steiler Bergrücken; der Weg über diesen ist abschüßig, schmal, macht Schwindel und zwingt den Wanderer alle Geisteskräfte zusammen zu nehmen und zu üben, um ja sicher zu wandeln. Mit gar gewaltigem Getöse braust unten der Bergstrom, welchen du mit dem ruhig fließenden Strymon vergleichst. Dieser Strom ist mehr stein= als fischreich und ergießt sich nicht in einen See, sondern in schreckliche Schlünde. O du großsprecherischer Mann und Bildner neuer Namen! Dieser Strom ist ge=

waltig und schrecklich; er übertönt und überbraust mit seinem Tosen die Psalmengesänge der auf den Höhen wohnenden Einsiedler. Mit ihm verglichen sind die Katarakten und Katadupen nichts; Tag und Nacht betäubt er euch mit seinem Getöse; er ist voll Felszacken und nicht zu überschreiten; trübe und untrinkbar; nur in einer Beziehung ist er artig, daß er euren Wohnsitz nicht wegschwemmt, wenn ihn Waldbäche und Platzregen in Wuth bringen."

„Da hast du, was ich von jenen Inseln der Seligen und von euch, den Seligen, denke. Du hast wahrlich keine Ursache, die mondförmigen Gebirgskämme zu preisen, welche den Zugang eurer Hochebene mehr erdrücken und hemmen, als mit einer Art Mauer umgeben und schützen; nicht darfst du bewundern den hohen Berggipfel, der über euerem Haupte ragt, und euer Leben zu einem tantalischen macht; nicht die wehenden Lüfte und die Ausdünstungen des Bodens, die euch, die Halbentseelten, auffrischen; nicht die Singvögel, die zwar singen, aber vor Hunger; zwar herumfliegen, aber in der Einöde. Es kommt, sagst du, Niemand dahin, außer um zu jagen; du mußt auch hinzufügen, um euch Todte zu sehen."

„Doch ist das Ganze ein Stoff zu lang für einen Brief, zu kurz für eine Komödie. Wenn du meinen Scherz mit Geduld erträgst, so ist es recht; wo nicht, so will ich noch mehr beifügen."

Man zeige uns aus den griechischen Classikern einen Brief, wo eben so viel Witz, Laune und Humor sich vereinigt finden? Man muß nicht vergessen, daß die beiden frommen Männer in dieser Zeit noch in der Mannesblüthe standen, und kaum ein oder zwei Jahre von Athen entfernt, es noch gewohnt waren, sich in attischer Weise, wie unter Freunden, zu begegnen; später trat mehr Ernst ein, aber attische Urbanität schimmert bei jedem Briefe durch. Gregorius schrieb über den obigen Gegenstand noch einige Briefe an den gereizt scheinenden Basilius; der Humor ist überall derselbe. Schade, daß wir diese Briefe nicht aufnehmen können, weil wir sonst andere, die ein anderes Thema behandeln und Gregor von einer andern Seite uns schildern, zurückweisen müßten.

Die Naturschilderung schien ein Lieblingsthema der Kirchenväter

zu sein; so wenig Angenehmes oft ihre Einöden zu bieten schienen, so fand ihr poetischer Sinn, dem Ruhe des Gemüthes und Heiterkeit zur Folie diente, überall Schönheiten und Reize der Natur, die ihnen den Aufenthalt daselbst auf die angenehmste Weise versüßten. So beschreibt uns eine ähnliche Einsiedelei der heilige Hieronymus in einem Briefe an die Witwe Marcella.

„Da wir schon viele Jahre, von den Fluten des Lebens hin- und hergeworfen, zurückgelegt haben, und unser Lebensschiff theils vom Sturme erschüttert, theils durch das Anprallen an Klippen fast zerschmettert ist, so wollen wir, sobald es die Umstände erlauben, in unserem Hafen der Ruhe, der nämlich die einsame Stille des Landlebens ist, einlaufen. Einfaches Brot, Gemüse, mit unsern Händen begossen, und Milch, der Luxusartikel des Landlebens, werden uns da wohl ein ärmliches, aber mit keiner Schuld belastetes, Mahl gewähren. Wenn wir so leben, wird uns vom Gebete nicht der Schlummer und von der Lesung der heiligen Schrift nicht Uebersättigung abhalten. Kommt der Sommer, so bietet uns des Baumes Schatten ein ruhiges Plätzchen; kommt der Herbst, so weist uns die angenehme Temperatur und der Blätterfall ein Ruheplätzchen an. Im Frühlinge ziert der Schmelz der Blumen das Feld, und angenehmer lassen sich unter den Klagetönen der Nachtigall die Psalmen singen."

Diese gebildeten Mönche nahmen nicht Anstand, die Poesie als ihre stete Begleiterin, selbst in ihre Einsiedeleien, mitzunehmen.

Doch kehren wir wieder zu unserem Gregor von Nazianz zurück. Wir bewundern an unseren neueren Dichtern, und zwar mit Recht, auch ihre Freundschafts-Briefchen, und nehmen gerne auch Kenntniß von ihren häuslichen Verhältnissen. Wir wollen es auch ein wenig bei den Vätern der Mühe werth finden, zu sehen, was sie denn im häuslichen Leben trieben, wie sie es mit ihren Freunden hielten und wie sie sich gegenseitig gastfreundlich aufnahmen.

Amphilochius war Bischof von Ikonium und ein Freund des Basilius und Gregor. An diesen schreibt Gregor folgende zwei Briefchen:

„Wir ersuchten dich nicht um Brot, so wie wir jene nicht um

Wasser bitten, welche Ostrakina bewohnen. Wenn wir aber einen Einwohner von Ozizala um Gemüse bitten, an welchem ihr Ueberfluß habt, wir aber Mangel leiden, so ist das kein Wunder und nichts Ungewöhnliches. Lasse es dir daher höchst angelegen sein, uns recht viele und recht schöne Rüben zu schicken; denn für Arme ist auch das Kleine groß. Wir bewirthen nämlich den großen Basilius; nimmt dich in Acht vor seinem Hunger und den damit verbundenen Groll auf dich."

Zweiter Brief in derselben Angelegenheit:

„Wie spärlich war deine Sendung von Rüben! und nichts als gelbe Rüben. Ihr habt doch recht viele Gemüsegärten und Bäche, Obstgärten und Auen; auch Oliven bringt euer Gebiet hervor, wie andere Länder Gold; auch besitzet ihr viel Wiesengrund. Getreide aber ist für euch eine fabelhafte Glückseligkeit; das Brot ist euch, wie man zu sagen pflegt, ein panis angelorum. — Schickt uns daher entweder mehr Rüben, oder wir drohen euch mit nichts anderem, als daß wir unser Getreide zurückbehalten und dann sehen werden, ob die Cicaden wirklich nur vom Thaue leben."

„Das sind ja recht nette Epistolia," höre ich einen Humanisten und philologischen Schöngeist sagen, der sie eben liest. „Schade, daß sie ein Kirchenvater schrieb; man könnte sie den schönsten Epistelchen des Alciphron anreihen."

Bei Lesung dieser beiden Briefe wird man unwillkürlich an Göthe's Briefwechsel mit Zelter erinnert; auch Göthe weiß den guten Zelter recht viel damit zu beschäftigen, ihm gute Märkerrüben zu schicken, da er in Berlin wohnend, wohl recht schmackhafte auftreiben könne; Göthe's Briefe sind vielleicht weniger witzig, als die des vergessenen Gregor. Eben des Witzes und der vielen feinen Anspielungen wegen wagte es Erasmus nicht, Gregor's Werke in's Lateinische zu übersetzen.

Wie zart die Väter in den Ausdrücken der Freundschaftsgefühle waren, davon zeugt ein Briefchen von Basilius an Olympius.

Freundschaftlicher Gruß.

„Wie jegliches von den übrigen Dingen zu seiner Zeit hervor=

gebracht wird, im Frühlinge nämlich die Blumen, im Sommer die Aehren, im Herbste das Obst; so sind des Winters Früchte die Gespräche."

Man dürfte wohl dieses Briefchen besser einen Freundschaftskuß nennen.

Wer Gregor's Größe der Seele bewundern will, lese sein Schreiben an Nectarius, Erzbischof von Constantinopel. Durch Intriguen und Neckereien fand sich nämlich Gregorius veranlaßt, den erzbischöflichen Sitz zu verlassen und in die Stille des Landlebens sich zurückzuziehen. Um einen Beweis zu geben, wie wenig es ihn schmerze, nicht mehr Bischof zu sein, und daß er auf seinen Nachfolger deshalb auch gar keinen Groll habe, schreibt er ihm folgenden Brief, in welchem er ihn um eine Gefälligkeit bittet.

Gregorius an Nectarius.

„Ich befinde mich ziemlich wohl. Lebe ruhig ohne Zwist und Krieg, und ziehe den Lohn eines gefahrlosen Stilllebens dem tumultuarischen Treiben weit vor. Eben diese Ruhe gewährte uns auch einen anderen Vortheil, wir haben uns nämlich durch Gottes Güte von unserer Krankheit ein wenig erholt. — Schreite nur du glücklich einher und regiere gut, um mich der Worte David's zu bedienen; möge Gott dein Priesterthum, mit dem er dich geschmückt hat, segnen, und es erheben über alles böse Gerede, über alle Neckereien. Damit wir aber auch einen Beweis gegenseitigen Zutrauens uns geben, und nicht, während wir mit Göttlichem beschäftigt sind, von menschlicher Leidenschaft uns fesseln lassen, so bringe ich folgende Bitte vor, die du bereitwillig gewähren mögest. Gar viele Gründe legen mir die Pflicht auf, für Pancratius so viel als möglich zu sorgen. Daher bitte ich dich, daß du ihn herzlich aufnehmest, und deinen besten Freunden empfehlest, damit er sein Ziel erreiche. Er will nämlich durch eine Art Rang im Militär von andern Aemtern frei werden; da es keinen Stand gibt, der nicht den Kränkungen böser Menschen ausgesetzt ist, wie du selbst von dir weißt."

Ein ähnliches Beispiel erhabener Resignation möchte sich nicht sobald aus den Classikern herausfinden lassen.

Wie sehr aber auch jene irren, welche glauben, es ginge so leicht, die Classiker aus den Schulen zu bannen, und statt ihrer die Väter als Lectüre einzuführen, mag jedem leicht einzusehen sein, der nur ein wenig in den Vätern herumgeblättert hat; er wird gewiß die Bemerkung gemacht haben, daß ohne vorläufige classische Lectüre das Verständniß der Väter durchaus verschlossen bleibt. Wir geben nur einige Beispiele; zwei nämlich aus Gregor, eines aus Hieronymus.

Gregorius an Keleusius.

„Da du mir mein Stillschweigen als Unart deutest, du lieber und feiner Mann, so will ich dir denn eine recht artige Fabel dichten, um zu sehen, ob ich denn nicht auf diese Weise deiner Geschwätzigkeit ein Ende machen könnte. Einst schmähten die Schwalben auf die Schwäne, daß sie weder unter den Menschen leben, noch ihre Kunst öffentlich zur Schau tragen wollten, sondern nur auf Wiesen und an Flüssen sängen und die Einöde liebten, und nicht blos wenig sängen, sondern auch das, was sie sängen, nur für sich allein singen, gerade als ob sie sich der schönen Kunst schämten. — Uns gehören die Städte, die Menschen und ihre Wohnungen; den Menschen schwätzen wir vor, erzählen ihnen unsere Schicksalserlebnisse, jene alte Geschichte nämlich von Pandion, Athen, Tereus; von Thracien, der Reise, der Verwandtschaft, von der Schändung; von dem Ausschneiden der Zunge, dem Briefe und vor allem von Itys, und endlich, wie wir aus Menschen Vögel geworden. — Da den Schwänen diese Geschwätzigkeit zuwider war, wollten sie dieselben gar keiner Antwort würdigen; endlich aber sprachen sie Folgendes: Von uns aus mag Jedermann sich in die Einöde begeben, um unsere Musik zu hören, wenn wir dem Säuseln des Zephyrs unsere Fittige entgegenhalten, damit er uns Liebliches und Harmonisches zuhauche. Wenn wir auch nicht immer und nicht unter Vielen singen, so ist doch das schön an uns, daß wir Maß im Singen halten, und unsere Musik nicht dem Toben und Geräusche des Marktes Preis geben. Euer Aufenthalt in den Häusern ist den Menschen unangenehm, und lästig ist ihnen euer Gesang, und zwar mit Fug und Recht; denn ihr könnt nicht einmal mit ausge-

schnittener Zunge schweigen, und seid selbst bei der Trauer über eure verlorne Stimme geschwätziger als jeder andere Vogel, der doch die Gabe einer guten Stimme und eines melodischen Gesanges besitzt."

„Verstehe, was ich sage, spricht Pindar."

Gregorius an Philagrius.

„Es freuet mich, liebster Philagrius, daß du dich in deinem Unglücke wie ein Philosoph benimmst, und vielen ein Muster der Geduld im Leiden bist; so wie du während deiner Gesundheit deinen Körper nur der Tugend widmetest, so weißt du auch in der Krankheit einen herrlichen Gebrauch von demselben zu machen, und bist in deiner Muße nicht müssig, wenn ich mich dieses Ausdruckes bedienen darf. Du philosophirst nämlich und gewährst uns das edle Schauspiel eines Ringkampfes der Seele mit dem Körper, welches Ausdruckes, wie man sagt, sich einst Diogenes bediente, als er schwer am Fieber daniederlag und muthvoll seine Schmerzen ertrug. So ziemte es meinem Philagrius, nämlich nicht weichlich zu sein, dem Schmerze nicht zu unterliegen, sondern den Körper, diese Erdscholle, zu mißachten und ihn, der nach dem Gesetze der Natur ohnehin früher oder später zerfallen wird, jene Leiden dulden zu lassen, die die Natur mit sich bringt; dir ziemt es, deine Seele empor zu richten, und in der Idee mit Gott dich zu vereinigen, und das wohl zu beherzigen, daß es sonderbar und entehrend wäre, wenn wir außer der Gefahr Philosophen wären, bei eintretenden Leiden aber von Philosophie nichts an uns hätten und nichts von dem leisten, womit wir sonst groß thun. Du kennst zwar beide Gattungen Philosophie, sowohl die unserige (christliche), als die profane, da du ein Mann bist, der sich in beiden tüchtig umsah und auch andern ein Lehrer ward; gegen menschliche Hinfälligkeit hast du dir aus allem eine Arznei gesammelt."

„Doch du willst, daß ich mit dir ein wenig philosophire. Die kleinliche Ansicht des Aristoteles (lib. 1. Ethic. Nicom.) lobe ich mir durchaus nicht, welcher in seiner Definition der Glückseligkeit bis zu einem gewissen Puncte ganz Recht hat, indem er nämlich behauptet, die Glückseligkeit bestehe in der Thätigkeit der Seele in Absicht auf

Tugenderwerb; er fügt noch hinzu, in einem nicht getrübten Leben; auch das lasse ich noch als weise gelten, weil der Mensch eben von Natur aus schon oft den Stößen des Schicksals erliegt; das aber finde ich kleinlich an ihm, ja sogar niedrig, daß er zur Glückseligkeit noch äußern Ueberfluß verlangt; so daß einem Armen, einem Kranken, einem Plebejer oder Verbannten die Thür zur Glückseligkeit versperrt bliebe. Da lobe ich mir die Seelengröße der Stoiker, welche behaupten, äußere Dinge seien kein Hinderniß der Glückseligkeit, sondern ein Biedermann sei glücklich, wenn er auch im Stier des Phalaris verbrenne. Daher bewundere ich nicht nur jene, welche bei uns (in der christlichen Kirche) für die Tugend den Gefahren sich Preis gaben und alle Martern muthig ertrugen; sondern auch heidnische Männer, welche jenen ähnlich waren; z. B. den Anararchus, Epictet, Socrates, um nicht noch andere aufzuzählen. Als nämlich dem Ersten auf Befehl des Tyrannen die Hände in einem Mörser zerstoßen wurden, so befahl er selbst den Henkern, den Schlauch des Anararchus nur tüchtig zu zermalmen. Was meinte er damit? Seinen Leib; da Anararchus, nämlich seine Seele, nicht zermalmt werden könne. Als dem andern das Bein verrenkt und gebrochen wurde, so philosophirte er, als ob das Bein einem anderen zugehörte, und es schien, daß das Bein eher brach, als es der Philosoph bemerkte. Als Socrates von den Athenern zum Tode verurtheilt worden war, und schon im Kerker saß, so sprach er, wie du weißt, die ganze Zeit von seinem Leibe wie von einer andern Gattung Kerker, und weigerte sich zu entfliehen, ungeachtet er es konnte. Als aber der Giftbecher herbeigebracht worden war, da erfaßte er ihn sehr bereitwillig, nicht als ob er ihn zum Tode nähme, sondern als ob er seine Freunde zu einem Gelage einlüde. Gerne würde ich auch unseren Hiob beifügen, wüßte ich nicht, daß du mit Hilfe Gottes von seinen Schmerzen und Leiden frei bist und frei bleiben wirst. Hältst du dir solche Beispiele öfters vor, o herrlicher und lieber Freund, und heilst du dich in dieser Weise, so wirst du bald Linderung finden; uns aber deinen Freunden und Lobpreisern wirst du recht viele Freude dadurch machen, wenn du dich von deinen Leiden nicht niederbeugen lassest,

noch auch, wie David sagt, von der Ruhe der Sünder, deren Lebensstrom sanft und ungetrübt hinunterrollt, Schaden erleidest, sondern wenn du täglich besser und reiner wirst und deine Krankheit als einen Vorwurf zur Tugendübung betrachtest."

So wollen wir denn noch den Brief des heil. Hieronymus anführen, um auch an ihm zu zeigen, daß, wer das classische Alterthum nicht kennt, auch die Kirchenväter nicht versteht. Hieronymus führt viele Beispiele aus den classischen Schriften an, um seine Freunde zum eifrigen Studium der heiligen Schriften anzuspornen.

„Wir lesen," so schreibt er in einem Briefe an Paulinus, „daß Einige ferne Länder und Völker besucht, und Meere durchschifft haben, um jene, welche sie aus Büchern kannten, persönlich kennen zu lernen. So besuchte Pythagoras die Priester zu Memphis; Plato reiste nach Egypten, nach Tarent zum Architas, und in jene Küste Italiens, welche einstens Großgriechenland hieß. Unter vielen Beschwerden und traurigen Erlebnissen reiste der Mann, der zu Athen Lehrer war, in Ansehen stand, und von dessen Weisheitssprüchen die Hallen der Akademie wiedertönten; er wurde ein Wanderer, ein Schüler; er zog es vor, in aller Demuth von andern zu lernen, als unverschämt seine Lehren andern aufzudringen. Während er so auf dem ganzen Erdenkreis herumirrt und Kenntnisse einsammelt, wird er von den Seeräubern gefangen und als Sclave verkauft. Als Philosoph aber stand er erhaben über dem, der ihn gekauft."

„Man liest ferner, daß zum Livius, dessen Schreibart wie Milch fließt, von den äußersten Gränzen vornehme Spanier und Gallier gekommen seien, um ihn zu sehen; auf diese übte der Ruf eines einzigen Mannes eine Anziehungskraft aus, wie sie die Herrlichkeit Roms auszuüben nicht im Stande war. Apollonius, den der Pöbel für einen Magier hält, die Pythagoräer aber einen Philosophen nennen, reiste nach Persien, stieg über den Kaukasus; besuchte Albanien, Scythien, das Land der Massageten, die reichsten Königreiche Indiens und kam zuletzt, nachdem er über den Fluß Ganges gesetzt, zu den Brahmanen, um den Hiarchas zu hören, der auf einem goldenen Throne saß, umgeben von wenigen Schülern aus der Quelle

des Tantulus trank, und über das Kreisen der Gestirne und den Lauf der Jahreszeiten Vorträge hielt. Von da reiste er durch das Land der Elamiten, Babylonier, Chaldäer, Meder, Assyrier, Parther, Syrer, Phönicier, Araber, Palästiner; kehrte nach Alexandrien zurück, begab sich dann nach Aethiopien, um die Gymnosophisten und den weltberühmten Sonnentisch in der Wüste zu sehen. Der Mann fand überall Stoff für seine Wißbegierde, so daß er immer vorwärtsschreitend, an sittlicher Würde von Tag zu Tag zunahm. Ueber ihn hat ausführlich Philostratus in acht Büchern geschrieben."

Wie freimüthig die Väter waren, davon sei ein Brief des heil. Basilius an Kaiser Julian ein Beleg; er ist eine Antwort auf einen hochtrabenden, aber lächerlichen Brief dieses Kaisers, in welchem er dem Bischofe vorwirft, daß er zu wenig Achtung vor der kaiserlichen Würde habe, und ihm befiehlt, tausend Pfund Gold für ihn in Bereitschaft zu halten, wenn er bei Cäsarea vorüberziehe.

Basilius an Kaiser Julian.

„Klein sind die Großthaten deines gegenwärtigen Glückes und schlecht die Heldenthaten, die du gegen uns oder vielmehr nicht gegen uns, sondern gegen dich selbst verübt hast. Denn Entsetzen ergreift mich, wenn ich gedenke, daß du mit Purpur bekleidet bist, und daß dein Haupt mit einer Krone geschmückt ist, wodurch deiner Regierung ohne Frömmigkeit nicht Ehre, sondern Schande zu Theil wird. Du hast dich erhoben und bist überaus groß geworden, weil dir die bösen Geister, welche die Tugend hassen, hiezu behilflich waren. Du hast angefangen nicht nur stolzer zu sein, als es für die menschliche Natur in jeder Beziehung sich geziemt, sondern selbst gegen Gott dich zu erheben und die Kirche, die Mutter und Ernährerin Aller, dadurch zu mißhandeln, daß du mir, dem ärmsten Manne, die Weisung gabst, dir tausend Pfund Gold zu schicken. Die Menge des Goldes hat mich nicht erschreckt, obwohl sie sehr groß ist, aber sie hat mir, weil du mit größter Schnelligkeit einem so tiefen Verderben zueilst, bittere Thränen verursacht. Denn ich bedachte bei mir selbst, wie ich und du die heiligen und schönen Wissenschaften mit einander gelernt. Wir beide durchgingen die heiligen und von

Gott eingegebenen Schriften und damals entging deiner Achtsamkeit nichts. Jetzt aber bist du, von großem Stolze umlagert, von der Ordnung abgewichen. Du hast erst unlängst erfahren, Durchlauchtigster, daß wir mit der Unersättlichkeit an Geld nichts zu thun haben; und doch hast du jetzt von uns verlangt, wir sollen dir tausend Pfund Gold schicken. Verschone uns also, Durchlauchtigster, die wir nur so viel besitzen, daß es für uns, wenn wir heute essen wollen, nicht hinreichen wird. Denn bei uns hat, wie natürlich, die Kunst der Köche nichts zu thun und ihr Messer hat bei uns nichts mit Blut zu schaffen. Unsere besten Speisen, woran wir Ueberfluß haben, sind Blätter von Kräutern mit sehr rauhem Brote und saurem Weine, so daß unsere Sinne nicht betäubt werden, und daß wir nicht durch Schlemmerei in Thorheit gerathen."

Damit sich der Leser überzeuge, daß die Kirchenväter nicht auf's Gerathewohl so schrieben, wie sie schrieben, sondern mit Bewußtsein von der Kunst des Vortrages ihre Reden, Briefe und Gedichte verfaßten, legen wir ihm zwei Briefe von Gregor von Nazianz vor, in denen dieser Vater mit einer plinianischen Genauigkeit über den Briefstil handelt.

Gregor an Nikobulos.

„Du verlangst von mir eine Abhandlung über den Briefstil. — Von jenen, die Briefe schreiben, schreiben die einen zu lange, die andern zu kurze, als recht ist; beide verfehlen die rechte Mitte, wie jene, welche das Ziel nicht treffen; ihr Pfeil fällt entweder vor oder hinter dem Ziele nieder. Sie treffen nicht, das ist gleich viel. Der Maßstab für einen Brief ist der Zweck, zu dem er geschrieben wird; man soll keine längeren schreiben, als es gerade der Inhalt erfordert; aber auch nicht zu nüchtern sein, wo viel zu schreiben ist. So denke ich von der Länge und Kürze eines Briefes. Was die Deutlichkeit im Ausdrucke betrifft, so vermeide man die allzu strenge logische Darstellungsweise und neige sich lieber zur nachlässigen Geschwätzigkeit; um es kurz zu sagen, ist jener der schönste und beste Brief, den der Gelehrte und Ungelehrte versteht; und dessen Inhalt ohne viele Mühe aufgefaßt wird; denn einen Brief wie ein Räthsel zu lösen, ist

lästig und unangenehm. Die dritte Eigenschaft der Briefe ist die Anmuth. Diese entsteht, wenn wir uns einer flüßigen, lieblichen und nicht unzierlichen Schreibart befleißigen; denn eben sie ist es, die bewirkt, daß man die Briefe gern und ohne Widerwillen liest. Es fehle daher nicht an Kraftsprüchen, Sprichwörtern, nicht an Scherz, Witzreden und feinen Anspielungen, wodurch die Rede einen sanften Schmelz bekommt. Doch darf auch kein Mißbrauch gemacht werden; man muß sich ihrer bedienen, wie der Blumen auf Teppichen. Auch Redefiguren darf man anbringen, aber selten und nicht im Uebermaße; Klang- und Reimsätze überlassen wir den Sophisten; machen wir aber von ihnen Gebrauch, so geschehe dies mehr im Scherze, als im Ernste. Die schönste Eigenschaft einer Rede ist die, welche mir einst ein weiser Mann durch ein Gleichniß andeutete. Als die Vögel einstens sich einen König wählten, und alle, um gewählt zu werden, gar sehr sich schmückten, so war der Adler der schönste unter ihnen eben dadurch, daß er glaubte, es nicht zu sein. Eben dieses Ungeschminkte muß man auch in den Briefen beobachten, und nach Kräften der Natur nahe bleiben. Dieses schreiben wir dir über den Briefstil in einem Briefe; wir geben uns wohl weniger mit solchen Dingen ab, da uns Höheres obliegt; das Fehlende wirst du durch eigene Bemühung nachholen, da du gelehrig bist, auch werden dir berühmte Männer darüber Unterricht ertheilen."

Gregor an Denselben.

„Lakonisch schreiben heißt nicht, wie du glaubst, wenige Zeilen schreiben, sondern über viele Gegenstände sich kurz fassen; diesem zu Folge ist Homer äußerst kurz, Antimachus aber weitschweifig. Wie so? weil ich die Länge des Schreibens nicht nach den Buchstaben, sondern nach dem Inhalte bemesse."

Die Werke des Antimachus sind verloren gegangen; die Kirchenväter lasen vieles, was wir nicht kennen; daher mag es auch kommen, warum Gregorius hie und da in seinen Briefen, wegen häufiger Anspielungen und Hinweisungen auf classische Werke, schwer zu verstehen ist, und öfter auch dunkel wird. Daß des Kirchenvaters Urtheil über Antimachus richtig ist, ersehen wir aus des großen

Kunstrichters Quintilian Worten über diesen Dichter: „In Antimacho vis et gravitas et minime vulgare eloquendi genus habet laudem. Sed quamvis ei secundas fere Grammaticorum consensus deferat; et affectibus, et jucunditate, et dispositione et omnino arte deficitur, ut plane manifesto appareat, quanto sit aliud proximum esse, aliud secundum." Aus Quintilian schrieb Gregor nicht ab; denn er verstand, wie er selbst sagt, die lateinische Sprache nicht.

Wir hoffen dem Leser gewiß eine herzliche Freude mit zwei Briefchen des Basilius zu machen, die wir den obigen des Gregor noch beifügen wollen. In dem ersten ermahnt er seinen Schreiber, die Buchstaben und Schriftzeichen genau zu schreiben, und auf die Interpunctionen Acht zu geben; in dem zweiten gibt er mehrere Vorschriften, in gerader Richtung zu schreiben.

Basilius an seinen Schreiber.

„Die Reden haben von Natur Flügel; daher bedürfen sie gewisser Zeichen, damit der Schreibende ihre Schnelligkeit, wenn sie fliegen, erreiche. Du also, o Junge, mache die Schriftzeichen vollkommen und interpungire die Stellen regelmäßig. Denn durch einen kleinen Fehler ist schon oft Unrichtigkeit in einen großen Theil der Rede gebracht worden; durch den Fleiß des Schreibers aber wird die Richtigkeit des Gesagten aufrecht erhalten."

Basilius an einen Abschreiber.

„Schreibe Gerades und mache die Zeilen gerade. Deine Hand fahre nicht in die Höhe und sinke nicht in die Tiefe. Zwinge auch deine Feder nicht, daß sie schräge, wie der Krebs beim Aesopus, einhergehe; sondern gehe gerade und richte deine Schritte nach der Richtschnur der Zimmerleute, welche überall die Gleichheit beobachtet und alle Ungleichheit entfernt. Denn das Ungerade ist unschicklich, das Gerade aber angenehm für das Auge, weil es die Augen der Leser nicht auf- und niederblicken läßt, wie die Brunnenschwengel; denn so ungefähr ging es mir, als ich deine Schrift las. Denn da die Zeilen wie die Stufen einer Leiter dastehen, mußte ich, wann ich von der einen zu der andern übergehen wollte, zu dem Ende der vorher-

gehenden hinaufblicken. Da nun nirgends die gehörige Aufeinanderfolge sich zeigte, mußte ich schnell wieder zurückgehen und die Ordnung aufsuchen, indem ich mich an die Zeile hielt, wie Theseus der Sage nach an den Faden der Ariadne. Schreibe also gerade und führe den Verstand durch den schrägen und schiefen Gang deiner Schrift nicht irre."

Basilius an Phalerius.

„Die Flußfische haben mir recht gut geschmeckt und ich habe an ihnen für die Flucht Rache genommen, die sie unter der Eisdecke ergriffen, um mir zu entwischen. Dein Schreiben schätze ich jedoch höher, als die Fische. Mögest du daher lieber schreiben, als schicken! Sollte es dir aber lieber sein zu schweigen, so unterlaß es doch wenigstens nicht, für uns zu beten."

Von der Darstellungsgabe des heil. Chrysostomus wollen wir dem Leser einige Proben vorlegen. Vor allem beginnen wir mit der Unterredung, die er mit seiner Mutter hält, in welcher sie ihn zu bereden sucht, seinen Entschluß fahren zu lassen, mit Basilius in die Einöde zu ziehen, um da gemeinschaftlich zu wohnen, wie sie es verabredet hatten. Diese Rede der Mutter an ihren Sohn steht im Anfange des Werkes des heil. Chrysostomus, welches den Titel führt: Ueber das Priesterthum.

„Daß ich aber," so spricht Chrysostomus, „meinem Basilius dies nicht zu Gefallen thun konnte, oder, wie ich besser sagen sollte, daß ich von ihm nicht diese Wohlthat des Zusammenlebens erlangen konnte, daran hinderte mich das stete liebreiche Zureden meiner Mutter. Denn kaum hatte sie bemerkt, daß ich diesen Entschluß gefaßt hatte, so nahm sie mich bei meiner Rechten, führte mich in ihr besonderes Wohngemach, ließ mich neben dem Bette, in welchem sie mich gebar, niedersetzen, vergoß einen Strom von Thränen, stieß aber noch kläglichere Worte, als die Thränen waren, aus, indem sie mich schluchzend folgender Maßen anredete: Mein Sohn, sprach sie, nicht lange Zeit war es mir gegönnt, denn Gott wollte es so, der Vorzüge deines Vaters zu genießen. Denn kaum, daß ich dich mit Schmerzen zur Welt gebracht, starb dein Vater und ließ dich zurück

als Waise, mich als Witwe, gar frühzeitig; dazu kamen dann die Leiden des Witwenstandes, die nur denen bekannt sind, die sie erlebt haben. Keine Redegabe ist im Stande jene furchtbaren Stürme zu schildern, denen eine junge Frau ausgesetzt ist, wenn sie so eben aus dem Vaterhause fortgeschickt, und unkundig des Geschäftslebens von plötzlicher Todestrauer niedergebeugt wird und einem Kummer anheimfällt, dem das Jugendalter und das zarte Geschlecht erliegen. Da soll man die Faulheit der Diener züchtigen, gegen ihre Schlechtigkeit auf der Lauer sein, sich gegen die Hinterlist der Verwandten schützen, die Plackereien der Beamten und die unsägliche Rohheit derjenigen ertragen, welche die Steuern einfordern. Hinterläßt der sterbende Vater eine Tochter, so verursacht sie allerdings der Mutter viel Sorge und Kummer; doch braucht es dabei weniger Aufwand, weniger Furcht. Aber ein Sohn bringt tausend Sorgen und Schmerzen; dabei übergehe ich noch die bedeutenden Auslagen an Geld, die ein Sohn einer Mutter verursacht, wenn sie ihm eine bessere und edlere Erziehung geben will. All dies Ungemach aber konnte mich nicht bestimmen, entweder als Gattin in das Haus eines zweiten Gatten zu übersiedeln, oder in deines Vaters Haus einen Bräutigam einzuführen; ich harrte aus in Sturm und Ungewitter, und entzog mich nicht dem eisernen Drucke des Witwenstandes; für's erste verließ mich der Schutz des Obern nicht, und dann war es mir in meinen Drangsalen kein kleiner Trost, daß ich häufig dein Antlitz ansehen konnte, und an dir, der du ihm ganz gleichst, das lebende Bild des Verstorbenen vor mir hatte. Da du noch ein kleines Kind warst und kaum lallen konntest, in welcher Zeit die Kleinen ihre Eltern viel ergötzen, gewährtest du mir unendlichen Trost. Auch wirst du mir nicht zum Vorwurfe machen können, daß ich dir, ungeachtet der Drangsale des Witwenstandes, dein väterliches Vermögen vermindert habe, was, wie ich wohl weiß, vielen Waisen begegnete; ich habe selbes dir unversehrt erhalten, obgleich ich keinen Aufwand scheute, der nothwendig war, dir eine freisinnige Erziehung zu geben; ich bestritt ihn aus meinem Vermögen, aus meinen Geldern, die ich aus dem väterlichen Hause mitbrachte. Glaube aber ja nicht, daß ich dieses dir zum Vorwurfe mache; nein;

ich fordere von dir für dieses Alles nur Eine Gefälligkeit: Stürze mich nicht abermals in einen Witwenstand und wecke nicht auf die schon schlummernde Trauer; warte auf meine Todesstunde doch; denn ich werde vielleicht in kurzer Zeit von hier scheiden müssen. Jünglinge können immer die Hoffnung hegen, ein hohes Alter zu erreichen; wir aber, die wir schon alt sind, dürfen keines andern Gutes mehr gewärtig sein, als des Todes. Hast du mich einmal in's Grab hinuntergesenkt und der Asche deines Vaters beigemischt, dann magst du weite Reisen unternehmen und jegliches Meer durchschiffen; Niemand wird dann dich hindern. So lange ich aber athme, verschmähe es nicht bei mir zu leben, frevle auch nicht gegen Gott, dadurch, daß du mich, ungeachtet ich dir in keiner Weise Böses that, zahllosen Mühseligkeiten Preis gibst. Kannst du dich beklagen, daß ich dich in weltliche Geschäfte verstricke, und dich zwinge, dein Vermögen selbst zu verwalten, dann achte nicht die Gesetze der Natur, meine Sorge für deine Erziehung, unser gemeinschaftliches Zusammenleben und alles andere, sondern fliehe mich als deine Feindin, deine Betrügerin; wenn ich aber alles that, um dir Muße zu verschaffen, nach deiner Ansicht zu leben, so soll, wenn schon nichts anderes, doch wenigstens dies das einzige Band sein, das dich an mich feßle. Wenn du auch sagst, es lieben dich tausend andere noch, so wird dir doch Niemand eine so freie Muße gewähren, da Niemand ist, dem dein guter Ruf so sehr am Herzen liegt, als mir. — Dies und anderes sprach meine Mutter."

Wer die unendliche Schönheit dieser rührenden Worte nicht fühlt und Chrysostomus nicht als einen Meister in der Darstellung laut bewundert, dem wünschen wir eine so edle und hohe Mutter, als Erzieherin, wie die des Chrysostomus war. Johannes v. Müller war, wie der Leser weiß, von dieser Stelle innig bewegt und entzückt; sie allein hätte unserem heiligen Vater den Namen „Goldmund" zu Stande bringen können.

Eudoria, die Gemalin des Kaisers Arcadius, nahm einer armen Witwe ihr einziges Besitzthum, einen Weingarten; sie wurde von Chrysostomus, nach der damals noch gebräuchlichen strengen

Kirchenzucht, aus der Gemeinschaft der Gläubigen ausgeschlossen; als sie es aber dennoch wagte, die Kirche zu betreten, so hielt er folgende Strafrede an sie:

„Du bist hiehergekommen, Eudoria, du Ungeheuer an Geiz und Grausamkeit; nun so wende deine Ohren, welche durch die Seufzer der Unterdrückten, durch das Geheul der Waisen und die Trauerklagen der Witwen verhärtet sind, wende sie der eisernen Rede des Chrysostomus zu! — Wenn du diese Rede über die Maßen hart findest, so schreibe dieses nicht etwa meinem Zorne, der meinem Charakter fremd ist, sondern deiner unglaublichen, bisher unerhörten Unmenschlichkeit, deiner Härte, deinen schmutzigen Handlungen zu. Denn ich bin so beschaffen, daß ich lieber meine Redekunst verwenden möchte, um Tugenden zu preisen, als damit gegen Verbrechen zu eifern. — — Ich kann es keineswegs unterlassen, dir dein Verbrechen öffentlich vorzuhalten."

„Ich weiß wohl, daß man bei großen Fürsten, diesen strahlenden Gestirnen der Erde, einige Fehler und Mängel übersehen und mit Stillschweigen übergehen soll, weil sie durch die Größe ihres irdischen Glückes getäuscht, meinen, es sei ihnen ein wenig mehr als andern erlaubt, und weil sie ihre geringen Fehler durch eine Fülle guter Thaten auszugleichen suchen, aber deine Verbrechen bei dem höchsten Mangel an jeder Tugend, sind so groß und so grauenhaft, daß sie nicht mit Stillschweigen übergangen werden können." (Hier folgt in grellen, aber wahren Zügen die Aufzählung der Verbrechen, die wir übergehen.) „Würde ich eine solche Unterdrückung der Armen, eine solche Härte des Herzens durch mein Schweigen billigen, so müßte ich mich nicht für den Patriarchen von Constantinopel, nicht für das Haupt der orientalischen Kirche, sondern für einen stummen Hund und für einen aus Sorglosigkeit und Feigheit zusammengesetzten leibeigenen Knecht halten. — Siehst du nicht jenes Weib vor dem Vorhofe der Kirche sitzen? in schmutziger Kleidung, mit traurigem Gesichte? Thränen fließen über ihr Angesicht, Schluchzen unterbricht ihre Worte; die rechte Hand hat sie zur Faust geballt und schlägt damit ihre Brust; sie ist dem Verschmachten nahe von allzu großem Schmerze. — Siehst

du die Kinder an Kräften erschöpft; die armen Kleinen, die im Begriffe sind dem bitteren Hunger als Schlachtopfer zu fallen? siehst du wie sie sich an beide Seiten der Mutter anklammern? — Hörst du, wie sie wimmern? — Siehst du, wie sie ihre Händlein umsonst ausstrecken? wie sie die Unglückliche, selbst der Hilfe Bedürftige, um Hilfe anflehen? — Dieses Weib weint wegen deiner Habsucht, diese armen Kleinen werden deiner Begierlichkeit geschlachtet. — Das ist, wenn du es etwa nicht weißt, jene arme Witwe, deren einzigen Weinberg, den ganzen Vermögensüberrest des herabgekommenen Hauses, du neulich auf die ruchloseste Weise weggenommen, und dadurch sie mit ihren Kindern, welche das Süßeste sind, was die Natur ertheilt, dem Verhungern nahe gebracht hast. — Das ist jene, deren Wehgeschrei die Stadt in Bestürzung versetzte, jeden rechtlich Gesinnten zum Mitleiden bewog, und in die Tiefe meiner Seele gedrungen ist. — Sie ist es, auf deren ängstliche Seufzer die Donner der Kirche zu brüllen, das Wetterleuchten zu schimmern, die Blitze hervorzubrechen begannen. Erwache endlich, Eudoria, erwache! schüttle den Todesschlaf von dir ab, und wenn noch etwas menschliches Gefühl in dir ist, so laß dich durch diese so harte Rede bewegen. Glaube mir, mächtig ist in jeder Hinsicht das Geschrei der Armen, und nichts nimmt eben so, wie ihr Rufen, den Himmel ein.“

„Betritt ja nicht die Kirche! wenn du es thust, so werde ich deine Gegenwart nicht dulden; das Volk wird fliehen; die heiligen Gefäße selbst werden, wahrhaft bei dem Gotte der Treue! erzittern und fürchten, daß sie von dir gesehen, auf gotteslästerliche Weise geraubt werden! Hebe dich also hinweg von hier, und befreie uns von deinem schändlichen Anblicke.“

„Was ist's, was wüthest du? warum bist du erzürnt? was schüttelst du so drohend das Haupt? Glaubst du mich durch deine Basiliskenblicke zu schrecken, durch dein hochmüthiges Stampfen mit dem Fuße von meiner Meinung abwendig machen zu können? — Ich bin ein Johannes, ich fürchte keine Herodias. Geh hin! meinetwegen magst du deinen Mann trunken machen und von ihm begehren, daß dir mein Haupt auf einer Schüssel überreicht werde. —

Du wirst dann erfahren, daß ich eben so viel Muth habe, Hartes zu ertragen, als dich der Gottlosigkeit anzuklagen."

Wir glauben nicht, daß wir unserm Leser die ästhetischen Schönheiten dieser Rede erst deuten sollten; sie liegen zu offen da. Jedes Wort des Johannes von Müller, welches er über die Werke des Chrysostomus aussprach, ist tief gefühlt und wahr.

Johannes Chrysostomus starb unter der Mißhandlung der Schergen auf dem Wege zu seinem Verbannungsorte.

Wie edel hingegen benahm sich nicht unsere große Kaiserin Maria Theresia gegen den frei und offen sprechenden Priester? Wir können es nicht unterlassen, den schönen Charakterzug der Kaiserin dem Leser ausführlicher zu schildern.

Maria Theresia, die Mutter ihres Volkes, führte, als sie den Thron ihres Vaters bestieg, den Gebrauch ein, dreimal in jeder Woche öffentlich Gehör zu geben, wobei Jeder, ohne Unterschied des Ranges und Standes, seine Wünsche an das Herz der Landesmutter legen durfte. Einigen mißfiel dieser Gebrauch. Sie benutzten jede Veranlassung, der Kaiserin zu Gemüth zu führen, daß sie durch ihre Güte unbescheidene Klagen hervorrufe; daß sie ihre Minister bloßstelle; endlich, daß die langen, oft mühevollen Sitzungen ihrer kostbaren Gesundheit schaden könnten.

Diese Vorstellungen, bei den mannigfaltigsten Gelegenheiten und in den verschiedensten Formen wiederholt, fanden endlich Gehör. Das Gemach der Kaiserin wurde dem Volke verschlossen; die öffentlichen Sitzungen hörten auf. Da übernahm der Prediger der Kaiserin das bedenkliche Geschäft, ihr die allgemeine Trauer zu enthüllen. Indem er von den Pflichten der Fürsten sprach, sagte er: „Wie können die Großen die Leiden ihrer Völker erfahren, wenn sie sich hinter undurchdringlichen Mauern vor allen Augen verborgen halten? O ihr Könige, seid Väter der Armen, der Witwen und Waisen! Höret ihre Klagen, helft ihnen, oder legt eure Kronen nieder, die ihr zu tragen nicht werth seid, wenn ihr jene Pflicht nicht erfüllet."

Diese Worte, mit fester Stimme ausgesprochen, machten auf den versammelten Hof die verschiedensten Eindrücke. Die Rathgeber

der Kaiserin ergrimmten; sie selbst aber vergoß heiße Thränen. Der alte Gebrauch wurde wieder hergestellt, und als sich Einige herausnahmen, den redlichen Priester zu tadeln, sagte sie: „Laßt ihn in Ruhe. Er hat seine Pflicht gethan; ich werde die meinige thun.“

Die große Frau hat keinen Tacitus noch Plinius. „Bei dem Antritte ihrer Regierung,“ sagt Müller, „fehlten Geld und Soldaten, aber die große Frau wußte alles herbeizubringen; für sie alle Herzen, die theilnehmende Verehrung der ganzen Welt; der Thron mit Majestät umgeben, diese durch Güte mit Würde zugleich gemildert und erhöht; also der Anfang der größten Regierung, wo nach Länderverlust und mancher verlornen Schlacht Oesterreich durch der Herrscherin Weisheit blühender und mächtiger, als je unter den alten Habsburgern ward. Und wo ist von dieser Weisheit ein Buch zur Lehre der Enkel? — Wir wollen bei aller Gelegenheit in unsern Büchern den Glanz dieses vorleuchtenden Gestirnes durch die Nebel hervorbrechen lassen, womit kleinliche Eifersucht und nachmalige Schwäche denselben umzogen haben.“

Da wir unsern Müller schon so viel zu Gunsten der Religion reden gehört, so werden wir ihn auch einmal zu Gunsten Oesterreichs sprechend vernehmen; kein Patriot wird diese wenigen Zeilen als ein Allotrion ansehen.

„Oesterreich wie Rom ist im Verborgenen aufgewachsen; ein wohlgeborner Jüngling wird gleicher Gestalt von seinen künftigen Knechten erhöht. — Die Politik von Oesterreich sei, zwischen der Tiber und Elbe vortrefflich zu regieren, alle diese Völker unter guten Gesetzen in gehörigen Freiheiten zu vereinigen und durch den Flor derselben andere zur Unterwerfung unter seine Macht zu bewegen; Türken, Preußen und Russen zurückzuhalten und der kleinen Nachbarn so viele als möglich durch Bündnisse oder Recht oder Waffen an sich zu ziehen.“

Als französischer Staatsbeamter in Dienste Jerome's sagte er, obwohl schon krank, beim Ausbruche des Krieges im Jahre 1809 folgende von großer Liebe zu Oesterreich zeugende Worte: „Eine

Schlacht thut es nicht; auch ist Wien die Monarchie nicht; ohne dreifache Schlachten für die Hauptstadt, für Böhmen, für Ungarn wird Oesterreich nicht fallen."

Pädagogisches aus Chrysostomus. Aus mehreren Homilien zusammengezogen:

„Gott will ernstlich die Erziehung der Kinder, darum hat er eine so große Liebe zu ihnen der menschlichen Natur eingepflanzt, um durch eine unwiderstehliche Gewalt die Eltern zur Sorge für ihre Kinder anzutreiben. Nur ihre rasende Leidenschaft für das Irdische ist die Ursache, wenn ihre Kinder verderben. Solche Väter halte ich für ärger, als Kindermörder. — Und das ist das Traurige, daß ihr ihnen auch das Schlechte durch schöne Namen verdeckt. Immer auf der Rennbahn sein, oder im Theater, das nennt ihr Ton der feinen Welt; Trachten nach Reichthum nennt ihr Streben nach Unabhängigkeit; Ehrgeiz, hohen Sinn; Uebermuth, Freimüthigkeit. — Ihr bietet Alles auf, damit prächtige Bildsäulen auf euren Häusern stehen und ihre Dächer mit Gold besetzt seien: aber daß die kostbarste Bildsäule, daß die Seele von Gold werde, daran möget ihr auch nicht einmal denken. — — Laßt uns die Kinder, sobald sie aus den Händen der Ammen kommen, nicht mit den Mährchen der alten Weiber auferziehen, sondern von den ersten Jahren an sie lehren, daß es ein göttliches Gericht gibt 2c. Eine Seele, welche von dem ersten Alter an solche Eindrücke empfängt, wird sich nicht leicht von der Gottesfurcht losmachen können. — — Das zarte Alter nimmt das, was es hört, leicht in sich auf, und es prägt sich den Gemüthern ein, wie das Siegel dem Wachse. Ihr Leben fängt auch in diesem Zeitpuncte zuerst an, zum Guten oder zum Schlechten sich hinzuwenden. Wenn man sie nun von der Thüre des Lebens an von dem Schlechten entfernt und auf den rechten Weg führt, so wird das Gute ihnen wie zur einwohnenden Beschaffenheit und zur Natur, und sie werden nicht leicht freiwillig zum Schlechten übergehen, vielmehr durch die Gewohnheit selbst zum Guten hingezogen. Es ist die Quelle vieles Schlechten, daß wir den Freien verderbte Sclaven zu Pädagogen geben. — Die meisten unserer Jünglinge überlassen sich

zügellos ihren wilden Begierden, ohne je etwas Ordentliches zu treiben. Daran sind die Väter Schuld, welche ihre Pferde mit großer Sorgfalt dressiren, ihre Söhne aber lange Zeit ungezügelt herumlaufen lassen; wie sie sich beflecken durch Unzucht, Würfelspiel und Besuchen der unsittlichen Schauspiele!"

„Halte es nicht für überflüssig, daß dein Sohn frühzeitig die heilige Schrift kennen lerne. Aus dieser wird er zuerst hören: Ehre deinen Vater und deine Mutter. Es geschieht also zu deinem eigenen Vortheil. Sage nicht, daß dies für Mönche gehöre. Nicht zu einem Mönche, aber zu einem Christen sollst du ihn machen. Besonders müssen die Weltlichen, besonders die Kinder mit den Lehren der heiligen Schrift recht bekannt gemacht werden, denn groß ist die Gewalt der vernunftwidrigen Neigungen in diesem Alter, und diese Gewalt wird noch durch die heidnischen Schriften verstärkt, wenn sie hören, wie die bewunderten Helden von den Leidenschaften beherrscht wurden. Es bedarf also eines Gegengiftes; denn es ist doch sonderbar, daß wir die Kinder zum Unterrichte in die Werkstätten der Künstler und in die Schulen schicken, und Alles dafür thun, sie aber nicht in der Zucht und Vermahnung zum Herrn auferziehen. Laßt uns doch unsern Kindern ein Vorbild des Lebens geben, indem wir sie von dem ersten Alter an mit dem Lesen der heiligen Schrift beschäftigen. Warum ahmt ihr nicht jenen Alten nach, besonders ihr Frauen? — — Jetzt lernen unsere Kinder satanische Lieder, wie die Köche und Tänzer; einen Psalm aber lernt keiner; das scheint ihnen sogar ein Schimpf zu sein, und sie spotten darüber. — Die Lehren der Bibel sind eine Quelle, welche die Seele bewässert. Besonders lehre den Knaben früh jene Psalmen voller Weisheit rc." — Als Se. Eminenz der hochwürdige Herr Cardinal Fürst-Erzbischof v. Schwarzenberg von der Diöcese Salzburg schied, erließ er einen Hirtenbrief, in welchem wir folgende Worte aus Chrysostomus lesen: „Es gibt keine erhabenere Kunst, als die Erziehungskunst. Maler und Bildhauer schaffen nur leblose Gebilde, aber ein weiser Erzieher stellt ein lebendiges Meisterstück hin, woran sich Gottes und der Menschen Auge erfreuet."

Ueber Erziehung und Grundprincipien zur Erziehung ist in keiner Zeit mehr geschrieben worden, als in der unserigen. Was von philosophischen Principien zu erwarten ist, davon wollen wir nur ein Beispiel anführen: Ein Philosoph des letzten Jahrhunderts behauptet, es könne keine Pflicht geben, ein Gewissen zu haben. Was ist von solchen Principien zu erwarten? Wer dem Menschen das Gewissen nimmt, raubt ihm ja die Idee der Menschheit. Das Gewissen ist im geistig-moralischen Wesen dasselbe, was der Bildungstrieb in der Pflanze ist.

„Jeder will den andern nach seinem Ebenbilde erziehen,“ sagt Göthe in Meister's „Lehrjahren.“ — Das Christenthum lehrt die beste und wahre Erziehung; denn sie ist durchaus einfach. Eltern und Erzieher sollen nicht ihr, sondern Gottes Bild in die Seele des Kindes pflanzen, und darin zu erneuern suchen; — sie sollen aber nicht ihren Idealmenschen hineinkünsteln wollen. Ein großer Dichter Deutschland's meint, man soll das Kind schon von der Wiege an mit schönen Formen umgeben. Was dabei, abgesehen von dem Unrichtigen der ganzen Methode, herauskommt, wird jeder von uns wissen. Hören wir nicht genug des ästhetischen Geschwätzes von großen und kleinen Knaben? Das anmaßende Benehmen der kleinen Kritiker über Schauspiele, Dichtungen, soll das die echte Bildung sein? Solche Methoden halten echte Erziehung vielmehr nieder, als daß sie selbe fördern. — Wie weit aber unser emsiges Streben, die Kinder nur recht bei Zeiten vernünftig zu machen, führt, wird jeder leicht einsehen, der eine solche Methode in Familienkreisen mit scharfem Auge verfolgt. Libanius, der heidnische Lehrer einiger Kirchenväter, schildert uns eine solche Erziehungsweise: „Die Söhne sehen zürnend aus und die Väter sind in Furcht. Mancher Vater lobt den Sohn, der ein liederliches Leben führt, oder bewundert den, der die Ruhe der Schule stört; und von Dingen, die sie alles Ernstes bestrafen sollten, sagen sie, das werde ihnen einst Gewicht unter den Männern geben.“

Socrates sieht ernst seine Schüler an und weiß nicht, wie von Menschen noch das Heil kommen könne; Horatius und Vir-

gilius blicken hoffend auf ihren Augustus und möchten gern in ihm einen Gott schauen, weil sie nicht wissen, wie ein Mensch noch das Reich dem Verderben entreißen kann; Tacitus dringt tief und groß in die Geschichte des elenden Geschlechtes ein, und alle wehklagen. So endigt die alte Welt mitten in den Trümmern vormaliger Herrlichkeit als eine große Tragödie.

Und die neue Welt, ist sie bestimmt, wieder nur ein solches Schauspiel zu entwickeln? Dann möge man trostlos über das Menschengeschlecht trauern, und dann hat man nichts besseres zu thun, als das Kind in Klugheit und Gewandtheit aufzuklären, daß jedes seinen Egoismus auf's beste befriedigen möge, oder es vielmehr als Thier, das rechnen kann, geschickt abzurichten. Und in der That, wie ferne stehen wir dennoch von diesem traurigen Ziele?

Aber Gott sei Dank, man darf nicht alle Hoffnung aufgeben. Die christliche Erziehung einigt das Persönliche des Kindes mit dem, was das Haus und die Nation, ja die ganze Menschheit verlangt. Auch schließt sie jene Geistesbildung in sich, welche wir an den Griechen bewundern, und erhöht sie noch; denn was schwingt höher den Geist in sein wahres, ewiges Leben, als das Christenthum? In seiner Richtung der Gottähnlichkeit stets bewegt und bewegend, treibt es zur Wissenschaft, zur Kunst, zu den reinsten Idealen mit der stärksten Kraft. Der Glaube des Christen hält fest an dem Ewigen, in ihm lebt die Treue fort und fort, und aus seinem ewig frischen Stamme erschließt die Menschheit ihre unverwelklichen Blüthen.

„Die Klagen über schlechte Beamte und Geistliche," sagt ein großer Pädagog, „über Sittenlosigkeit in den gebildeten Ständen, über Irreligiösität u. s. w. nehmen eher zu, als ab. Da muß also doch der Grund in einem Hauptfehler der Jugendbildung liegen. Wären unsere Gelehrtenschulen pädagogisch besser, so würden nach Verhältniß so vieler Schüler nicht so viele geistig und sittlich verkümmern; auf jeder Quadratmeile würden wenigstens einige musterhafte Männer aus dem Stande der Literaten gefunden werden. Die Sache ist wahrlich der ernstlichsten Erwägung werth; denn die Folgen für das Volksganze sind die wichtigsten."

Treffend charakterisirt Johannes v. Müller unser Zeitalter mit folgenden Worten: „Et jamais il n'y a plus d'Egoisme que depuis qu'on deteste, qu'il y ait un péché originel." — „Ein egyptischer Priester," so lesen wir in Hamann's Golgotha und Scheblimini, „schalt die Griechen für Kinder. Obschon die Unwissenheit ihres Aeons unserem Jahrhunderte weder anpassend, noch anständig ist, so affectiren doch die kleinen Füchse und Meister griechischer Weisheit die reine Blöße und Liebhaberei heidnischer Unwissenheit mit solcher Naivität des Geschmackes, daß sie, wie der Prophet sagt: „weder ihren Herrn, noch die Krippe ihres Herrn kennen." — Das Christenthum glaubt nicht an Lehrmeinungen der Philosophie, die nichts, als eine alphabetische Schreiberei menschlicher Speculation, und dem wandelbaren Mond- und Modenwechsel unterworfen ist."

Welch eine ganz andere Gestalt steht in Christus da, als in einem Socrates, den Epictetus; oder in einem Cato und Fabius, die Seneca zu Musterbildern vorschlug! — Kennt ihr aber Christum? mag man wohl auch hie und da die Lehrer fragen, denen das Wichtigste am zarten Menschen, nämlich seine Erziehung, anvertraut ist.

Mancher Helldenker mag solche und ähnliche Sentenzen und Fragen als Mysticismus gelten lassen. Aber, fragen wir, wie weit sind wir denn noch entfernt von dem Zeitpuncte, wo man selbst einen frommgläubigen Landmann, weil er beim Glockengetön' in Andacht sein Haupt entblößt, einen Mystiker nennen wird?

Es ist hier am Platze, um der Autorität willen, deren Kleingeister bei den wichtigsten und sonnenklarsten Wahrheiten bedürfen, abermals Einiges von Johannes v. Müller einzuschalten: „Ihrem Gutachten zufolge, wird der Katechismus von mir autorisirt. Ueber die Gesichtspuncte sind wir wohl alle Eins: Eine, und zwar die christliche, Religion soll vorgetragen werden; die müßigen Fragen, die kritischen Zweifel, die Terminologien des Tages, gehören nicht dahin; und lieber als eine abstracte Definition des oft Indefinissabeln ist mir ein Kraftspruch unserer mit Ehren altgewordenen Bibel; nicht

herrsche hier der kalte Ton der neuen Weisheit.“ So schrieb Müller, als er Generaldirector von fünf Universitäten, einigen dreißig Lyceen und einigen tausend Schulen war, an Professor Stäudlin in Göttingen. An einer andern Stelle: „Der Religionsunterricht sollte die Glaubenskraft wecken, diesen Keim der herrlichsten Tugend. Wodurch bleibt David allezeit groß, als durch sein Festhalten an die Vorsehung, die von Bethlehem's Triften bis auf den Thron von ganz Israel seine Führerin war! Heutiges Tages arbeitet man daran, diese Kraft schwinden zu machen. „Ich gehe hinauf zu meinem Vater und eurem Vater! — Siehe, ich bin bei euch alle Tage bis an das Ende der Welt;“ waren sonst Worte des Herrn aus dem göttlichen Buche; jetzt weiß man nicht recht, in was für einem Sinn oder Unsinn der unbekannte Compilator, dessen Flickwerk A. 200 canonisch wurde, sie hat aufnehmen können. Daher geht es so schön — mit Selbstaufopferungen, Gemeinsinn, Hingebung.“ — Folgende recht bemerkenswerthe Worte, besonders für unsere Zeit: „Mehr und mehr entfernt sich der Protestantismus von dem ursprünglich angegebenen Glaubensgrund. Was ist das für ein Neues Testament, woraus man die Evangelien und einen Theil der Episteln streicht? Alle positive Religion geht verloren. Ich verehre die Kenntnisse und manche Eigenschaften von V —, von P —, von E —. Wenn aber keine Theologen sich im Stande finden, ihre oft scharfsinnigen Darstellungen zu widerlegen, so ist eine theologische Facultät überhaupt bald entbehrlich. Ich wünschte solche anzustellen, die befestigen, und nicht die untergraben, die wankend machen.“ Bei den Worten: „Alle positive Religion geht verloren,“ macht der Herausgeber der Werke Müller's, Georg Müller, der Bruder, die kurze Anmerkung: „Das will man ja eben.“

Einem andern theologischen Freunde schrieb Müller damals über jene, in neuester Zeit maßlos auftauchenden Hypothesen über die heiligen Schriften:

„Es ist nicht erweislich, ja höchst unwahrscheinlich, daß eine solche schriftstellerische Thätigkeit unter den armen Gemeinden der ersten

Jahrhunderte gewesen wäre, wodurch aus einer Menge Texte ohne irgend originelle Zuthat, meist chimärisch und abergläubig, diese ersten Evangelien, von Verfassern, die sich ihnen anlügen, aus unbekannten Scribeleien zusammengesetzt worden. Und wenn (unmöglich!) es auch wäre, wozu der Christenwelt die Urgeschichte ihres Stifters, mit so vielem Heiligen und Großen verwoben, durch eine Hypothese aus der Hand reißen? Ist denn, ohne irgend neue historische Angaben, unsere Zeit auf Einmal so unfehlbar scharfsichtig geworden, daß der Glaube aller Jahrhunderte durch die Kühnheit neuer Ansicht widerlegt wäre? Ich scheue mich nicht, es zu sagen, wenn wir den Menschen alles Verehrte nehmen, und am Evangelium einer zum Helden werden will, wie ein anderer es an Homer zu werden meinte, verdient unser gelehrtes Wesen fernere Erhaltung, und würde die alles leitende Hand nicht besser es wegwerfen, wie Stroh verzehren lassen, da wirklich alles die Seele Nährende, das wahre Brot des Lebens, hinwegkritisirt wird?" — An einer andern Stelle: „Unter den vernachlässigten Kräften, deren Aufregung Wohlthat ist, wäre wohl eine, von den Vätern zu weit getriebene, jetzt mit Unrecht verworfene, der Glaube. — Den hat unsere spitzfindige Philosophie hinweg demonstrirt. — Die biblische Büchersammlung hat unsere Voreltern durch die tausendjährige Barbarei begleitet; nun wird unsern Enkeln das Buch wegdisputirt. Bei dem allem finde ich keine Haltbarkeit in den Gründen und bin gewiß, wenn ich die Muße hätte, sie mit vieler Satyre widerlegen zu können. Zweifelsucht hat unser Jahrhundert gestürzt, weil der Sinn des Großen und Edlen uns abgeschwatzt worden und Niemand mehr so recht wußte, was er wollte."

Wir lassen hier einige Stellen aus Minucius Felix folgen, von denen auch Humboldt mit Lob Erwähnung macht.

Minutius Felix hatte zwei Freunde; der eine hieß Octavius und war Christ, der andere Cäcilius Natalis und war noch Heide. Octavius besucht seinen Freund Minucius in Rom; nach Verlauf einiger Tage machten die drei Freunde einen Spaziergang zum Meere hinaus; auf dem Wege macht der Heide Cäcilius

vor einer Serapis-Statue ein ehrfurchtvolles Zeichen der Andacht; Octavius ergreift hievon Gelegenheit, dem Minucius Vorwürfe zu machen, daß er nicht schon lange den Cäcilius für das Christenthum zu gewinnen getrachtet. So entspinnt sich eine interessante, das ganze Werk ausfüllende Unterredung zwischen Octavius und Cäcilius.

II. cap. „Geschäfte halber und um mich wieder einmal zu sehen, begab sich Octavius nach Rom; er verließ sein Haus, seine Gattin, seine Kinder, und das, was noch liebenswürdiger an den Kindern ist, wenn sie so eben in den zarten Jahren den Versuch machen, halbgebrochene Worte zu stammeln, ihr Lallen, das durch das Anstoßen der Zunge noch lieblicher wird. Ich kann es nicht mit Worten schildern, wie ich bei der Ankunft meines Freundes vor Freuden aufjauchzte. Nachdem nun das Beisammensein durch mehrere Tage unsere Lust der gegenseitigen Sehnsucht gestillt hatte und wir einander mitgetheilt, was wir, durch lange Trennung geschieden, nicht wußten, so beschlossen wir eines Tages, nach Ostia hinaus, dieser schön gelegenen Stadt, einen Spaziergang zu machen, um da zu baden, da die wohlthuende und zweckmäßige Cur der Seebäder meinem Körper ungemein zu Statten kam. Ueberdies hatte die Ferienzeit der Weinlese mir auch alle übrigen Gerichtssorgen abgenommen; um diese Zeit wich auch schon die drückende Hitze des Sommers und der gemäßigte Herbst nahte lieblich heran. Um also am Ufer unseren Spaziergang zu machen, wo die sanft fächelnde Luft die Glieder erfrischt und mit einer Art Wollust dem weichen Tritte der Sand nachgibt, machten wir uns am frühen Morgen auf den Weg; während wir so weiter schritten, bemerkte Cäcilius eine Statue des Serapis; alsogleich führte er die Hand zum Munde, nach der Sitte des abergläubigen Pöbels, und drückte einen Kuß auf selbe."

III. cap. „Darauf sagte Octavius zu mir: Lieber Marcus, das ist nicht edel von dir, einen Mann, der stets an deiner Seite ist im Privat- und öffentlichen Leben, so sehr in der Blindheit des Pöbel-Aberglaubens zu lassen, daß du ihn bei hellem Tage sich anstoßen lassest an Steinen, welche freilich ausgehauen, gesalbt und bekränzt

sind; da du doch wissen solltest, daß dieser sein Irrthum nicht minder dir, als ihm zur Schande gereiche. Während dieser Unterredung hatten wir die Stadt durchschritten und betraten schon das freie Ufer. Dort spülten die spielenden Wogen über das Ufer weichen Sand hin, gleichsam zur Lust der dort Wandelnden. Wie aber immer das Meer, selbst bei Sturmesruhe, unruhig ist, so hatten wir, ungeachtet keine weißschäumenden Wogen über das Land herein nieder prallten, doch einen ergötzenden Anblick an den gekräuselten und geschlängelten Windungen derselben; auch ließen wir am Saume der Dünen unsere Fußsohlen vom Meere benetzen, welches abwechselnd bald seine Fluten an unsere Füße heran schlug, bald aber auch wieder fallend zurückzog. Langsam und ruhig schritten wir vorwärts an dem Rande des sanft sich schlängelnden Ufers, uns mit Erzählungen die Zeit vertreibend; Octavius erzählte uns nämlich von seiner Reise zur See. Als wir an jene Stelle gekommen waren, wo die aus dem Meere heraus gezogenen Schiffe hoch auf Balken ruhten, damit ihnen der feuchte Boden nicht schade, erblickten wir Knaben, welche da spielten, indem sie in die Wette flache Scherben auf den Spiegel des Meeres hinaus schleuderten. Dieses Spiel besteht nämlich darin, daß ein Knabe eine von der Meeresflut geglättete Scherbe auflies't, sie in horizontaler Lage zwischen die Finger nimmt, sich selbst schräge nach der Seite bückt und mit aller Gewalt, deren er fähig ist, dieselbe über die Spiegelfläche des Meeres hingleiten läßt, damit dieses Geschoß entweder über den Rücken des Meeres hinschleife, während es ziemlich sanft hingleitet; oder mit größerer Kraft geschleudert die Spitzen der Fluten abschneide, emporspringe und in der Höhe sich erhalte. Jener Knabe ist Sieger, dessen Steinchen am weitesten hinausglitt und am öftesten aufsprang." Im Verlaufe der Unterredung kommen sie auf folgendes Thema.

XVII. cap. „Ich bin damit einverstanden, was Cäcilius behauptet, der Mensch müsse sich selbst kennen und herum blicken, um zu finden, wer, woher und warum er sei; ob er aus Grundstoffen oder Atomen zusammengesetzt, oder vielmehr von Gott geschaffen, gebildet und beseelt worden sei. Dieses zu erforschen sind wir nicht im Stande, wenn wir nicht über das Weltall nachdenken;

es hängt alles in so inniger Verkettung zusammen, daß, wer das Verhältniß der göttlichen Dinge nicht erforscht, auch das der menschlichen nicht kennt. Es möchte auch kaum einer ein bürgerliches Amt nach Gebühr verwalten, wenn er nicht Kenntniß hat von der großen Weltstadt; auch unterscheiden wir uns ja eben von den Thieren dadurch, daß diese auf der Erde hingestreckt hinkriechen und nach nichts aufblicken, als nach ihrem Futter; wir aber ein zur Höhe gerichtetes Antlitz haben, womit wir zum Himmel empor blicken, die Gabe der Sprache und Vernunft besitzen, mit welcher wir Gott erkennen, fühlen und nachahmen; Sünde und Frevel ist es daher, die himmlische Herrlichkeit, die sich unsern Augen und Sinnen aufdrängt, unbeachtet zu lassen. Dem schrecklichsten Sacrilegium sieht es gleich, das auf der Erde zu suchen, was man am gestirnten Himmel finden muß. Um so mehr werde ich veranlaßt zu glauben, daß jene, welche der Ansicht sind, die Schönheit dieses Weltall's sei nicht durch göttliche Kraft entstanden, sondern habe sich sohin nur aus zufällig zusammenhängenden Stücken gebildet, weder Verstand, noch Gefühl, ja nicht einmal Augen haben. Denn was kann wohl so offen, so klar und deutlich sein, wenn du die Augen zum Himmel erhebst und auf Erden um dich herum blickst, als daß es ein Wesen von höchster Einsicht geben müsse, welches der ganzen Natur Leben einhaucht, Bewegung und Nahrung gibt, und weise lenkt? Blicke hin, wie weit der Himmel sich ausdehnt, wie schnell er herumkreist, wie er des Nachts mit Gestirnen geschmückt, bei Tage von der Sonne erhellt wird; da kannst du sehen, wie wunderbar der höchste Lenker das Weltall in seiner Hand schwingt. Sieh, wie der Umlauf der Sonne das Jahr bildet; wie die Monate entstehen durch das Wachsen, Abnehmen und Verschwinden des Mondes. Was soll ich reden von dem wiederkehrenden Wechsel der Nacht und des Tages, um uns die Lust an Beschäftigung und Ruhe zu gewähren? Eine ausführliche Abhandlung über die Gestirne müssen wir den Astrologen überlassen, daß sie nämlich den Lauf der Schiffe bestimmen oder die Zeit für Saat und Ernte andeuten; die Schöpfung, Entstehung und Regelmäßigkeit aller dieser Dinge bedurfte eines höchst weisen und einsichtsvollen

Werkmeisters; so wie auch ein höchst gebildeter Verstand dazu gehört, alles dies wahrzunehmen, aufzufassen und zu verstehen. — Blicke hin auf das Meer, wie es durch den Rand des Ufers beschränkt wird. Sieh an alle Gattungen Bäume, wie sie aus den Eingeweiden der Erde ihr Leben bekommen. Blick hin auf den großen Ocean, wie er mit Ebbe und Flut abwechselnd wächst und fällt. Betrachte die Quellen, wie sie unablässig sprudeln; betrachte die Flüsse, wie sie in stets geübtem Laufe hinunter rollen. Was soll ich sagen von der regelmässigen Höhe der Berge, den Krümmungen der Thäler, den Flächen der Felder? Was soll ich ferner reden von den vielfachen Schutzmitteln der Thiere gegen einander? Die einen sind bewaffnet mit Hörnern, die andern mit Zähnen; andere mit Hufen, andere mit Stacheln; die einen erheben sich leicht durch die Schnelligkeit ihrer Füße, die andern durch den Schlag ihrer Flügel. Besonders spricht die Schönheit des menschlichen Körperbaues von einem göttlichen Urheber; die aufrechte Stellung, das aufblickende Antlitz, die Augen, die auf der Stirne wie auf einer Warte angebracht sind, und alle übrigen Sinne, die im höchsten Theile des Körpers sich beisammen finden."

XVIII. cap. „Das dürre Egypten bewässert der Nil; Mesopotamien wird fruchtbar durch den Euphrat; der Indus gibt dem Oriente seine Saaten und bewässert sie. Ich setze den Fall, du trittst in ein Haus, wo alles in größter Reinlichkeit, Ordnung und Zierlichkeit da steht, so würdest du doch bei diesem Anblicke denken, es gebiete ein Herr über dieses Haus, der an innerem Werthe und nach seinen Vorzügen über diese schönen Dinge noch weit erhabener sei. Eben so sollst du auch, wenn du in diesem großen Hause der Welt, Himmel und Erde betrachtest, und nachdenkst über die Ordnung, Vorsehung und Regelmäßigkeit, die Zuversicht hegen, daß über dieses Weltall ein väterlicher Gebieter die Herrschaft führe, und der an Schönheit alle Theile der Welt noch weit überrage. — Diesen Gott mit Sinnen zu fassen, ist unsere Brust zu enge; wir denken daher würdig von ihm, wenn wir ihn unschätzbar nennen. Wer glaubt, er fasse die Größe Gottes, der setzt sie herab; sieh dich auch um keinen Namen für ihn um, Gott ist sein Name."

Dieses Wenige, was wir aus dem Werke Octavius auszogen, mag hinreichen, um uns zu überzeugen, daß folgendes schöne und lobende Urtheil des berühmten Gronovius über den Verfasser nach allen Beziehungen ein richtiges sei. Er sagt nämlich: „Minucius Felix dialogum contra paganos scripsit lactea sermonis ubertate Lactantio nihil cedentem; mirabili ubique perspicuitate etiam in acute dictis, nihil argutiarum obscuritate molestum, nihil intempestiva eruditionis ostentatione insolens aut arcessitum, nihil verborum novitate, aut transferendi improbitate, aut compositionis scabitudine durum, horrens, abruptum. Omnia certe ejus, in quibus quomodo legendum sit, non ambigitur, has habent virtutes."

Jeder Philolog wird mit mir einverstanden sein, daß Gronovius in seinem Fache kein mittelmäßiges Talent war; und gleichwohl ersehe ich aus seiner Ausgabe des Octavius, die vor mir liegt, daß er sich als Philolog vor den Kirchenvätern gar nicht fürchtete. Um einen Beweis zu geben, wie die alten Gelehrten mit den Kirchenvätern umzugehen wußten, will ich in möglichster Kürze nur jene Kirchenväter nennen, aus denen ich Parallelstellen nur für unsere zwei ersten oben angeführten Capitel von Gronovius citirt finde.

Im 2. Capitel kommen vor: Lactantius, Hieronymus, Tertullian, Hilarius, Cyprian, Prudentius, Gregorius Presbyter, Augustinus, Chrysologus, Arnobius.

Im 3. Capitel: Prudentius, Arnobius, Hieronymus, Justinus, Clemens Alexandrinus, Augustinus, Tertullian, Cyprian, Gregorius Nazianzenus. — Es ist fast kein Kirchenvater, der in diesem Werke nicht von Gronovius oder andern Philologen angeführt wäre. Der einzige Hieronymus steht fast auf jeder Seite zwei, drei Mal und auch öfter.

Wir haben schon oben von dem Kirchenschriftsteller Hermias Erwähnung gemacht; aus seinem interessanten satyrischen Büchlein, „die Verspottung der Philosophen" betitelt, wollen wir eine kurze Stelle herschreiben, und zwar aus jener Partie, wo er die Lehre des Pythagoras sich zur Zielscheibe seines Spottes auserkoren: „Wenn ich mich so recht (als Pythagoräer) betrachte, so fürchte ich mich vor

meinem eigenen Körper und weiß nicht, wie ich ihn nennen soll: ob Mensch, oder Hund, Wolf, Stier, Schlange, Drache oder Chimäre; denn von den Philosophen werde ich in jegliche Gattung Thiere verwandelt: ich werde ein Landthier, ein Wasserthier, ein geflügeltes, ein vielgestaltiges, ein wildes, ein zahmes, ein stummes, ein wohltönendes, ein dummes, ein vernünftiges; ich schwimme, ich hüpfe, ich fliege, ich krieche, ich laufe, ich sitze; ja, was sage ich, Empedocles macht mich sogar zu einem Gesträuch." — Aus dieser kleinen Stelle ist abermals ersichtlich, daß die gelehrten Väter gegen die Feinde des Christenthums auch Witz und Spott als Waffe nicht verschmähten; nicht selten siegten sie auch in dieser Weise.

In vielfacher Weise machten sich die Väter mit den Schriften der Heiden bekannt.

Die Erzählungen von den Sibyllen und den sibyllinischen Blättern und Büchern werden wohl jedem Leser aus seiner Studienzeit hinreichend bekannt sein; von den Orakeln gilt dasselbe. Die Sibyllen und Orakel sprachen bald in Gleichnissen und Anspielungen, bald auch weissagten sie durch's Wort und durch Schrift. „Tribus modis," sagt Servius zu Virgil, „futura praedicit (die Sibylle) aut voce, aut scriptura, aut signis, horrendas canit ambages antroque remugit obscuris vera involvens."

Außer den Philosophen und Geschichtschreibern bezeugen ganz besonders die Väter die Wahrheit der Orakel und Sibyllen. Die Väter, bewandert in der Literatur des Heidenthums, deuteten sogar bei ihren Bekehrungen auf die Orakelstimmen und die Sprüche der Sibyllen hin, als Beweise, daß den Heiden die Ankunft Christi schon einige Jahrhunderte früher angekündigt worden sei. Es waren den Heiden die Sibyllen das, was den Juden die Propheten waren. Weil in den sibyllinischen Büchern die Geheimnisse der Religion enthalten gewesen sein sollen, so verboten in der ersten christlichen Zeit die Kaiser, sie zu lesen. Justin klagt in seiner Apologie über dieses Verbot, indem er die Orakel gegen die Heiden anwendet. Origenes erzählt gegen Celsus, daß die ersten Christen, weil sie sich an dieses Verbot nicht hielten und die sibyllinischen Bücher lasen,

Sibyllisten genannt wurden. Die Kirchenväter, welche die Orakel zum Behufe der Einführung der christlichen Religion gelten lassen, sind folgende: Der Papst Clemens, Justin der Märtyrer, Athenagoras, Theophil von Antiochien, Eusebius, Lactantius, Clemens von Alexandrien, der heil. Ambrosius, Hieronymus, Augustin und Isidor von Sevilla. Justin sagt in seiner Admonitio ad Graecos, daß die Sibyllen viele wichtige Dinge genau und wahr voraussagen.

In spätern Jahrhunderten sprachen noch über diesen Gegenstand Onuphrius, Sextus von Siena, der P. Canisius, Salmeron und Andere. Daß auch die Kirche überhaupt die Stimme der Sibyllen etwas gelten läßt, beweist die Stelle in der Todtenmesse: Dies irae, dies illa solvet seclum in favilla, teste David cum Sibylla.

Daß unter den Heiden wirklich die Ankunft Christi vorausgesagt wurde, erkennt man aus mehreren Stellen der heidnischen Schriftsteller. Cicero, der 70 Jahre vor Christo lebte, sagt in seinem Werke de divinatione, lib. II. cap. 110, Folgendes: „Beachten wir die Reime der Sibylle, so sagt sie uns: Jenen, den wir für den wahren König halten, sollen wir auch König nennen, um glücklich zu sein. Und wenn nun dieses in jenen Büchern enthalten ist, für welchen Menschen und auf welche Zeit ist dieses zu nehmen?“ — Virgil's 4. Ekloge enthält auf den Messias hindeutende Verse: Jam nova progenies coelo demittitur alto, Ultima Cumaei venit jam carminis aetas, Jam redit et virgo, redeunt Saturnia regna etc. Tu modo nascenti puero, quo ferrea primum Desinet, ac toto surget gens aurea mundo, Casta Lucina fave.“

Auch Tacitus erzählt lib. XI.: „Pluribus persuasio inerat antiquis, eo ipso tempore fore, ut valesceret oriens, profectique Judaea potirentur.“ Ungeachtet die späteren römischen Classiker, wie Sueton &c., Feinde der Christen waren, so sprechen sie doch von einer sehr alten Prophezeiung, daß ein Mensch, aus Judäa gebürtig, sich der ganzen Welt bemächtigen würde. Der Kaiser Aurelian verbot auf's strengste, die Bücher der Sibyllen zu lesen; eben

weil sie dem Christenthume günstig waren. Als ihm aber im markomannischen Kriege viel Ungemach zustieß, schrieb er an den Senat: „Ich wundere mich, Väter, daß man so lange anstand, die sibyllinischen Bücher zu öffnen, als gehörten sie nur in die Kirche der Christen und nicht in die Tempel aller Götter.“

Augustin ist ein besonderer Vertheidiger der Sibyllen. In seinem Werke de civitate Dei, lib. XVIII. cap. 23, führt er sieben und zwanzig Verse von der erythräischen Sibylle an, welche die Ankunft Christi und seine Leiden genau voraussagten. „In die feindlichen Hände der Untreuen wird er gerathen; mit giftigem Speichel werden sie ihn bespeien, ihn auf den heiligen Rücken schlagen; sie werden ihn mit einer Dornenkrone krönen, und zur Speise werden sie ihm Galle, zum Trank Essig geben. Der Vorhang im Tempel wird reißen und mitten am Tage wird eine Finsterniß sein, drei Stunden lang; und er wird sterben, drei Tage im Schlafe ruhen, und dann im freudigen Lichte als der Erste wieder kommen.“ — „Eodem tempore,“ schreibt Augustinus (zur Zeit des Romulus), „nonnulli Sibyllam Erythraeam vaticinatam ferunt. Haec Sibylla quaedam de Christo manifesta conscripsit. Vir clarissimus Flaccianus graecum nobis codicem protulit, carmina esse dicens Sibyllae Erythraeae.“ Die Anfangsbuchstaben der 27 Verse, die alle auf Christus und sein Leiden und Wirken Bezug haben, geben den griechischen Satz: „Ἰησοῦς Χρειστὸς Θεοῦ υἱὸς σωτὴρ.“ — Am Ende des Capitels sagt der Heilige: „Nonnulli sane Erythraeam Sibyllam, non Romuli, sed belli trojani tempore fuisse scripserunt.“

Auch Lactantius erwähnt der sibyllinischen Vorhersagungen öfter. „Ich zweifle nicht,“ sagt er, „daß in frühern Zeiten die Lieder der Sibyllen als Narrheit angesehen wurden, weil man sie nicht verstand. Man nannte die Wunder Abenteuer, von denen weder Zeit, noch Ort, noch Urheber bezeichnet wären.“

Das Wichtigste ist das, was Justin der Märtyrer über die Sibyllen schreibt, Oratio ad vers. Gent.: „Es würde leicht sein zu verstehen, welches die wahre Religion sei, wenn man beachtete, was die Propheten und Sibyllen vorausgesagt haben. Die

Sibylle ist zu Babylon geboren, dann nach Cumä gekommen, wo sie künftige Dinge weissagte. In der Mitte ihrer Wohnung sind drei Cisternen in einen Stein gehauen gewesen, zum Baden. Die Sibylle, ob sie gleich sehr große und merkwürdige Dinge sagt, versteht selbst nicht, was sie sagt, besonders wenn der sie beseelende Naturtrieb zu verlöschen beginnt, so verliert sie die Erinnerung alles dessen, was sie vorhergesagt hat. Daher braucht man sich auch über die Fehler nicht zu verwundern, die man in den Büchern findet; die Schuld liegt nicht in diesen, sondern an denen, die sie aufschrieben und aus Unwissenheit nicht genau Rechenschaft geben konnten."

In seiner ersten Vertheidigung, die Justin dem Kaiser Antonin vorlegte, beklagt er sich besonders, daß man den Christen die Bücher der Sibyllen verbiete. „Durch den Einfluß der bösen Dämonen ist bei Todesstrafe verboten worden, die Bücher der Sibylle, der Propheten zu lesen; theils um durch Schrecken die Menschen einzuschüchtern, sich durch Lesung jener Bücher eine Kenntniß des Guten zu erwerben, theils um sie ganz unter ihr Sclavenjoch zu beugen; aber diese Dämonen waren nicht im Stande, dieses Verbot für immer aufrecht zu erhalten. Unerschrocken lesen wir nicht blos diese Bücher, sondern wir bieten sie auch euch zur Einsicht an, in der Ueberzeugung, daß sie euch gefallen werden."

Nach Clemens von Alexandrien hat sogar der Apostel Paulus die Orakel vertheidigt. Clemens läßt den Apostel so sprechen: „Nehmet die Bücher der Griechen; sehet die Sibylle, wie sie die Einheit Gottes erklärt und Alles, was geschehen soll; nehmt den Hystaspes und leset, und ihr werdet sehen, daß er von dem Sohne Gottes klar und offen sprach." Auch Plato redet von den Sibyllen: „Wir ziehen vielen Nutzen von jener Begeisterung, wie wir es aus göttlichem Antriebe bei der Wahrsagerin zu Delphi und Dodona erfahren. Wenn wir daher die Sibylle und alle Andern, die geweissagt haben, einzeln herzählen wollten, so würden wir dazu viel Zeit und Mühe brauchen: überdies ist dieses eine der Welt so bekannte Sache, daß sie weiter keiner Beweise bedarf."

Constantin des Großen Rede über die Sibyllen ist in der ersten Kirchenversammlung zu Nicäa abgelesen worden.

Wir sehen aus dem hier Gegebenen, daß die Kirchenväter aus dem Heidenthum herüber alles benützten, was zur Bestätigung der Wahrheit der christlichen Religion einiges Moment hergeben konnte. Wir treiben es nicht auf die Spitze, wenn wir sagen, daß die Väter alle Schwächen des Paganismus studirt haben mußten, um dem Christenthum die Bahn zu brechen. Welche Belesenheit in heidnischen Schriften zeigt nicht Clemens Alexandrinus? Mit welchem Scharfsinn rückt er nicht gegen den verjährten Polytheismus an? Doch die Volksreligion der Heiden zu stürzen, wäre immer noch eine leichte Mühe gewesen; denn des Absurden, Lächerlichen, Abscheulichen, Unnatürlichen gab es in derselben zu viel, als daß nicht ein schwaches Rütteln dem ganzen Gebäude den Todesstoß hätte geben können. Mehr zu fürchten waren die verschiedenen Schulen der Philosophen; es mit diesen aufzunehmen war Gewandtheit der Sprache, gestützt auf einen Reichthum an Bildung nothwendig; und diesen besaßen unsere Väter; nur Unkenntniß oder böser Wille kann ihnen diesen Vorzug absprechen wollen.

Das Seelenleben des heil. Augustin in seinen verschiedenen Phasen.

Seine Mutter Monika hatte den Keim der Frömmigkeit fest in ihm gepflanzt, aber das wilde Feuer seiner Natur hatte diesen Lebenskeim fast erdrückt. In seinen Schuljahren zu Madaura lernte er nur aus Furcht vor Schlägen, freilich bei schlechten Lehrern, doch betete er noch, nämlich daß ihn Gott von Schlägen möge befreit sein lassen. Im Alter von neunzehn Jahren wurde er an die Studienanstalt zu Neu-Karthago geschickt; nun überließ er sich den Zerstreuungen, gewann die Schauspiele lieb, und seine fromme und weise Mutter konnte in ihrem Kummer über ihn nichts anderes thun, als für ihn beten. Nachdem er sich auf mehreren Lehranstalten selbst als Lehrer in einem zügellosen Leben herumgetrieben hatte, wurde jener bessere Keim, den seine Mutter gepflanzt hatte, auf eine eigene Art in's Leben gerufen. Dazu mußten nun seine Studien dienen. Er las einst im

Cicero; eine Stelle zog ihn an, da erwacht plötzlich die Sehnsucht nach einem höchsten Gut, und von jetzt an beginnt eine Unruhe in ihm, welche seine übrige Jugendzeit hindurch sein Inneres in gewaltigem Kampfe bewegte. Er suchte bald hier, bald da, oder tappte vielmehr umher, bis er in den Manichäismus gerieth. Nach mehreren Jahren halfen ihm die Schriften von Platon und dessen Schule heraus, und führten ihn zu der höheren Philosophie, wo er in der Gottähnlichkeit, wie sie dort gelehrt wurde, das Höchste zu finden glaubte. Christum betrachtete er nur erst als den erleuchtetsten aller Lehrer und die christliche Religion nur als eine andere Form der platonischen Lehre. In dieser Ansicht schrieb er in einer seiner ersten Schriften: „Die Platoniker könnten mit Umänderung nur weniger Worte und Sätze Christen werden." Doch urtheilte er über seine frühere Anhänglichkeit an diese Philosophie später in richtigerer Weise: „Damals schwatzte ich, als verstünde ich die Sache, denn ich hatte da schon angefangen, als ein Weiser erscheinen zu wollen; aber wo war da jene Liebe, die auf den Grund der Demuth baut, auf Jesum Christum?" Diesen hatte er freilich da noch nicht erkannt, denn die kirchliche Lehre genügte nicht seinem speculativen Geiste, und die heilige Schrift nicht seinem weltlichen Geschmack. Nun genügte ihm aber auch nicht mehr jene Philosophie; denn sie gab ihm keine Kraft zum Kampfe des Geistes wider das Fleisch, und erlösete ihn nicht aus jenem Zwiespalt, der sein Gemüth peinigte. Während das so in ihm vorging, hörte er, wie er selbst erzählt, einst, als er sich unter einem Feigenbaume betend niedergeworfen, in dem benachbarten Hause eine Kinderstimme singen und wiederholen die Worte: „Tolle, lege!" Er nimmt die Bibel, schlägt auf, sein Auge fällt auf die Stelle Römer 13. 13. „Lasset uns ehrbarlich wandeln." Diese Worte treffen sein Herz. Er lernte mit Eifer Christum erkennen, wozu ihm die Belehrungen halfen, die ihm der ehrwürdige Ambrosius in Mailand ertheilte; von jetzt an wußte er auch sein Philosophiren in ein christliches zu erheben. So schreibt er einmal: „Der Glaube müsse der Vernunfterkenntniß vorangehen, damit durch denselben das Gemüth gereinigt werde, um das Licht so großer Wahrheit einst fassen

zu können." Anderswo erklärt er: „Das steht bei mir fest, daß mir die Autorität Christi über Alles geht; aber weil der Drang meines Geistes mich treibt, nicht blos im Glauben, sondern auch im Wissen die Wahrheit zu erfassen, so suchte ich zuweilen das, was durch die Vernunft tiefer zu erforschen ist, mit einer gewissen Zuversicht bei den Platonikern, ohne daß es unsern heiligen Lehren widerstreite." — Uebrigens tadelt er doch die Uebertragung der christlichen Glaubensbegriffe in die Sprache jener Schule, z. B. wenn man das Reich Jesu Christi die in der göttlichen Vernunft begründete ewige Weltordnung nenne. — Er war einer der größten Geister; und als solcher verdient er in Bezug seines Seelenlebens ganz besondere Beachtung.

So wie er aber von frühester Zeit an, ungeachtet der Verirrungen seines sittlichen Lebens, immer den Studien oblag, so studirte er selbst als Bischof im späten Alter mit vielem Eifer. So viel Zeit ihm seine geistlichen Berufsgeschäfte ließen, verwendete er auf Wissenschaft, besonders wenn sie Theologie und Philosophie betraf. Wie er selbst in seinem 259. Briefe sich äußert, glaubte er durch solche Beschäftigung auch der Nachwelt Nutzen zu bringen. So pflegte er entweder Neues zu schreiben, oder fügte zu dem schon Gegebenen wieder etwas Anderes hinzu, oder er machte Verbesserungen in seinen Schriften und schrieb sie wieder um. Dies that er sowohl bei Tag als auch zur Nachtszeit. In weltliche Sorgen ließ er sich wenig ein, um die Ruhe und Freiheit seines Geistes nicht zu verlieren; Andere aber, die sich in selbe vertieften, hielt er nur dann zurück, wenn sie es übertrieben.

Bruchstücke aus einigen Werken des heiligen Augustinus.

Cicero's Schriften erwecken in ihm die Liebe zur Weisheit. Aus den Bekenntnissen.

„In jenem zarten Alter studirte ich die Bücher der Beredsamkeit, worin ich um der Freude willen, eitles Ansehen bei den Menschen zu gewinnen, mich auszuzeichnen strebte. Und der gewöhnlichen Ordnung nach, die wir im Lernen befolgten, kam ich auf ein gewisses Buch von Cicero, dessen Sprache fast alle bewundern, nicht eben so seine

Gesinnungsart. Jenes Buch selbst enthält eine Ermahnung zur Philosophie und ist Hortensius benannt. Dies Buch aber änderte mein Gemüth und stimmte meine Wünsche und meine Sehnsucht anders. Verächtlich ward bald in meinen Augen alle eitle Hoffnung, und mit unglaublicher Herzensglut sehnte ich mich nach der Weisheit. Nicht Verfeinerung der Sprache, die ich, auf Unkosten meiner Mutter, in meinem neunzehnten Jahre erkaufen sollte, nachdem mein Vater bereits vor mehr als zwei Jahren gestorben war, nicht Verfeinerung der Sprache zu gewinnen, las ich dieses Buch; denn nicht Wohlredenheit, sondern Ueberzeugung dessen, lehrte es mich, was der Verfasser redete."

„Wie glühte ich, mein Gott! wie innig erglühte ich, vom Irdischen zurück zu fliehen zu Dir. — Bei Dir ist Weisheit! Die Liebe der Weisheit aber wird griechisch Philosophie genannt; und dahin entzündeten mich jene Schriften. Wohl gibt es manche, die durch die Philosophie verführen, da sie mit diesem großen, lockenden und ehrenvollen Namen ihre Irrthümer verblümen und schminken. Beinahe alle aus dieser Anzahl, die in der Vorzeit und bis dahin gelebt hatten, werden in dem Buche angeführt und kenntlich gemacht."

Warum Augustinus als Lehrer der Beredsamkeit Carthago verläßt und nach Rom geht. Aus den Bekenntnissen.

„Nicht deshalb wollte ich nach Rom reisen, weil dort größerer Gewinn und eine höhere Würde von den Freunden mir versprochen ward, die hiezu mich beredeten; wiewohl auch dies damals mein Gemüth anregte, sondern die größte und beinahe einzige Ursache war, weil ich gehört hatte, die Jünglinge studirten ruhiger dort und würden durch geordnetere Zucht im Zaume gehalten; daß sie nicht, so oft die Lust sie dazu anwandelte, frech in eine Schule hereinstürmten, deren Lehrer nicht der ihrige war; ja, daß ohne die Erlaubniß des Lehrers keinem der Zutritt gestattet werde. Zu Carthago dagegen ist der schändliche Muthwille der Schüler ohne Grenzen. Unverschämt stürmen sie herein, und mit beinahe rasender Stirn stören sie die Ordnung, die jeder Lehrer zu dem Fortgang der Schüler festsetzte. Mit sonderbarem Stumpfsinne treiben sie Manches,

was höchlich beleidigt, und durch die Gesetze bestraft würde, schützte sie die Gewohnheit nicht, welche offenbar erweist, daß sie dadurch nur um so elender sind, da sie gleichsam als erlaubt ausüben, was Kraft des ewigen Gesetzes nimmer gestattet ist."

„Diese Sitten also, die ich, als ich selbst studirte, nicht annehmen wollte, war ich nun als Lehrer gezwungen an andern zu ertragen; und deshalb war es mir lieb, dorthin zu gehen, wo nach dem Zeugnisse Aller, die darum wußten, dergleichen Unfug nicht getrieben ward."

Augustinus wird als Lehrer der Beredsamkeit nach Mailand gesandt. Seine Bekanntschaft mit dem heiligen Bischof Ambrosius. Aus den Bekenntnissen.

„Als man aus Mailand nach Rom um einen Lehrer der Beredsamkeit gesandt hatte, der auf öffentliche Kosten dahin abreisen sollte, trachtete ich selbst diese Stelle zu erhalten. — Ich ward, als ich meine Proberede vor dem Präfecten Symmachus gehalten hatte, von ihm bewährt gefunden, dahin abgesandt."

„Ich kam nach Mailand, zu dem, der ganzen Erde rühmlichst bekannten, Bischofe Ambrosius. Väterlich nahm dieser Mann Gottes mich auf, und erfreute sich meiner Ankunft auf recht bischöfliche Weise. Und ich begann ihn lieb zu gewinnen, anfangs zwar nicht als einen Lehrer des Wahren, sondern als einen Mann, der gütig gegen mich gesinnt war. Und fleißig hörte ich ihm zu, wenn er vor dem Volke redete; nicht in der Absicht, wie ich sollte, sondern gleichsam seine Beredsamkeit prüfend, ob sie mit seinem Rufe übereinstimmte, oder ob sie größer oder geringer wäre, als man sie an ihm rühmte. Und aufmerksam erwog ich seine Worte, der Dinge selbst aber, die er vortrug, war ich nicht begierig und verachtete sie. Und es ergötzte mich die Lieblichkeit seiner Rede, die jedoch, ob auch weit gelehrter, dennoch in Hinsicht des Vortrages nicht so anmuthig und so süß, als jene des Faustus war. Uebrigens war in den Sachen selbst kein Vergleich; denn dieser irrte unter manichäischen Fabeln und Albernheiten umher, Ambrosius dagegen lehrte auf höchst heilsame Weise das ewige Leben. Allein fern ist das Heil von den Sündern, wie ich damals einer war; und dennoch näherte ich mich allmälig demselben, ohne es zu wissen."

„Denn ob ich auch nicht strebte zu lernen, was er vortrug, da es mich blos ergötzte zu hören, wie er vortrug, kamen dennoch mit den Worten, die ich liebte, zugleich auch Sachen in mein Gemüth, die ich vernachlässigte. Denn sie von einander trennen konnte ich nicht. Und indeß ich mein Herz erschloß, einzulassen, wie beredtsam er vortrüge, ging auch zugleich ein, wie Wahres er vortrug, wiewohl nur stufenweise.“

Wir sehen aus dieser Stelle, wie ein ausgezeichneter, aber ungläubiger Lehrer der Beredsamkeit bei einem Kirchenvater zu lernen sich nicht schämt; wie aber zugleich außer den schönen Worten, nach denen Augustinus besonders hascht, der Inhalt der Reden des großen Kirchenvaters in dem Gemüthe des Lehrers der Beredsamkeit eine bedeutende Umänderung in der religiösen Denkart zu machen nicht verfehlt. Wir hoffen in ähnlicher Weise durch Einführung der Lectüre der Kirchenväter in den Schulen auf die Gemüther der Jugend zu wirken.

Rührung des heil. Augustin bei den Kirchengesängen zu Mailand. Ursprung derselben. Aus den Bekenntnissen.

„Wie sehr weinte ich unter den Hymnen und Gesängen, heftig erschüttert von den Stimmen deiner lieblich tönenden Kirche! In meinen Ohren ergossen sich jene Stimmen und es thauete die Wahrheit in mein Herz, und es entbrannte daraus das fromme Gefühl der Andacht, und Thränen flossen, und wohl war mir dabei.“

„Noch nicht lange her war's, daß die mailändische Kirche diese Art des Trostes und Ermahnung in feierlichen Gesängen eingeführt hatte, wo die Brüder, in großem Einklang, Stimmen und Herzen vereinigten. Es war nämlich ein Jahr, oder nicht viel mehr, als Justina, die Mutter des jungen Imperators Valentinianus, den Ambrosius verfolgte, aus Antrieb ihrer Ketzerei, wozu sie von den Arianern war verführt worden. Wachend harrete die fromme Gemeinde die Nacht über in der Kirche, bereit mit ihrem Bischofe zu sterben. Auch meine Mutter, eine der Ersten in Sorgen und Wachen, lebte dort dem Gebete. Wir, obwohl noch kalt und nicht angeregt von den Gluten des göttlichen Geistes, wurden dennoch aufgeregt von dem

Schrecken und der Bestürzung der Stadt. Da ward der Gesang der Hymnen und Psalmen eingeführt, nach Sitte des Morgenlandes, daß nicht das Volk vor Harm und Traurigkeit verschmachte; und so ward dies beibehalten bis auf den heutigen Tag."

Im Orient sangen die christlichen Familien schon seit langer Zeit die Psalmen David's und die christlichen Hymnen. „Lehret eure Kinder," sagt Chrysostomus, „solche Lieder, und die mögen sie nicht nur beim Webestuhle und bei andern Arbeiten, sondern auch bei Tische singen. Auf den Psalm folge Gebet, damit unsere Seele und unser Haus geheiligt werde; die, welche den David mit seiner Harfe einführen, rufen damit Christum in's Haus. Mache dein Haus zur Kirche."

Tod seiner Mutter Monika. Aus den Bekenntnissen.

„Ich drückte ihr die Augen zu, und unaussprechliche Traurigkeit floß im Innersten meines Herzens zusammen und floß in Thränen über, aber auf das gewaltsame Geheiß der Seele verschluckten meine Augen ihren Quell bis zur Trockenheit, und sehr schwer war mir in einem so harten Kampfe zu Muthe. Auch der Knabe Adeodatus, der, als sie den Geist aufgab, in ein lautes Jammern ausbrach, schwieg, von uns Allen dazu genöthigt. So ward auch meine noch gleichsam kindische Regung, die sich in Thränen auflöste, durch die Stimme des Jünglingsherzens verdrängt und zum Schweigen gebracht. Denn wir hielten dafür, es gezieme sich nicht, diese Leiche mit thränenvollen Klagen und Seufzern zu ehren, da man hiedurch meist ein gewisses Elend der Verstorbenen oder gleichsam ihr gänzliches Aufhören zu beweinen pflegt. Sie aber starb nicht elendiglich, noch starb sie auch gänzlich. Hierüber haben wir als sichere Beweise die Belege ihrer Sitten und ihren ungeheuchelten Glauben."

„Höchlich erfreute mich das Zeugniß ihrer mütterlichen Zärtlichkeit, daß sie in jener ihrer letzten Krankheit über meine Dienstleistungen mich freundlich anlächelte, mich einen frommen Sohn nannte und

im großen Zartgefühl der Liebe erinnerte, nie ein bissiges, hartes oder schmähendes Wort aus meinem Munde gegen sie gehört zu haben. Was war aber dies Alles, was war auch die Ehrfurcht, die ich ihr erwies, mit jenen Diensten verglichen, die sie mir erwiesen hatte?"

„Als nun das Weinen jenes Knaben gestillt ward, griff Evodius zum Psalter und stimmte den Psalm an, den wir alle im ganzen Hause mitsangen."

Socrates. Aus der Stadt Gottes des heil. Augustinus.

„Von Socrates erzählt man, daß er der Erste war, welcher der Philosophie die Richtung gab, die Sitten zu verbessern und zu veredeln, da die meisten vor ihm sich mit naturwissenschaftlichen Gegenständen beschäftigten. Ich wage es nicht zu entscheiden, ob Socrates aus Abscheu vor dunklen und ungewissen Untersuchungen sich absichtlich nur darauf verlegte, etwas Gewisses und Bestimmtes aufzufinden, was um ein glückliches Leben zu führen nothwendig sei, in welcher Absicht auch wohl alle übrigen Philosophen ihre Kräfte in Bewegung setzen; oder ob er die Untersuchung dunkler Gegenstände deshalb vermied, weil er, wie einige aus Liebe zu ihm annehmen, nicht wollte, daß die von unreinen Begierden befleckten Seelen sich erfrechen, nach Höherem zu streben. Er bemerkte, daß sie nach den Gründen der Dinge forschten, von denen er einsah, daß sie nur in Gott ihren Anfang und ihre Vollendung haben; in Folge dessen glaubte er, daß nur ein reiner Sinn sich zu diesen Ideen erheben könne; daher war er auch der Ansicht, man müsse nach reinen Sitten streben, damit der Geist der hemmenden Leidenschaften frei geworden, zum Ewigen sich erhebe, und die Natur des unkörperlichen und unveränderlichen Lichtes, in welchem die ersten Gründe aller geschaffenen Naturen beständig leben, mit reinem Gedanken betrachte. Auch ist bekannt, daß Socrates die Thorheit der Unwissenden, die aber etwas zu wissen meinten, auch bei Untersuchungen über Fragen aus dem Gebiete der Moral, worauf er sich ganz zu verlegen schien, entweder durch das Eingeständniß seiner eigenen Unwissenheit oder durch vorgebliches Wissen oder auch durch Witzreden, feine Wendungen mit Salz vermischt, beschämte und zum Besten hatte. Da er sich auf diese Art

Feindschaften zuzog, wurde er durch falsche Anklage verurtheilt und mit dem Tode bestraft. Doch später haben eben dieselben Bürger Athens, die ihn öffentlich zum Tode verurtheilten, ihn auch öffentlich betrauert und der Groll des Volkes wandte sich gegen die Ankläger in der Art, daß einer von ihnen vom Volke getödtet wurde, der andere aber durch ein freiwilliges und ewiges Exil derselben Strafe entging. Ein so herrlicher Ruf also, den sich Socrates im Leben und im Tode erworben, verschaffte ihm viele Anhänger, welche in die Wette Untersuchungen über die Moral anstellten, und jenes höchste Gut zu finden trachteten, wodurch der Mensch glücklich zu werden hoffte. Da Socrates in seinen Unterredungen, indem er alles angreift, behauptet, umstürzt, nichts Bestimmtes zu Tage förderte, so nahm jeder, was ihm gefiel und sie stellten als höchstes Gut das auf, was jedem beliebte. Das höchste Gut aber nennt man das, wodurch einer, wenn er dahin gelangt, glücklich wird. Die Socratiker hatten aber über jenes höchste Gut so verschiedene Ansichten (was man bei den Anhängern eines einzigen Lehrers kaum annehmen sollte), daß die einen behaupteten, die Lust sei das höchste Gut, wie Aristipp; einige die Tugend, wie Antisthenes. So war jeder einer anderen Ansicht, welche alle anzuführen Zeit und Raum nicht erlaubt."

Plato der Philosoph. Aus der Stadt Gottes.

„Es wundern sich viele, wenn sie hören oder lesen, Plato habe von Gott solche Ansichten gehabt, von welchen sie anerkennen, daß sie mit der Wahrheit der christlichen Religion bedeutend übereinstimmen. Daher glauben einige, er habe auf seiner Reise nach Egypten den Propheten Jeremias gehört, oder in Egypten die heiligen Schriften gelesen. Doch eine genaue Berechnung der Zeit überführt uns, daß Plato ungefähr hundert Jahre nach Jeremias geboren worden sei. Da aber Plato 81 Jahre lebte, so rechnet man von seinem Todesjahre bis zu jener Zeit, wo Ptolemäus, der König von Egypten, die heiligen Schriften der Hebräer aus Judäa verlangte und durch siebenzig Juden, die auch die griechische Sprache verstanden, übersetzen ließ, ungefähr 60 Jahre. Daher konnte Plato auf seiner Reise weder den Jeremias, der lange früher gestorben, gesehen,

noch die heiligen Schriften gelesen haben, weil sie damals in die griechische Sprache noch nicht übersetzt waren; man müßte denn annehmen, daß er, wie die egyptische Wissenschaft, so auch die heiligen Schriften durch einen Dolmetsch kennen gelernt, nicht in der Absicht, um sie in einer Uebersetzung niederzuschreiben, was nur einem Ptolemäus für reichliche Belohnung, und da man ihn als König auch zu fürchten hatte, zu leisten möglich war, sondern um in einer Unterredung von dem Inhalte derselben so viel im Gedächtnisse zu behalten, als ihm möglich war. Dieses anzunehmen, dazu bestimmen uns einige Anzeichen. Das Buch Genesis beginnt in folgender Weise: „Im Anfange schuf Gott Himmel und Erde. Aber die Erde war wüste und leer, Finsterniß war über dem Abgrund und der Geist Gottes schwebte über den Wässern.“ Plato aber behauptet in seinem Timäus, welches Werk von der Einrichtung der Welt handelt, daß Gott bei Erschaffung der Welt Erde und Feuer zuerst verbunden habe; es ist aber offenbar, daß er dem Feuer die Stelle des Himmels gibt; es hat daher diese Ansicht einige Aehnlichkeit mit der Stelle: „Im Anfange schuf Gott Himmel und Erde.“ Die zwei in der Mitte liegenden Elemente, wodurch jene äußersten Elemente, nämlich Erde und Feuer, verbunden werden, nennt er Wasser und Luft; daher glaubt man, er deute damit auf das in der heil. Schrift Stehende hin: „Der Hauch Gottes wehte über den Wässern.“ Da er nämlich nicht genau wußte, was die heil. Schrift mit dem Worte „Hauch Gottes“ ausdrücken wolle, und da auch die Luft Hauch genannt werde, so konnte er leicht verleitet werden, daß durch jene Stelle der heil. Schrift die vier Elemente angedeutet werden.

Daß Plato aus den heiligen Schriften Vieles entnommen, behaupten noch andere Kirchenväter, als: Justinus, der Märtyrer; Clemens Alexandrinus; Origenes gegen Celsus; Eusebius de praepar. evangelica; Ambrosius in seiner 18. Rede auf den Psalm CXVIII.; Lactantius aber behauptet, zu den Juden sei Plato nicht gekommen.

Ueber den Selbstmord des Cato. Aus der Stadt Gottes. Augustinus.

Die Vertheidiger des Selbstmordes finden kaum ein Beispiel, das von Auctorität wäre, als jenen Cato, der zu Utica sich tödtete; nicht weil er der Einzige war, der dieses that, sondern weil er für einen gelehrten und biederen Mann galt, so daß man annehmen zu dürfen glaubt, daß das, was Er that, mit Recht geschehen konnte und noch geschehe. Was soll ich von dieser That wohl anderes denken und sagen, als was auch seine Freunde, die gelehrte Männer waren, und welche ihm kluger Weise abriethen, dachten, daß nämlich diese That mehr beweise von einem schwachen, als starken Sinne, in welcher sich nicht die Hoheit und Würde zeige, die das Schmähliche ablehne, sondern eine Schwäche, die das Unglück nicht ertrage? Das bewies Cato auch an seinem geliebten Sohne. Denn wenn es schmählich war, unter dem siegreichen Cäsar zu leben, warum rieth er denn seinem Sohne dazu, indem er ihm rieth, von der Güte Cäsar's Alles zu hoffen? Warum nöthigte er ihn nicht auch zum Selbstmord? Denn wenn Torquatus seinen Sohn, der gegen den Befehl des Vaters gegen die Feinde focht, ungeachtet er Sieger war, tödtete, warum schonte der besiegte Cato, der sich selbst nicht schonte, seines besiegten Sohnes? War es vielleicht schändlicher, gegen den Befehl Sieger zu sein, als mit Schmach den Sieger zu ertragen? Auf keine Weise also hielt es Cato für entehrend, unter dem siegreichen Cäsar zu leben; denn sonst hätte er von dieser Schmach mit dem väterlichen Schwerte den Sohn befreit. Was ist's also anders, als daß in eben demselben Verhältnisse, als Cato seinen Sohn liebte, für welchen er von Seite Cäsar's Schonung wünschte und hoffte, er den Cäsar um den Ruhm beneidete, auch gegen ihn schonend zu sein, wie sich Cäsar selbst ausdrückte; oder um eines gelinderen Ausdruckes uns zu bedienen, schämte sich Cato?"

Selbstmord ist nie Seelengröße. Stadt Gottes. Augustinus.

„Wer immer den Selbstmord verübt hat, ist vielleicht wegen seiner Seelengröße zu bewundern, aber von Seite nüchterner Weisheit schlechterdings nicht zu loben. Betrachtet man aber die Sache noch näher, so ist nicht einmal der Ausdruck Seelengröße mit Recht anzu-

wenden, wenn ein Mensch, wenn er Ungemach oder fremde Fehler nicht ertragen kann, sich selbst tödtet. Man findet vielmehr, daß ein solcher Geist schwach zu nennen sei, der weder harte Knechtschaft, noch die thörichte Meinung des Pöbels ertragen kann; und wirklich ist jene Seele größer zu nennen, welche im Stande ist ein Leben voll Ungemach eher zu ertragen, als zu fliehen, und das Urtheil der gemeinen Volksmenge, welche gewöhnlich von dem Nebel des Irrthums umhüllt ist, im klaren Bewußtsein eines reinen Gemüthes mit Füßen zu treten. Muß man schon die Ansicht hegen, daß Selbstmord was Großes ist, so ist wahrlich jener Cleombrotus der Mann, den man in dieser Beziehung groß nennen sollte; man erzählt von ihm, daß er nach Durchlesung des platonischen Phädon sich vom Thurme herunterstürzte und so aus diesem Leben wanderte in ein anderes, welches er für besser hielt. Es bedrängte ihn kein Unglück, kein Verbrechen, weder ein wirkliches noch ein eingebildetes, dem er sich, da er es nicht ertragen könne, entreißen müsse; nichts trieb ihn an, um sich den Tod zu geben und die angenehmen Fesseln dieses Lebens zu zerreißen, als blos seine Seelengröße. Und gleichwohl ist die That eher groß, als gut zu nennen; Plato selbst, den er gelesen hat, könnte ihm Zeugniß davon geben; denn gewiß hätte dieser es selbst gethan, oder vorgeschrieben, wenn er nicht mit eben demselben Geiste, mit welchem er die Unsterblichkeit der Seele ahnte, eingesehen hätte, daß man dies nicht thun dürfe, ja im Gegentheile sogar verhindern müsse."

„Aber, wendet einer ein, es haben sich ja viele selbst getödtet, um nicht in die Hände der Feinde zu kommen? Wir fragen nicht blos, ob es geschehen sei, sondern, ob es geschehen durfte. Denn eine vernünftige Ansicht von den Dingen ist auch Beispielen vorzuziehen; mit einer vernünftigen Ansicht stimmen auch Beispiele überein, aber nur solche, welche je mehr sie durch fromme Ergebung hervorragen, desto nachahmungswürdiger sind."

Von der natürlichen Theologie. Aus der Stadt Gottes. Augustinus.

„In Betreff der Theologie, die man die natürliche nennt, lassen wir uns nicht mit dem ersten besten Menschen in eine Besprechung ein; nur mit den Philosophen hat man es hiebei zu thun. Dieser

Name bedeutet einen Freund der Weisheit; wenn aber Gott selbst die Weisheit ist, durch welche alles geschaffen worden, wie es uns die göttliche Autorität und Wahrheit gelehrt, so ist der wahre Philosoph auch ein Freund Gottes. Weil aber die Sache selbst, welche durch dieses Wort ausgedrückt wird, nicht in allen zu finden ist, die sich diesen Namen geben, so hielt ich es für zweckmäßig, aus allen Philosophen, deren Ansichten ich aus ihren Werken kennen lernen konnte, jene auszuwählen, mit denen man sich in würdiger Weise in eine Untersuchung einlassen darf. Meine Absicht ist es aber keineswegs, alle Irrthümer aller Philosophen zu widerlegen, sondern nur jene, die sich auf die Theologie beziehen; und da wieder nicht von allen Philosophen, sondern nur von jenen, welche wohl eingestehen, daß es eine Gottheit gebe, und daß sie sich um menschliche Angelegenheiten bekümmere, daß aber zur Erlangung eines glückseligen Lebens nach dem Tode der Cultus eines einzigen unveränderlichen Gottes nicht genüge, sondern daß viele Götter, freilich von jenem einzigen Gotte geschaffen und eingesetzt, zu verehren seien. Die Platoniker kennt gewiß jeder, wenigstens von Hörensagen; von Plato also will ich Einiges in Kürze besprechen 2c."

Bruchstücke aus Clemens Alexandrinus.

Dieser große Kirchenlehrer erzählt von sich, daß er von Kindheit auf sittlich-gut gelebt habe, aber von dem Gedanken, daß die Dinge wieder in das Nichts zurücksinken müßten, unaufhörlich gequält und fast bis zum Tode abgezehrt worden. Diese Seelennoth habe ihn nach Rettung getrieben, welche er vorerst in den Schulen der Philosophen gesucht, aber so wenig gefunden, daß diese Noth vielmehr zur Verzweiflung gestiegen sei; er habe versucht sich leichtsinnig darüber wegzusetzen, aber umsonst, sein Seufzen und Ringen habe ihn nicht ruhen lassen. In Egypten habe er von dem Sohne Gottes gehört, der in Judäa erschienen und das ewige Leben allen denen verheißen, die an ihn glaubten; da habe er sich mit dem Evangelium bekannt gemacht und sei gläubig geworden.

Man soll in der Wahl der Wörter und des Ausdruckes nicht zu ängstlich sein.
Stromat. I. p. 214.

„Der Pythagoräer spricht in Platon's Politikos: „Bist du der Namen wegen nicht allzu sorgfältig, so wirst du im hohen Alter reicher an Klugheit auftreten." Du wirst ferner im Theätetos finden: „Das gefallsüchtige Spiel mit Namen und Worten, das allzu genaue Abwägen der Ausdrücke ist meistentheils, obschon es hin und wieder nothwendig ist, niedrig und sclavisch. Leichte, unaffectirte Bewegung in der Rede gefällt gewöhnlich besser." Ein Gleiches spricht die Schrift ganz kurz aus, wo es heißt: „Halte dich nicht viel in Worten auf; wer nach Worten hascht, wird nichts haben." Die Diction ist wie das Kleid am Leibe. Die Sache selbst wie das Fleisch und die Nerven. Folglich darf man für den Ausdruck nicht mehr Sorge verwenden, als man für des Leibes Pflege trägt: denn der, welcher das wahre Leben erwählt hat, muß sich nicht nur eine frugale Lebensweise, sondern auch eine von überflüssigem Putze und Prunke entfernte Redensart anzueignen suchen. Leckerbissen verschmähen wir als tückische Dinge, weil sie zur Unzucht reizen. Für solche Dinge hielten auch die alten Lacedämonier ganz richtig die Salbe und den Purpur, und gaben ihnen deswegen den Namen tückische Kleider und tückische Salben. Jener Aufwand an Speise, welcher mehr Gewürz, als Nahrungsstoff liefert, ist nicht ehrbar. So ist auch der Gebrauch der Rede, welcher die Zuhörer mehr belustigen, als zum Guten fördern kann, weder schön, noch ein Beweis von Bildung. Pythagoras behauptet, daß man die Musen für besser halten müsse, als die Sirenen, indem er lehrt, Weisheit habe nichts mit der Lust zu thun, die Lust der Sirenen verführe nur."

Wie geschickt aber die Väter umzugehen wußten, aus der barbarischen Einfachheit der heiligen Schriften auf ihren göttlichen Ursprung zu schließen, und dieses Argument den Heiden gegenüber anzubringen, ersehen wir aus einer Stelle Isidors von Pelusium, eines Freundes des heil. Chrysostomus: „Die gescheidten Griechen geben ziemliche Blößen, indem sie nicht bemerken, daß sie durch ihre Einwendungen gegen die Christen ihren eigenen Ruhm selbst

zu Grunde richten. Sie sagen, die göttliche Schrift verdiene keine Achtung, weil sie nur aus barbarischen Worten bestehe, aus fremden Erdichtungen von Namen zusammengebracht sei, der nothwendigen Redeverbindungen entbehre, und durch Einprägung überflüssiger Dinge den Sinn dessen, was gesagt werde, störe. Aber eben daraus mögen sie die Macht der Wahrheit kennen lernen; denn wie geschah es wohl, daß jene rohe, einfältige Redeweise sich dennoch Beifall verschaffen konnte? Die weisen Leute mögen zeigen, wie die an so vielen großen Barbarismen und Solöcismen leidende Schrift dennoch den Irrthum überwinden konnte, der mit einer so attischen Wohlredenheit ausgerüstet war. Woher kam es wohl, daß Platon, jener Vortreffliche unter allen heidnischen Philosophen, nicht Einen Gewalthaber auf seine Seite bringen konnte? diese rohe barbarische Wahrheit aber, welche so viele Solöcismen macht, Erde und Meer auf ihre Seite gebracht hat?"

Schön widerlegt Arnobius, Lehrer der Beredsamkeit, die Heiden wegen des Vorwurfes, den sie den Christen wegen der in ihren heiligen Schriften vorkommenden Barbarismen machten:

„Man sagt, eure Schriften sind mit Sprachfehlern, mit Unregelmäßigkeiten besäet und mit unförmlichen Gebrechen befleckt." „Eine wahrlich kindische und engherzige Beschuldigung, welche, wollten wir auch ihre Wahrheit zugeben, wir doch durch unsern Gebrauch einiger Fruchtarten niederschlagen, die mit Dornen und anderem Unkraut, welche uns nicht ernähren können, aufwachsend, gleichwohl nicht verhindern, daß wir doch das genießen, was ursprünglich den Vorzug hat, und die Natur uns dienlich zu sein bestimmte. Was nämlich, frage ich, schadet, oder welche Hemmung geschieht der Erkenntniß, ob etwas glatt oder rauh mit Härte ausgesagt wird? ob man mildert, was geschärft, ob man schärft, was gemildert werden sollte? oder warum ist das Gesagte minder wahr, wenn in der Zahl, im Casus, im Satz, in der Participialconstruction, in der Verbindung gefehlt wird? Dieser Redepomp und die nach den Regeln losgelassene Sprache mag der Rednerbühne, den Advocaten, dem Forum und den Richtern bewahrt bleiben; ja auch Jenen überlassen werden, welche auf vergnüg-

liche Liebkosungen sinnend, all ihr Trachten dem Schimmer der Worte zuwenden. Wird von Dingen, die außer dem Bereich des eitlen Prunks liegen, gehandelt, so muß man, was gesagt wird, beachten, nicht aber mit weichlicher Anmuth; nicht was die Ohren kitzelt, sondern was den Hörenden Nutzen bringt. Um so mehr, da uns auch Einige der Weisheit Geweihte bekannt sind, welche nicht nur die Pflege der Rede unterließen, sondern auch, da sie doch geschmückter und reichhaltiger sich ausdrücken konnten, absichtlich der gemeinen Sprache folgten, um nämlich die Kraft des Nachdruckes nicht zu vernichten, und sich nicht vielmehr mit sophistischer Prahlerei vernehmen zu lassen. Allerdings kommt das Trachten nach Lust bei ernsthaften Dingen nur schlaffen Herzen zu. Wiewohl, achtest du auf das Wahre, keine Rede von Natur unverdorben, wie auch keine desgleichen fehlerhaft ist."

Arnobius war Lehrer der Beredsamkeit in Numidien. Er war ein Feind des Christenthums, aber wunderbare Träume führten ihn demselben zu. — Der Bischof, der Zweifel in die Aufrichtigkeit seiner Bekehrung setzte, ertheilte ihm die Taufe nicht. Arnobius verfaßte deshalb eine in sieben Bücher abgetheilte Widerlegung der Heiden. Er ist in seinem Ausdrucke nachdrücklich, theilweise zierlich und erhaben; voll Geist, scharfsinnigen Wendungen und schlagenden Argumenten; mit treffender Ironie beleuchtet er der heidnischen Lehre Blößen und Absurditäten. Sein Werk ist mit vielfacher Literaturkenntniß abgefaßt, reich an Materialien zur Kunde der griechischen und römischen Mythologie; ja es finden sich Thatsachen, die in seinem Werke allein aufbewahrt worden. — Vossius nennt ihn den Varro der Kirchenschriftsteller.

Macht der christlichen Lehre im Vergleiche mit den schwankenden Ansichten der Philosophen. Clemens Alexandrinus. Strom. VI. p. 827.

„Die Philosophen gefielen blos den Griechen, und noch dazu nicht allen; sondern Socrates war dem Platon Alles; Platon dem Xenocrates, Aristoteles dem Theophrast, und Zeno dem Cleanth. Jeder von ihnen überzeugte nur seine Anhänger. Das Wort unseres Lehrers blieb aber nicht blos in Judäa, wie die Philosophie in Hellas, sondern es breitete sich über die ganze

Erde aus, überzeugte zugleich Griechen und Barbaren, gewann Dörfer und ganze Städte. Ja bis jetzt leitet es ganze Familien und Jeden, der es hörte; auch nicht wenige selbst aus den Philosophen zur Wahrheit hinüber. Von der griechischen Philosophie ist es etwas Bekanntes, daß sie sich gleich zum Untergang neigt, fällt es irgend einer Obrigkeit ein, sie zu verbieten. Auf unsere Lehre aber legten schon von ihrer ersten Verkündigung an Könige und Tyrannen ihre Verbote. Alle Gewalthaber und Obrigkeiten sammt ihren Schergen und andern unzählbaren Dienern führten gegen uns Krieg, gaben sich alle mögliche Mühe uns auszurotten. Dabei kommt jedoch unsere Lehre immer mehr in Blüthe; denn nicht stirbt sie, wie eine menschliche Lehre aus, noch wird sie welk wie eine schwache Gabe. Sie bleibt immer so, daß man sie nicht verbieten, ihre Verbreitung nicht hindern kann; ist gleich vorhergesagt, sie werde Verfolgung erleiden."

Ueber die Philosophie der Griechen. Clemens Alexandrinus. Strom. Lib. I.

„Es ist mir wohl bekannt, was von einigen, die Alles thörichter Weise fürchten, gar häufig vorgebracht wird, indem sie sagen, man müsse nur bei dem verweilen, was durchaus nothwendig sei, und was auf den Glauben Bezug hat; man müsse alles Fremdartige und Ueberflüssige außer Acht lassen, weil es uns zu viel zurückhält von dem, was wesentlich ist. Andere sind sogar der Ansicht, die Philosophie sei nur zum Verderben der Menschen an's Licht gekommen, als stamme sie von einem Verführer ab. — Es ist aber durchaus unmöglich, die Griechen zu widerlegen, wenn man sich ihren Ansichten gegenüber einer einfältigen Sprache bedient; man muß in die Details ihrer Ansichten eingehen und von ihnen Kenntniß nehmen. Vieles, was dem Künstler zum Hauptzwecke nicht förderlich ist, dient wenigstens als Zierde. Einige haben behauptet, die Philosophie sei das deutlichste Bild der Wahrheit, den Griechen als ein Geschenk vom Himmel gegeben, da sie doch nur die Erfinderin von Irrthümern und schlechten Handlungen ist. Vor der Ankunft des Herrn war die Philosophie den Griechen nothwendig zur Gerechtigkeit; jetzt aber ist sie nützlich zur Verehrung Gottes und zur Frömmigkeit für jene, die sich im Glauben stärken mittels der Beweisführung. Von allen Gütern ist Gott der Urheber;

von den einen wohl insbesonders, wie von dem alten und neuen Testamente; von andern Gütern ist er Urheber nach consequenter Schlußfolge, als z. B. von der Philosophie. Vielleicht ist sie insbesonders damals auch den Griechen gegeben worden, ehe Gott auch die Griechen zu sich berufen. Denn auch sie belehrte wie ein Pädagog; so wie das Gesetz die Hebräer Christo zuführte. Wenn ich aber von Philosophie spreche, so meine ich hier nicht die Stoische, noch die Platonische, noch die Epicureische, noch die Aristotelische, sondern das, was insgesammt von allen diesen Secten Richtiges gesagt worden ist, wenn es auf Gerechtigkeit und frommen Sinn hinzielt; eine Auswahl des Besten von Allem, das nenne ich Philosophie. Abraham ist nicht gerechtfertigt wegen seiner Werke, sondern wegen seines Glaubens; den Griechen aber wird es nach ihrem Tode nichts helfen, wenn sie auch jetzt gerecht lebten, wenn sie den Glauben nicht haben. Daher ist auch die heilige Schrift in griechischer Sprache verfaßt, damit sie keinen Vorwand ihrer Unwissenheit vorbringen können, da sie das was wir haben, hören können, wenn sie nur wollen."

„Viele, welche sich für geistreich halten, wollen mit der Philosophie nichts zu thun haben, kümmern sich nicht um Dialectik, ja nicht einmal um die Betrachtung der Natur, sondern halten sich allein an den Glauben; gerade so wie einer, der sich um den Weinstock gar nicht bekümmert, sofort Trauben haben will. Schneiden, graben, jäten, binden muß man. So wie beim Ackerbau es der Fall ist, so ist's auch bei der Medicin. Mit Nutzen hat sie der studirt, der verschiedene Zweige des Wissens sich eigen gemacht, um in jener desto mehr Fortschritte zu machen. So halte ich jenen für einen tüchtig gebildeten Mann, der alles auf die Wahrheit bezieht, so daß er sogar aus der Geometrie, Musik, Grammatik und Philosophie das Nützliche ziehend seinen Glauben bewahrt, der sich durch keine List und keine Fallstricke beirren läßt. Männer, welche die Gabe der Rede besitzen, nähern sich jenen, die durch gute Handlungen sich auszeichnen. Erquickend ist für die Seele eine gelehrte Rede, und muntert auf zur Sittlichkeit. Glücklich derjenige, der nicht blos die rechte Hand, sondern beide Hände gebrauchen kann. Aber

Streitsucht und Sophistik muß man hintan halten; sie geben nur einen Cadmeischen Sieg."

Eine Stelle aus Origenes gegen Celsus 1. 2. 1.; über den Glauben; schönberedt und schlagend.

Origenes wurde in Alexandrien von tüchtigen Lehrern gebildet. Er hatte die alten griechischen Philosophen kennen gelernt und war besonders auf diesem Wege dahin gekommen, die Vorzüge des Christenthums desto gründlicher zu würdigen, von dessen Kraft er schon als angehender Jüngling mächtig durchglüht war. Daher wußte er auch einen der scharfsinnigsten Gegner desselben, den Celsus, dem es eine Thorheit war, daß Gott die Sünder annehme, den Hoffärtigen widerstehe, die Demüthigen begnadige, und daß das Reich Gottes den geistlich Armen zu Theil werden sollte, gründlich zu widerlegen; seinem Spotte setzte er die Erfahrung entgegen, daß öfters Feinde dieser Religion gewissermaßen gegen ihren Willen in eifrige Bekenner derselben umgewandelt wurden. Wegen seines Fleißes wurde er der „Diamant'ne" genannt. Seine Werke sind für Philologen eben so wichtig als für Theologen. Sein Lehrtalent, welches er in der berühmten Katechetenschule zu Alexandrien entwickelte, war ausgezeichnet. Bei allem hatte er das Ziel, seinen Schülern anschaulich zu machen und ihnen den Sinn einzuflößen, wie sie Alles zum Dienste des Christenthums gebrauchen und auf das Göttliche beziehen sollten. Manche seiner Schriften sind für die Pädagogik sehr wichtig.

„So viele Tausende haben bereits geglaubt, und ihr Glaube hat sie aus dem Kothe der Sünden und Laster, worin sie sich befanden, herausgezogen. Man frage diese gläubige Menge, ob es ihr zuträglicher gewesen, einfältig und ohne langwierige Prüfung zu glauben, daß den Frommen eine selige Ewigkeit, den Bösen aber eine unendliche Qual bestimmt sei, und sich durch diesen Glauben bewegen zu lassen, ihren Wandel zu ändern, ihre Sitten zu bessern? Oder ob sie mehr Nutzen davon gehabt haben würden, wollten sie nicht ohne Weitschweifigkeit glauben, sondern mit ihrer Bekehrung, Besserung so lange zu warten, bis sie alle Theile unserer Religion genau und

sorgfältig untersucht hatten? Ich bin überzeugt, daß die noch Unbekehrten, etliche wenige etwa ausgenommen, nie dahin gelangen werden, wohin Jene ihr einfältiger aufrichtiger Glaube geführt; sondern sie werden in ihrem ungeordneten Leben beharren, wollen sie Alles, was ihnen vorgetragen wird, vorher scharf prüfen. Wir leugnen nicht, daß wir denen, die sich aus ihren Geschäften nicht herauswickeln, der Untersuchung der Wahrheit nicht ganz sich hingeben können, den unsern Gegnern so verächtlich scheinenden, einfältigen Glauben anpreisen; da aus Erfahrung wir gelernt, wie nützlich er den meisten Menschen sei. Wie aber treiben es unsere Widersacher? Sie thun eben dasselbe, obschon sie es nicht eingestehen wollen. Warum wählen die zur Philosophie Lust haben und an eine Secte der Weisen sich anschließen, entweder weil der Zufall sie dahin leitet, oder weil sie etwa einen Lehrer der Secte treffen; warum wählen diese die Partei, zu der sie sich schlagen? Weil sie einfältig glauben, sie sei besser als die übrigen. Wer nimmt sich die Mühe, aller Schulen Grundlehren, die Beweise, womit jede ihre Meinungen befestigt, und der Uebrigen Gegenbeweise geduldig anzuhören, zu erwägen, bevor er sich entschließt, zu der Secte des Aristoteles, des Zeno, des Epicurs oder einer andern hinzutreten? Die Ursache, welche die Meisten bewegt, sich zu den Stoikern z. B. zu wenden und die übrigen Disciplinen der Philosophie zu verwerfen, ist, man mag es zugestehen oder ableugnen, keine vernünftige Ueberlegung, kein nach bedachtsamer Prüfung gefaßter Entschluß. Man läßt Platon fahren, weil man blindlings glaubt, seine Lehre sei zu gemein, zu niedrig. Den Aristoteles, weil man gehört, er räume den Begierden der Menschen zu viel ein, und gebe leichter als die übrigen Weisen zu, die Dinge, welche man Güter zu nennen pflegt, seien wirkliche Güter. Ja sind nicht einige, da sie nur daran dachten, den Bösen gehe es in der Welt wohl, den Guten aber übel, so dadurch betäubt, geblendet worden, daß sie sich unbedachtsam denen zuwendeten, die von keiner Vorsehung hören wollen und die Lehre Epicur's annahmen? Ist es nun vernünftig, den Stiftern der gelehrten Secten, sowohl unter den Griechen als Barbaren, ohne Untersuchung zu glauben, wie viel mehr wird man dem unendlichen Gott

trauen müssen und dem, der uns gelehrt, daß wir keinen andern als Gott allein verehren, anbeten, alle übrigen Dinge aber gering schätzen sollen; die entweder Nichts sind, oder sind sie Etwas, vielleicht einige Achtung und Ehre, doch keinen Dienst, keine Anbetung verdienen? Wer indeß nicht blos glauben, sondern Alles mit der Vernunft beleuchten will, der behält seine Freiheit, die Gründe und Beweise, welche sich ihm entweder selbst angeboten, oder die er durch Nachsinnen, Ueberlegen gefunden, vorzutragen. In den meisten menschlichen Dingen muß man es auf den guten Glauben ankommen lassen. Ist es nicht weit verständiger, Gott selber zu glauben? Man schifft, man heiratet, man zeugt Kinder, man pflanzt und säet. Warum? weil man sich versichert, Alles werde gut und zum Besten ausfallen. Dieser Glaube kann betrügen, und wie oft betrügt er wirklich. Ungeachtet dessen wagen sich die Menschen herzhaft auch an solche Dinge, die höchst zweifelhaft und eher leicht böse, als gut ausschlagen können, weil sie eben glauben, das Beste werde erfolgen und Alles nach Wunsch gehen. Erhält die Hoffnung, der Glaube, Alles werde nach unserem Willen sich fügen, die Menschen in den Dingen, deren Ausgang nicht abzusehen, bei Muth und Kraft; haben dann jene, welche nicht schiffen, nicht heiraten, nicht säen und pflanzen, oder andere dergleichen weltliche Dinge nicht unternehmen, sondern sich dem Gott, der alle Dinge erschaffen, überlassen, nicht weit mehr Ursache, sich dem Glauben hinzugeben? Die auf den sehen, der mit unendlicher Geistesstärke, mit einer göttlichen Großmuth sich willig in die äußerste Noth begeben, ja eine Art des Todes, die in der Welt für schimpflich gehalten wird, dulden wollen; damit er diese Lehre allen Bewohnern der Welt kund machen möge; und noch dazu denen, die Er zuerst zu seinen Jüngern, wie Zeugen, erwählt, die Lehre hinterließ, sie sollten weder durch die größten Gefahren, noch durch des Todes tägliche Gegenwart sich abschrecken lassen, seine Lehre zu der Menschen Seligkeit durch die ganze Welt auszubreiten."

Auch Arnobius hat eine schöne Stelle in Betreff des Glaubens oder einer höheren Autorität, c. 9. 10.

„Glaubt nicht jeder von euch dieser oder jener Autorität? Wer

da sagt, der gesammten Dinge Ursprung sei Feuer oder Wasser, glaubt der nicht dem Thales oder Heraclit? Wer den Urgrund in die Zahlen setzt, glaubt der nicht dem samischen Pythagoras, dem Archytas? Wer die Seele spaltet und unkörperliche Urbilder aufstellt, glaubt der nicht dem socratischen Platon? Wer das fünfte Element den ersten Ursachen zufügt, glaubt der nicht dem Vater der Peripatetiker, Aristoteles? Wer das Feuer die Welt bedrohen läßt, es werde mit der Zeit dieselbe verzehren, glaubt der nicht dem Chrysippus, dem Zeno? Wer durch die untheilbaren Körper die Welt entstehen und vergehen läßt, glaubt der nicht dem Epicur, dem Democrit, dem Metrodor? Wer annimmt, der Mensch vermöge Nichts zu erkennen und Alles sei in Finsterniß eingehüllt, glaubt der nicht dem Arcesilaus, dem Karneades? nicht irgend einem Verehrer der alten und neuen Akademie? Und hat Heraclit die Entstehung der Dinge durch des Feuers Wandlung; Thales die durch des Wassers Verdichtung gesehen? Hat Pythagoras derselben Hervorgehen aus den Zahlen, hat Platon die unkörperlichen Urbilder, Democrit der untheilbaren Körper Zusammenstoßen geschaut? Oder wissen Jene, welche dafür halten, man könne Nichts durchaus begreifen, ob das, was sie sagen, wahr sei? oder sehen sie ein, das selbst Ausgesprochene, was sie festsetzen, sei die Wahrheit? Da ihr also Nichts gewiß und zuverlässig besitzt, und Alles was ihr schreibt und in tausend Büchern zusammenfasset, unter des Glaubens Führung bewahret; wie höchst ungerecht ist dann eure Aburtheilung, daß ihr unsern Glauben verlacht, den ihr doch mit uns gemeinschaftlich zu haben bemerkt? Aber ihr glaubt weisen, in allen Arten des Wissens unterrichteten Männern? denen nämlich, welche Nichts wissen und auch nicht Eins enthüllten; welche um ihrer Meinungen willen mit den Widersprechenden Streit anfangen und mit feindseliger Hartnäckigkeit immerdar fortfechten; welche, in so fern Einer des Andern Sätze erschüttert, stürzt und vernichtet, Alles insgesammt ungewiß machen und durch ihre Uneinigkeit selbst darthun, daß man eigentlich nichts wissen könne."

Ueber die Schönheit und Zweckmäßigkeit der Dinge in der Natur. Origenes Comment. in Ps. Fragm. e Tom. I.

„Bei dem Meisterstücke der Welt zeigt sich die göttliche Kunst nicht blos am Himmel, an der Sonne, am Monde und an den Sternen: denn diese Himmelskörper werden ganz von ihr durchströmt; sondern sie hat auch auf Erden an der ziemlich schlechten Materie dergestalt gewirkt, daß auch die Körper der geringsten Thierchen von dem weisen Schöpfer nicht vernachlässigt erscheinen. Um wie viel weniger erst die ihnen einwohnenden Seelen, von denen jede eine besondere Eigenschaft erhalten hat, wie man z. B. am Thierreiche eine besondere Art und Weise der Selbsterhaltung bemerkt. Ja, die göttliche Kunst hat nicht einmal die Gewächse des Erdbodens vernachlässigt, da jedem derselben etwas Kunstreiches in den Wurzeln, in den Blättern, in den hervorgebrachten Früchten und dem Unterschied ihrer mannigfachen Eigenschaften inne wohnet. — Es gibt Manches in der Schöpfung, was die menschliche Natur mit harter Noth oder gar nicht entziffern kann. Deswegen darf doch Niemand Gott, den Schöpfer des Alls, anklagen, kann er z. B. die Ursache nicht finden, warum Schlangen und andere giftige Thiere geschaffen worden; denn da ist es heilige Pflicht, daß wir, überzeugt von unsers Geschlechtes Schwäche, von dem Unvermögen, der göttlichen Kunst Gründe einzusehen, beobachten wir sie auch mit dem größten Fleiße, die Kenntniß derselben Gott allein zueignen, der uns in der Folge, werden wir einmal für würdig erachtet, das enthüllen wird, auf was wir jetzt unsern Blick mit Ehrfurcht richten."

Verwandt mit dieser Stelle ist folgende von Arnobius. I. c. 11.

„Du wagst zu sagen, dies und jenes ist in der Welt ein Uebel, davon du weder den Ursprung, noch die Ursache erklären, lösen magst; und weil es deiner Genüsse, vielleicht auch Begierden, Lust hindert, nennst du es verderblich und widrig. Wie also, weil die Kälte deinen Gliedern zuwider ist, deines Blutes Hitze zu kühlen pflegt, deshalb soll kein Winter in der Welt sein? Und weil du die sengenden Sonnenstrahlen nicht zu übertragen im Stande bist, so muß der Sommer aus dem Jahre getilgt und nach anderen Gesetzen eine andere Natur

neuerdings organisirt werden? Die Nießwurzel ist den Menschen ein Gift, soll sie um deswillen nicht wachsen? Der Wolf stellt den Schafen nach, liegt die Schuld wohl an der Natur, daß sie das grausame Thier hervorgebracht hat? Die Schlange tödtet durch ihren Biß; soll ich etwa den Ursprung der Dinge verfluchen, daß er so grausame Ungethüme den athmenden Geschöpfen beigefügt?"

Eine ähnliche Stelle von Basilius dem Großen. Sie ist schön und zeugt von vielseitiger Kenntniß der Natur und des Lebens, wie Alles, was Basilius schrieb. Homil. XI. 5. 6. in Hexaem.

„Die Erde sprosse die Pflanze des Krautes. Sogleich wurden mit den nährenden Pflanzen auch die schädlichen hervorgebracht; mit dem Getreide der Schierling, mit den übrigen Nahrungspflanzen die Nießwurz, das Eisenhütchen, der Alraun, der Mohnsaft. Wie nun? Sollen wir die Danksagung für die nützlichen Dinge unterlassen und den Schöpfer wegen der unserm Leben schädlichen anklagen? Sollen wir nicht dies erwägen, nicht Alles sei unsers Bauches willen geschaffen? Die für uns bestimmten Nahrungsmittel sind zur Hand, Allen wohl bekannt. Jedes Geschöpf aber erfüllt in der Schöpfung eine eigenthümliche Bestimmung; denn deswegen, weil das Stierblut für dich schädlich ist, durfte dieses Thieres Erschaffung, dessen Stärke unser Leben zu so vielen Dingen bedarf, nicht unterbleiben; noch auch durfte dieses Thier, wurde es erschaffen, deshalb ohne Blut sein; sondern die dir einwohnende Vernunft reicht hin, dich vor schädlichen Dingen zu bewahren. Wissen die Schafe und Ziegen nämlich sich vor dem ihrem Leben Schädlichen zu hüten, indem sie nur durch den Sinn das Schädliche unterscheiden; ist es da für dich, dem sowohl die Vernunft, als auch die Arzneikunde, welche das Nützliche darbietet, wie die Erfahrung derer, welche früher Schädliches genossen, zu Gebote stehen, dir rathend das Schädliche zu fliehen, schwer dasselbe zu meiden? Keines dieser Dinge ist aber umsonst, unnütz geschaffen: denn entweder geben sie einem Thiere Nahrung, oder sind von der Arzneikunde auch für uns selbst als Linderungsmittel mancher Krankheit erkannt worden. Den Schierling fressen die Staare, und entgehen durch ihre Leibeseinrichtung der schädlichen Wirkung des Giftes, denn an dem

Magenmunde zarte Oeffnungen habend, verdauen sie den Schierling früher, als die von ihm ausgehende Erkältung die edlern Theile ergreift. Die Nießwurz aber ist eine Nahrung der Wachteln, welche durch ihres Temperamentes Eigenschaft dem Verderben entgehen. Ja eben diese Gewächse sind uns sogar nach Umständen nützlich; denn durch den Alraun führen Aerzte Schlaf herbei; durch das Opium stillen sie heftige Leibschmerzen; durch den Schierling haben manche die Wuth der Begierden gedämpft, und durch die Nießwurz viele langwierige Krankheiten gänzlich gehoben. Somit verwandelte sich die Klage gegen den Schöpfer erhoben in eine Vermehrung des Dankes für dich.".

Als Beispiel einer kühnen Vertheidigung der Christen, deren Menge man jedes Unglück von Seite der Heiden zur Last legte, stehe hier eine Stelle des beredten Tertullian aus seiner Schutzschrift für die Christen.

„Erhebt sich etwa die Tiber gegen die Mauern; unterläßt der Nil die Ufer zu übersteigen; ist der Himmel wolkenleer; erbebt die Erde; ist Hungersnoth; wüthet Seuche; alsobald schreit man: „Die Christen dem Löwen!" So Viele für Einen? Aber ich bitte euch, wie viele Plagen haben schon vor Tiber, d. h. vor Christi Ankunft, das Reich und die Stadt betroffen? Wir lesen, daß die Inseln Hieran, Anaphen, Delos, Rhodos und Kos, durch Erdbeben zerstört, viele tausend Menschen verloren. Auch erzählt Platon, der größere Theil von Asien und Afrika sei durch das atlantische Meer versenkt worden. Das korinthische Meer legte ein Erdbeben trocken, Lucanien trennte des Wassers Gewalt von Italien und es ward Sicilien genannt. Dies Alles konnte nicht ohne die Verletzung der Bewohner geschehen. Wo waren nun damals, ich will nicht sagen, die eure Götter verachtenden Christen, sondern eure Götter selbst, als die Wasserflut die ganze Erde überschwemmte, oder nur die Niederungen, wie Plato meint? Daß sie aber jünger, als jene Flut seien, bezeugen die Städte selbst, in welchen sie geboren wurden und gestorben sind, wie auch die, welche sie erbauten, denn dieselben wären ja nicht vorhanden, wenn sie nicht nach jener Verwüstung entstanden wären.

Noch hatten die aus Egypten abgezogenen Juden Palästina nicht besetzt, noch hatte die christliche Secte daselbst nicht ihren Anfang genommen, als der Feuerregen in den nahe gelegenen Gegenden Sodoma und Gomorra aufzehrte. Noch jetzt riecht der Boden nach dem Brande, und gedeihen auch daselbst dem Anschein nach Baumfrüchte, so zerfallen sie doch bei der Berührung in Asche. Aber selbst weder Tuscien noch Campanien konnte damals schon über die Christen sich beklagen, als die Volsinier vom Himmel, die Tarpejer von ihrem Berge mit Feuer überschüttet wurden. Niemand betete noch in Rom den wahren Gott an, als Hannibal bei Cannä die Ringe der erschlagenen Römer mit Scheffeln maß. Alle eure Götter wurden von Allen verehrt, als die Senonen das Capitol selbst einnahmen. Und gut war es, daß, betraf solch ein Unheil die Städte, derselbe Sturm Tempeln wie Mauern niederwarf, zum offenbaren Beweis, daß es nicht von den selbst betroffenen Göttern herrührte."

Bei dem heiligen Augustin lesen wir noch das Sprichwort: „Non pluit Deus, duc ad Christianos." Gott läßt nicht regnen, gib den Christen die Schuld.

Auch Arnobius behandelte diesen Gegenstand. Nur ein kleines Bruchstück geben wir hier. I. Buch. cap. 4. 5.

„Wann führte man mit wilden Thieren Kriege und kämpfte mit Löwen? nicht vor uns? Wann kam den Völkern die Gefahr von giftigen Schlangen? nicht vor uns? Weil ihr nun ferner gewohnt seid, uns die Veranlassung häufiger Kriege vorzuwerfen, die Verwüstungen der Städte, die Einfälle der Germanen und Scythen, so will ich euch deswegen mit eurer Erlaubniß und gütigen Nachsicht sagen, was an dem Gesagten eigentlich sei, und ihr aus Lust zu Ränken nicht seht. Daß vor zehntausend Jahren eine große Menge Menschen von der Insel, welche man für die Atlantis des Neptuns hält, wie Platon darthut, hervorbrach und eine Unzahl Nationen gänzlich vertilgte, daran waren wir Schuld? Daß die Assyrier und Bactrianer unter Anführung des Ninus und Zoroasters einst nicht blos mit dem Schwert und Truppenmacht kriegten, sondern auch mittels der Magier und mit den geheimen Disciplinen der Chaldäer, dies geschah durch

unsere Mißgunst? Daß Helena unter dem Schutze und auf Antrieb der Götter entführt, ihrer Zeit und der Zukunft ein grauses Verhängniß wurde, dieses Verbrechen ist unserer Lehre beizulegen? Daß jener frevelhafte Xerxes das Meer dem Festlande einfügen und überschreiten wollte, dies vollbrachte er unseres Namens wegen? Daß ein innerhalb Macedoniens Grenzen entsprossener Jüngling des Orients Reiche und Völker der Eroberung und Knechtschaft unterwarf, das verursachten und erregten wir? Daß dann die Römer, gleichwie ein reißender Strom alle Völker überschwemmten und in sich versenkten, unbezweifelbar haben wir ihren Geist in die Wuth hineingestürzt? Wenn nun aber sich kein Mensch findet, der das vor Zeiten Geschehene unsern Zeiten zuzuschreiben wagt, in welcher Weise können wir dann die Ursache der gegenwärtigen Drangsale sein, da nichts Neues sich ereignet, sondern Alles alt, auch keiner ehemaligen Zeit unerhört ist?"

Bruchstücke aus Lactantius.

Zu dem was wir über diesen Kirchenschriftsteller schon an einem anderen Orte erwähnten, fügen wir noch Folgendes hinzu. Hieronymus schreibt über ihn: „Firmianus, qui et Lactantius, Arnobii discipulus, Nicomediae rhetoricam docuit ac penuria discipulorum ob graecam videlicet civitatem ad scribendum se contulit. Lactantius, quasi quidam fluvius eloquentiae Tullianae."

Ueber Weisheit und Religion. De falsa sapientia.

„Es ist bekannt, daß man, wie auch das ganze Menschengeschlecht hierin übereinstimmt, Religion haben müsse; wie aber hierin gefehlt werde, das muß ich jetzt erklären. Gott hat die Natur des Menschen so eingerichtet, daß er ganz besonders nach zwei Dingen strebt, nach Religion und Weisheit. Die Menschen irren aber darum, daß sie entweder Religion annehmen mit Hintansetzung der Weisheit; oder sich blos auf Weisheit verlegen, mit Hintansetzung der Religion; da eines ohne das andere nicht sein kann. Sie verfallen daher auf verschiedene Religionen, die aber deshalb falsch sind, weil sie sich um Weisheit nicht bekümmert haben, die sie belehrt hätte, daß eine Vielheit von Göttern nicht möglich ist. Oder sie verlegen sich

auf die Weisheit, die deshalb eine falsche ist, weil sie die Religion des höchsten Gottes verabsäumten, die sie zur Kenntniß des Wahren hätte heranbilden können. So wandeln jene Menschen, die nur eines von beiden wählen, auf einem Irrwege, der sie in den Abgrund führt; denn nur in der engsten Verbindung der Weisheit und Religion ist des Menschen Pflichtaufgabe und alle Weisheit enthalten. Ich wundere mich also, daß es überhaupt keinen Philosophen je gegeben hat, der den Sitz und die Wohnstätte des höchsten Gutes gefunden hätte. Sie konnten nämlich in folgender Weise fragen: Das höchste Gut muß nothwendig für Alle bestimmt sein. Die Lust wird von Allen gewünscht, aber diese haben wir auch mit den Thieren gemein, ferner fehlt ihr der Werth des sittlich Schönen; man wird ihrer überdrüssig; im Uebermaße genossen ist sie schädlich; im Verlaufe der Jahre nimmt sie ab und Vielen wird sie gar nicht zu Theil; denn wer kein Vermögen hat, und diese machen die Mehrzahl aus, der muß auch der Lust entbehren. Die Lust ist daher nicht das höchste Gut, ja sie ist nicht einmal ein Gut. Was ist's mit dem Reichthum? Da ist dies noch mehr der Fall; denn er wird nur Wenigen und gewöhnlich durch Zufall und Unwürdigen, bisweilen sogar durch eine Frevelthat zu Theil; auch trachten solche noch nach Reichthum, die ihn schon haben. Was ist es denn mit der königlichen Würde? Auch diese ist nicht das höchste Gut. Denn nicht alle Menschen können herrschen; und gleichwohl sollen Alle des höchsten Gutes theilhaftig werden. So müssen wir denn nach etwas suchen, was für Alle bestimmt ist. Ist es die Tugend? Es ist nicht zu leugnen, daß sie ein Gut sei, und zwar vor allen andern Dingen. Da sie aber nicht glücklich sein kann, weil ihr ganzes Wesen in der Ertragung von Ungemach besteht, so ist sie in der That nicht das höchste Gut. — Nun so wollen wir ein anderes suchen. Aber, wendet einer ein, man kann ja doch nichts Schöneres, als die Tugend, und Würdevolleres, als die Weisheit finden? Denn wenn man die Laster wegen ihrer Häßlichkeit fliehen soll, so soll man doch nach Tugend streben wegen ihrer Schönheit. Was ist es denn also? Ist es wohl möglich, daß etwas, von dem bekannt ist, daß es ein Gut, etwas Schönes ist, seines Lohnes entbehrt, und so dürftig ist, daß es aus sich keinen Vor-

theil zieht? Daß jene große Anstrengung und jenes Ringen gegen das Böse, welches in der Welt so üppig sproßt, ein großes Gut mit sich bringen müsse, versteht sich von selbst. Was ist aber das für eines? Ist es die Lust? Aber es entsteht ja nichts Schändliches aus dem Schönen. — Ist es Reichthum? oder Macht? Aber das Alles ist ja gebrechlich und hinfällig. Ist's Ruhm? ist's Ehre? ist's das Andenken bei der Nachwelt? Aber Alles dies ist nicht in der Tugend selbst, sondern beruht nur auf der Meinung und Ansicht Anderer. Denn oft ist ja die Tugend verhaßt und wird übel behandelt. Das Gute, was aus ihr entsteht, muß mit ihr so enge zusammenhängen, daß es nicht getrennt und geschieden werden kann; auch kann es nur dann als höchstes Gut gelten, wenn es der Tugend ganz eigenthümlich und von der Art ist, daß weder etwas dazu gefügt noch weggenommen werden kann. Wie aber, wenn es gerade die Pflicht der Tugend ist, Alles dies zu verschmähen? Denn Wollust, Macht, Einfluß, Ehrenstellen und alles, was man für ein Gut hält, zu verschmähen, zurückzuweisen, zu fliehen, was jene, die der Leidenschaft unterliegen, nicht thun, ist die Pflicht der vollendeten Tugend. Ihr Ziel ist höher und erhabener; sie widerstrebt den gegenwärtigen Gütern nur darum, weil ihre Sehnsucht nach höheren und wesenhafteren verlangt."

„Wenn nun die Tugend Reichthum und Macht deshalb verschmäht, weil sie hinfällig sind; Wollust deshalb, weil sie kurze Zeit dauert, so verschmäht sie ja dieses kurze und hinfällige Leben eben deshalb, um ein dauerhaftes und werthvolles zu erlangen. Das Nachdenken selbst also, wenn es in der Ordnung vorwärts schreitet, und Alles genau betrachtet, führt uns zu jenem großen und einzigen Gute, um deswillen wir zur Welt kommen. Hätten dies die Philosophen gethan, und hätten sie es nicht vorgezogen, bei dem zu verbleiben, was sie einmal erfaßt hatten, sie wären gewiß dem höchsten Gute auf die Spur gekommen. — Eben darum ist ja unser Antlitz, vor allen lebenden Wesen zum Himmel emporgerichtet, damit wir einsehen und glauben unser höchstes Gut sei nur in Gott. Daher sind wir allein der Religion fähig, und können eben daraus erkennen, die menschliche Seele sei nicht sterblich, weil sie nach Gott, der unsterblich ist, sich

sehnt, und ihn erkennt. Jene Philosophen also, welche entweder die Wissenschaft oder die Tugend für das höchste Gut hielten, betraten wohl den Weg der Wahrheit, aber sie gelangten nicht zum Höchsten. Beide vereint bewirken das, was man sucht. Die Wissenschaft gibt uns die Mittel in die Hand, zu erfahren, wie und wohin wir anstreben müssen; die Tugend, um dahin wirklich zu gelangen. Eins kann ohne das andere nicht bestehen; aus der Einsicht entsteht Tugend und aus der Tugend das höchste Gut."

Poetische Schilderung der Zeit vor dem Weltuntergang. Aus der Epitome institutionum divinarum des Lactantius.

„Wenn über das Weltall die letzte Zeit hereinbricht, da wird die Bosheit heftiger, alle Gattungen Laster und Ränke werden sich häufen, die Gerechtigkeit wird untergehen, hinschwinden werden Treue, Friede, Mitleid, Scham und Wahrheit; Gewalt und Tollkühnheit werden die Oberhand haben. Gibt es Gute noch, so werden sie beraubt werden und die Zielscheibe des Spottes sein. Niemand wird die Eltern ehren, Niemand sich der unmündigen Kinder und der Greise erbarmen, Habsucht und Wollust wird alles Edle ersticken. Mord und Blutvergießen ist an der Tagesordnung; nicht blos auswärtige Kriege über den Grenzen, sondern auch einheimische werden kommen. Die Städte werden untereinander zu Felde ziehen, jedes Geschlecht, jedes Alter wird zu den Waffen greifen. Da ehrt man keinen Oberbefehl, da herrscht keine Zucht unter den Kriegern; wie bei Straßenraub wird man plündern und verwüsten. Da wird dann eine schreckliche, fluchwürdige Zeit kommen, wo Niemand mehr gerne leben wird. Endlich wird es dahin kommen, daß man die Lebenden beweint, den Todten Glück wünscht; Städte und Dörfer werden untergehen, theils durch's Schwert, theils durch Feuer, theils durch wiederholte Erdbeben, theils durch Ueberschwemmung, theils durch Pest und Hunger. Die Erde wird nichts hervorbringen, unfruchtbar ist sie durch das Uebermaß von Wärme oder Kälte. Das Wasser wird entweder in Blut verwandelt, oder kann wegen Bitterkeit nicht getrunken werden. Zu diesen Unglücksfällen kommen dann noch die Zeichen am Himmel, damit ja das Maß der Angst und Furcht unter den Menschen voll werde. Häufig werden

Kometen erscheinen; die Sonne wird stets blaß sein; an dem Monde wird man Blut sehen und sein verlornes Licht wird er nicht mehr ersetzen. Alle Sterne werden herunter fallen, die Jahreszeiten werden in Verwirrung gerathen, Winter und Sommer wird man nicht mehr unterscheiden können. Dann wird das Jahr und der Monat und der Tag kürzer; und dieses ist, wie es Trismegistus aussprach, das Alter und das Hinwelken der Welt."

Um die Mythologie der Griechen und Römer kennen zu lernen, sind uns die Kirchenschriftsteller von ausgezeichnetem Nutzen; sie gehen nämlich nicht nur das ganze Götterwesen der Alten durch, sondern sie suchen auf alle mögliche Weise zu zeigen, wie unbefriedigend, ja wie lächerlich der heidnische Cultus war. Es verlohnt der Mühe, den Philologen Cellarius, welcher in den Schulen Sachsens die Lectüre der Kirchenschriftsteller einführte, und zu diesem Zwecke auch Ausgaben derselben veranstaltete, hierüber zu vernehmen. „Illud etiam ad eruditionem pertinet, Mythologiam veterum et perversum Deorum cultum non ignorare, cujus rei notitia, quamvis vana et inutilis per se est, nonnihil tamen ad utiliora, ex antiquis monimentis capienda, adfert, ut plenius intelligantur, ne ignoratio inter legendum sit impedimento. Copiosius quidem ex poetarum carminibus petuntur, quae id genus superstitionibus referta sunt: at salubrius ex libris Christianis, Minucii videlicet, Arnobii et Lactantii, et qui hos aetate praecedit, etiam Tertulliani; quibus si poetam adjungere non displicet, Aurelius est Prudentius, qui idem argumentum bene pertractavit, ut monstrata nationum superstitione, verum Dei cultum, veramque pietatem divinis argumentis vindicaret. Nam his auctoribus, quae gentes coluerunt, ita falsa et turpia cognoscuntur, ut simul valide confutentur; veritas autem divina, dispulsis nebulis in clariorem lucem proferatur; quod juventuti salutarius est hoc modo cognovisse, quam falsa sola ab falsis magistris, poetis et mythologis percepisse."

Zu den hier genannten Kirchenschriftstellern, aus welchen die Mythologie in zweckmäßiger Weise gelernt werden könne, fügen

wir aus den griechischen Kirchenschriftstellern ganz besonders den Tatian, Justin, Clemens Alexandrinus, Theophilus und aus den lateinischen noch den heil. Augustin und Cyprian hinzu.

Bruchstück aus Cyprian de idolorum vanitate.

„Daß das keine Götter seien, welche das Volk verehrt, läßt sich aus Folgendem schließen. Es gab in der Vorzeit Könige, welche so lange sie lebten wegen ihrer königlichen Würde hoch in Ehren gehalten, und auch nach ihrem Tode hoch geschätzt waren. Daher errichtete man ihnen Tempel; daher wurden, um sich ihr Bild zu vergegenwärtigen, Bildsäulen ausgehauen; man schlachtete ihnen Thiere zum Opfer, weihte ihnen Festtage, und erwies ihnen andere Ehren; daraus entstanden für die Nachkommen heilige Gebräuche. Doch wir wollen sehen, ob diese meine Ansicht sich bei allen Göttern in derselben Weise herausstellt. Melicertes und Leucothea werden in's Meer gestürzt und werden später Meeresgottheiten; Castor und Pollux sterben abwechselnd, um wechselweise zu leben; Aesculapius wird vom Blitze getroffen, um als Gott zum Olymp emporzusteigen; Hercules wird, um aufzuhören ein Mensch zu sein, auf dem Berge Oeta verbrannt; Apollo weidete die Heerden des Admet; Neptun baut dem Laomedon die Mauern von Troja, und der arme Künstler bekommt keinen Lohn für seine Arbeit; die Grotte des Zeus wird in Creta gezeigt, so wie auch sein Grab; Saturn wurde von ihm vertrieben, woher auch Latium (a latendo, latebra) den Namen erhalten. Er lehrte, der Erste in Italien, Buchstaben eingraben und Münzen prägen, daher das Aerarium nach ihm benannt wird; er lehrte den Ackerbau, daher er als Greis mit einer Sichel abgebildet wird. Nach seiner Vertreibung kam Janus, von welchem der mons Janiculus den Namen hat, und der Monat Januar eingesetzt worden. — Die Mauren verehren geradezu ihre Könige als Götter, und umhüllen diesen Namen nicht einmal mit einem höheren Nimbus."

„So findet man bei jedem Volke, in jedem Lande eine andere Verehrung der Götter, da nicht Ein Gott von allen Völkern verehrt wird, sondern bei jedem in eigenthümlicher Weise die Vorfahren gött-

liche Ehren erhalten. Daß sich dieses so verhalte, schrieb Alexander in einem ganz besonderen Buche an seine Mutter."

Minutius Felix macht die Götzen der Heiden lächerlich. Aus seinem Octavius.

„Wenn Jemand tiefer darüber nachdenkt, mit welcher Qual und mit welchen Künsten die Götzenbilder verfertigt werden, so wird er sich schämen, sich vor einem vom Künstler zum Gott geschaffenen Holze zu fürchten. Denn der hölzerne Gott, ein Bruchstück vielleicht von einem Scheiterhaufen oder einem Pfahl, wird aufgehängt, behauen, ausgehöhlt, gehobelt; der eherne oder silberne Gott wird aus einem unreinen Topfe, wie es jener egyptische König machte, zusammengeschmolzen, gehämmert, und auf dem Ambose nach allen Richtungen bearbeitet, um ihm seine Gestalt zu geben; ist der Gott aus Stein, so wird er gehauen, gemeiselt und von unreinen Menschen geglättet; doch verspürt er nichts von der Gewaltthat bei seiner Geburt, so wie er auch von dem Dienste eurer späteren Verehrung nichts fühlt. Wann wird denn der Gott geboren? Sieh, er wird gestoßen, verfertigt, gemeiselt; er ist aber noch kein Gott; sieh, er wird durch Bleiguß zusammengefügt, und aufgerichtet; er ist noch kein Gott; sieh, er wird geschmückt, geweiht und angebetet; dann erst ist er ein Gott, wenn der Mensch ihn als solchen haben wollte und weihte."

„Wie anders, und der Natur viel gemäßer, urtheilen die stummen Thiere, die Mäuse, die Schwalben, die Geier; sie wissen, daß diese Götter nichts fühlen, daher benagen sie selbe, springen auf ihnen herum und setzen sich auf sie, und treibt ihr sie nicht weg, so nisten sie sogar im Munde des Gottes. Die Spinnen umweben ihr Antlitz und hängen ihre Fäden auf ihren Häuptern auf; ihr scheuert, wascht und reiniget sie; jene, die ihr euch selbst verfertigt habt, beschützt und fürchtet ihr zu gleicher Zeit; keiner von euch denkt darüber nach, daß er Gott früher kennen müsse, ehe er ihn verehrt."

„Geht man die religiösen Gebräuche der Römer so durch, so findet man viel des Lächerlichen, aber auch viel des Erbärmlichen."

Bruchstück aus Tatian.

Ueber die Philosophie der Griechen und wie er selbst zur christlichen Wahrheit gelangt sei.

„Was thun eure Philosophen Großes und Bewunderungswürdiges? Sie lassen die eine Schulter nackt (Cyniker) — lassen das Haar lang wachsen, schneiden den Bart nicht ab, haben Nägel wie die Thiere, und sagen, daß sie keiner Sache bedürfen, aber doch, wie Proteus einen Gerber wegen des Säckels, einen Weber wegen des Kleides, einen Zimmermann wegen des Stockes, Reiche und Köche wegen des Magens brauchen. O Mensch, der du die Hunde nachahmst, du kennst Gott nicht und sinkest zur Nachahmung der Thiere herab. Verfolgst du die Lehre Platon's? Sieh, dir ist der epicureische Sophist offenbar entgegen. Dann willst du Anhänger des Aristoteles sein; und schimpfest über die Anhänger Democrit's. Pythagoras sagt, er sei Euphorbus gewesen, und ist Erbe der Lehre des Pherecydes. Aristoteles verwirft die Unsterblichkeit der Seele. — Der eine nennt Gott einen Körper; ich heiße ihn körperlos; er nennt die Welt unzerstörbar, ich zerstörbar. Er nimmt den Minos und Rhadamanthus als Richter an; ich aber halte Gott selbst dafür. Er glaubt, daß die Seele allein unsterblich sei; ich aber, daß das Fleisch mit der Seele es sei. Worin beleidigen wir euch, o Griechen!"

„Höret auf mit fremden Worten zu prahlen, und euch, wie die Dohle, mit fremden Federn zu schmücken. Wenn ein jeglicher Staat seine Worte euch nehmen würde, so würden euch eure Sophismen ausgehen. Eure Bücher sind den Labyrinthen ähnlich und die sie lesen dem Fasse der Danaiden. Warum tadelt ihr mich, wenn ich das Meinige vortrage, und warum sucht ihr das Meinige zu zernichten? Seid ihr denn nicht auf gleiche Weise, wie wir geboren, und habt Theil an derselben Welt? Warum sagt ihr, daß bei euch allein die Weisheit sei, da ihr doch weder eine andere Sonne, noch einen andern Aufgang der Gestirne, noch eine vorzüglichere Geburt, noch einen vor den übrigen Menschen ausgezeichneten Tod habt? Warum feindet ihr mich an, wenn ich Ansichten von Lehren, die mir gefallen, wähle? Diagoras war

von Athen; aber ihr habt ihn bestraft, weil er die Mysterien der Athenäer bekannt machte, und ihr leset doch seine phrygischen Bücher, während ihr uns hasset. Die ihr die Werke des Leon aufbewahrt, wollet euch von uns nicht überweisen lassen. Bei euch wird das Grab des olympischen Jupiter gezeigt, obschon Jemand sagt, die Kretenser lügen. Was nützte der attische Stil und die Soriten der Philosophen, die Wahrscheinlichkeit der Syllogismen, die Messungen der Erde, der Stand der Gestirne und der Lauf der Sonne? Denn sich mit solchen Untersuchungen beschäftigen, ist Sache desjenigen, der die Meinungen zum Gegenstande seiner Beschäftigung macht."

„Nachdem ich dieses gesehen und überdies in die Mysterien eingeweiht, überall die verschiedenen Religionsgebräuche, welche von Weichlichen und Zwittern besorgt werden, ausgeforscht; nachdem ich gefunden, daß sich der Jupiter Latialis bei den Römern an Menschenblut und Menschenmord freue; Diana aber nicht weit von Megalopolis ähnliche Handlungen ausübe und anderswo viel Gottloses durch Anstiften anderer Dämonen verübt werde, so ging ich in mich und forschte, wie ich die Wahrheit finden könnte. Und da ich über alles Gute nachdachte, so traf ich von ungefähr auf barbarische Bücher, weit älter, als daß sie mit der Lehre der Griechen, weit göttlicher, als daß sie mit ihren Irrthümern verglichen werden könnten. — Ihnen zu glauben bewog mich die schlichte Schreibart, das Ungekünstelte der Verfasser, die faßliche Erklärung der Weltschöpfung, das Vorherwissen der Zukunft, die Vortrefflichkeit der Lehren und die Alleinregierung des Alls."

„Ich habe viele Länder durchreist, bin theils in euren Schulen unterrichtet, theils auf viele Künste und Erfindungen gestoßen, und habe mich endlich in Rom aufgehalten. Ich suche nicht, wie es die Meisten machen, meine Worte durch fremde Ansichten zu bekräftigen, sondern das, was ich gesehen habe, schriftlich aufzuzeichnen. Ich habe der Prahlerei der Römer, der kalten Rede der Athener und den ungeregelten Ansichten Lebewohl gesagt, und unsere barbarische Philosophie ergriffen."

Bruchstück aus der Bittschrift des christlichen Philosophen Athenagoras.

„Die Klage, daß wir nicht dieselben Götter verehren, wie die Städte, ist sonderbar, denn diejenigen selbst, welche uns der Gottesleugnerei beschuldigen, sind in Betreff der Götter nicht einig. Die Athener halten den Keleus und die Metanira für Götter; die Lacedämonier den Menelaus, dem sie auch opfern und Feste feiern; die Trojaner verehren den Hector; die Kejer den Aristäus, den sie für Jupiter und Apollo halten; die Thasier den Theagenes, der in den olympischen Spielen Einen erschlagen hat; die Samier den Lysander nach so vielen Verbrechen und Grausamkeiten; Alkman und Hesiod die Medea; die Cilicier die Niobe; die Siculer den Philipp; die Amathusier den Onesilaus und die Karthager den Hamilcar. Würde ich alle aufzählen, so reichte mir ein Tag nicht hin.“

Bruchstück aus Justin dem Märtyrer.

Dieser Kirchenvater hatte alle philosophischen Systeme durchforscht, er hatte Vieles in denselben gefunden, am meisten im Platon, aber keins hatte ihm seinen Durst nach der ewigen Wahrheit gestillt. Da vernahm er immer Lästerungen gegen die Christen und hörte doch auch von ihrer Standhaftigkeit in Todesmartern, das machte ihn aufmerksam, und während er da so seine Beobachtungen anstellte, ging ihm das wahre Lebenslicht auf; er wurde Christ und auch selbst ein Märtyrer. In seiner ersten Apologie führt er aus Platon's „Timäus“ den Ausspruch des Socrates an: „Der Vater und Urheber aller Wesen ist nicht leicht zu finden, und hat ihn auch Jemand gefunden, so ist es unmöglich ihn allen bekannt zu machen.“ Und dabei bemerkte er, daß doch Niemand für diese Lehre habe sterben wollen, an Christum aber, der uns den Vater offenbart, glauben Philosophen, wie gemeine Leute, und erfahren da die Kraft Gottes auf eine Art, wie sie ihnen keine Vernunft mittheilen könnte, so daß sie Leben und alles dafür aufopferten. Dieselbe Stelle aus dem „Timäus“

führt auch Tertullian an, um zu sagen, daß jeder Niedere im Volke, wenn er ein Christ werde, Gott gefunden habe, so wie auch dem Manne von feinerer, obgleich mehr scheinbarer, Bildung erst das Christenthum die Augen öffne.

Ueber Moses, aus seiner Ermahnung an die Griechen.

„Ich will also von Moses, unserm ersten Propheten und Gesetzgeber, beginnen, und zuerst die Zeit seines Lebens nach Zeugnissen, die bei euch wichtig und giltig sind, darthun. Denn dieses suche ich nicht aus unsern heiligen Büchern, denen ihr aus altem Irrthum eurer Väter keinen Glauben schenken wollet, sondern aus euern Schriften, die doch auf unsere Religion keinen Bezug haben, zu beweisen, damit ihr einsehet, daß, nach Angabe der griechischen Geschichte, Moses, unser erster Religionslehrer, viel früher lebte, als eure Weisen, Dichter, Geschichtschreiber, Philosophen und Gesetzgeber. Denn schon zu Ogyges und Inachus Zeiten, die Einige von euch für Erdentsprossene halten, wird Moses als Fürst und Heeresführer der jüdischen Nation erwähnt. So erzählt Polemon im ersten Buche der griechischen Geschichte; und Apion, des Posidonius Sohn, schreibt im 4. Buche der Geschichte und in seinem Werke gegen die Juden, daß die Juden zur Zeit der Regierung des Inachus in Argos, von dem egyptischen Könige Amasis abgefallen seien, und an ihrer Spitze sei Moses als Heerführer gestanden; welchen Männern auch Ptolemäus, der Mendesier, in seiner Geschichte der Egyptier in Allem beistimmt. Auch die Geschichtschreiber der Athener, Hellanicus und Philochorus, der Verfertiger der attischen Geschichte, Kastor, Thallus und Alexander Polyhistor, wie auch die gelehrtesten jüdischen Geschichtschreiber, Philo sowohl als Josephus, erwähnen den Moses als einen sehr frühen und sehr alten Anführer der Juden. Hierzu kommt noch euer berühmtester Geschichtschreiber Diodor, der in einer Zeit von dreißig Jahren seine Bibliothek schrieb, und nach seiner eigenen Angabe Asien und Europa, um sich genaue Kenntniß zu sammeln, durchreiste, das Meiste selbst beobachtete, und so ein ganzes Werk von 40 Büchern hinterließ. Dieser schreibt in seinem ersten Buche, daß er von den Priestern Egyptens

vernommen habe, es sei Moses der erste und älteste Gesetzgeber gewesen; hier folgen seine Worte: „Moses soll ein Mann von großem Geiste und durch die Wohlthaten, die er dem menschlichen Leben erwies, ausgezeichnet und gerühmt, die Völker beredet haben, sich geschriebener Gesetze zu bedienen." Nun geht er weiter und sucht die alten Gesetzgeber anzuführen, unter die er Moses als den ersten setzt. Er führt Folgendes von ihm an: „Bei den Juden soll Moses seine Gesetze Gott (der Jao genannt wird) zugeschrieben haben; entweder weil die Menschen den Gedanken, der der gesammten Menschheit nützlich war, für bewunderungswürdig und göttlich hielten, oder weil sie glaubten, das Volk würde, wenn es die Macht und Vorzüge der Gesetzgeber kenne, leichter und bereitwilliger gehorchen. Als der zweite Gesetzgeber wird der Egyptier Sasuchis, ein durch Weisheit ausgezeichneter Mann, genannt. Als den dritten erwähnen sie den König Sesonchis ꝛc."

„Solches, o Griechen! haben Schriftsteller, die nicht unserer Religion anhingen, über das hohe Alterthum des Moses in ihren Werken aufgezeichnet."

Ferner schreibt Justin an einer anderen Stelle über die Orakel.

„Da durch meine Worte hinlänglich dargethan ist, wie voll von Betrug und Unwissenheit die Meinungen eurer Philosophen sind, so werdet ihr, wie vorher die Dichter, auch die Philosophen aufgeben, und euch zum Betruge der Orakel wenden. Denn solches hörte ich von Einigen sagen. Deswegen halte ich für schicklich, euch jetzt bei dieser Gelegenheit das, was ich bei euch hierüber gehört habe, vorzutragen. Denn als sich einst Jemand, wie ihr erzählt, bei eurem Orakel befragte, wer je fromm und gottesfürchtig gewesen sei, so soll euer Orakel so geantwortet haben:

„Nur Chaldäer allein und Hebräer erlangen die Weisheit,
Weil sie den König verehren, den selberentstandenen, Gott selbst."

„Was aber jene uralte Sibylla, die auch Aristophanes, Plato und mehrere Andere als Wahrsagerin nennen, in ihren Weissagungen von dem einzigen, alleinigen Gott spricht, muß ich hier anführen; sie singt nämlich:

„Seligkeit wird auf Erden verlieh'n demjenigen Menschen,
Welcher Gott, den Mächtigen, liebt, ihn preisend mit Ehrfurcht,
Ehe er ißt und trinkt und vertrauend auf fromme Gesinnung;
Welcher die Tempel zwar alle, die irgend er schauet, mißbilligt,
Und die Altäre und Bilder, die nutzloses, taubes Gestein sind,
Von dem Blute befleckt der dort geopferten Thiere,
Aber schaut auf den Ruhm, den großen, des einzigen Gottes."

Einleitung aus der Apologie des heil. Justin für die Christen an den Kaiser Antoninus Pius.

„Da ihr den Namen der Frommen und Weisen führt, da man euch überall Schützer der Gerechtigkeit und Freunde der Gelehrsamkeit nennt; so wird es sich zeigen, ob ihr solche seid. Denn ich trete nicht zu euch, um euch mit dieser Schrift zu schmeicheln oder günstig zu reden, sondern zu fordern, ihr sollet beim Gerichte und Urtheile nach der im Untersuchen genau und fleißig gehenden Vernunft handeln und nicht durch Ansehen der Person, nicht durch Gefallsucht abergläubischer Menschen, oder durch unvernünftigen Trieb, oder einen schon lange anhängenden schlechten Ruf verleitet, gegen euch selbst das Urtheil aussprechen. Denn ich schließe so, daß wir von Niemand beleidigt werden können, wenn wir nicht einer Schandthat überwiesen oder als Uebelthäter anerkannt werden. Ihr aber könnet zwar tödten, doch nicht schaden."

„Damit aber Niemand dieses für eine unvernünftige und dreiste Sprache halte, so bitte ich die Beschuldigungen der Christen zu untersuchen, und wenn sie solcher überwiesen werden, wie jeden andern, ja noch mehr zu strafen. Wenn aber Niemand sie überweisen kann, so ist es nicht der Befehl der wahren Vernunft, unschuldige Menschen nur des bösen Rufes wegen zu strafen, oder vielmehr euch selbst, die ihr nicht nach Untersuchung, sondern nach Leidenschaft die Sache behandelt. Nach dem bloßen Namen kann man weder Recht noch Unrecht entscheiden, wenn nicht auch die Handlungen, welche mit dem Namen verbunden sind, erwogen werden."

Wie nothwendig es aber sei, in Bezug der kirchlichen Literatur die Quellen, nämlich die Kirchenväter und Kirchenschriftsteller selbst einzusehen, und sich nicht auf die Geschichtschreiber zu verlassen,

die in ihrer Darstellung des Christenthums oft die widersinnigsten Ansichten geben, zeigt auch der gelehrte Kleuker in seiner Einleitung zur Uebersetzung des „Apologeticus" von Tertullian in folgenden Worten:

„Wo man ehedem zu viel Gutes sah, da steht man jetzt nur Böses. Hierzu haben die ehrlich scheinenden, im Grunde aber sophistischen und gleißendhöhnenden Insinuationen Gibbon's, eines berühmt gewordenen Geschichtschreibers von üppigem Geschmack, das Ihrige so sehr beigetragen, daß man deren Einfluß auch da nicht verkennen kann, wo man sonst gründlichere und historisch-wahrere Ansichten dieser Dinge erwarten sollte."

„Echte Schriften dieser Art sind das einzige Mittel, um über das christliche Alterthum richtig zu urtheilen. Diese gewähren nämlich eine Ansicht der Dinge, Lehren, Sinnesart, Sitten und Verhältnisse ihrer Zeit, wie man sie in der Wahrheit sonst nicht erhält, am wenigsten durch unsichere und zweideutige Räsonnements aus viel späteren Zeiten."

Aus eben diesem Grunde haben auch wir uns Mühe gegeben, Bruchstücke aus der kirchlichen Literatur in ziemlicher Menge und Mannigfaltigkeit aufzunehmen, um durch die That zu zeigen, wie grundlos und irrig die Ansichten selbst gebildeter Männer sind. So hat in neuester Zeit Heinrich Thiersch, Professor in Marburg, den oben von Kleuker getadelten Gibbon in Schutz genommen, indem er sagt: „Alles Gräßliche, was auf diesem Gebiete der Geschichte Gibbon, in der Meinung, dem Christenthum selbst es zur Last legen zu dürfen, hervorgehoben hat, ist wahr; aber nicht aus der Quelle des Christenthums, sondern aus seinem verkehrten Verhältnisse zur Staatsgewalt ging es hervor."

Man hatte den Christen häufig den Vorwurf gemacht, daß sie für die Geschäfte des Lebens nicht taugen; man kann diesen Vorwurf hie und da in den Classikern, z. B. in Suetonius, und anderen Schriften lesen. Tertullian vertheidigt die Christen mit seiner beredten Zunge gegen diesen Vorwurf:

„Wir sind unnütz für die Geschäfte des Lebens?"

„Wie das? wir sind doch Menschen, die bei euch leben; leben, wovon ihr lebt; sich kleiden, wie ihr; brauchen, was ihr braucht; einerlei Bedürfnisse mit euch haben. Wir sind nicht Brahmanen, noch indische Gymnosophisten, die in Wäldern wohnen, allen Verbindungen des menschlichen Lebens entsagt haben. Wir erkennen, daß wir Gott, dem Herrn und Schöpfer aller Dinge, für seine Güte danken müssen, und verschmähen nichts von den Früchten seiner Werke. Dabei mäßigen wir uns durchaus, damit wir seine Wohlthaten nicht übermäßig oder unnütz und zweckwidrig gebrauchen."

„Wir können also nicht in dieser Welt leben, ohne euer Forum, euren Fleischmarkt, eure Bäder, Kauf- und Fabrikhäuser, Herbergen, festgesetzten Märkte zu besuchen, und an jeder andern Art menschlicher Betriebsamkeit und Verkehr mit euch Theil zu nehmen. Wir fahren auch mit euch zu Schiffe, streiten als Soldaten, bauen das Land, kaufen mit euch gemeinschaftlich, befördern daher die Künste und Geschäfte des Lebens, und machen unsere Werke zu eurem Nutzen bekannt. Ich sehe also nicht, wie wir für eure Geschäfte und Angelegenheiten so unfruchtbar sein könnten, da wir mit und von ihnen leben."

„Die Wahrheit zu sagen, sind es keine anderen, die sich mit Recht beklagen können, daß die Christen ihnen nichts einbringen, als die Kuppler, die Weiberzuführer, die Badewärter in Schandhäusern; dann die gedungenen Meuchelmörder, die Giftmischer, die Zauberer; ingleichen die Wahrsager, die Zeichen- und Sterndeuter. Diesen Leuten keinen Gewinnst geben, ist großer Gewinnst! Ihr sprecht das Urtheil über so viele und so mancherlei Verbrecher; wer ist denn jener Meuchelmörder? jener Beutelschneider? jener Tempelräuber? jener Betrüger und Verführer? Gehört der Name Christ auch unter seine Titel? Oder wenn man Menschen dieses Namens vor euch bringt, findet sich darunter einer von der Art jener zahlreichen Verbrecher? Von den Eurigen sind, die unaufhörlich in den Kerkern schwitzen; von den Eurigen, die in den Metallgruben seufzen; von den Eurigen werden die Bestien immerfort gemästet; von den Eurigen die Schaaren der zum Thierkampfe Verurtheilten, welche die Principale der gladiatorischen Spiele füttern."

Tertullian fordert von den Obrigkeiten Gleichberechtigung mit den Philosophen.

„Den Philosophen werden wir in der Lehre und Zucht gleichgemacht, warum denn nicht auch in dem Rechte, diese Lehre frei und ungestraft bekennen und üben zu dürfen? Oder warum werden jene nicht, wie wir, zu Dingen gezwungen, deren Nichtbeobachtung uns der Gefahr bloßstellt? Denn wer treibt einen Philosophen Opfer zu bringen, wider seine Ueberzeugung bei vermeinten Göttern zu schwören, oder des eitlen Gepräges wegen am hellen Mittage Lichter brennen zu lassen? Sie beweisen sich ja als offenbare Widersacher eurer Götter, beweisen die Nichtigkeit eures Aberglaubens in ganzen Büchern und werden von euch gelobt. — So weit die Wahrheit Haß erweckt, so weit wird der zum Aergerniß, der sie treu und gewissenhaft übt. Wer sie aber verfälscht und heuchelt, der setzt sich eben dadurch in Gunst bei ihren Widersachern. Wenn die Philosophen, gleichsam theatralisch, den Schein der Wahrheit annehmen und durch Annahme dieses Scheines die Wahrheit selbst verderben, indem sie blos dadurch glänzen wollen; so ist ein ernstliches Streben darnach den Christen nothwendiges Bedürfniß; diese beweisen sie ganz und lauter, als Menschen, die ihres Heils wegen besorgt sind. Daher stehen wir mit jenen nicht auf gleichem Grund und Boden, wie ihr meint, weder in Ansehung der Erkenntniß, noch der Ausübung."

„Was konnte Thales, jener Vater der Naturphilosophen, dem Krösus auf seine Frage, die Gottheit betreffend, Gewisses antworten? Er bat sich darüber Bedenkzeit aus, und abermals, und wieder von Neuem, weiter aber erfolgte Nichts."

„Jeder christliche Handarbeiter hat Gott gefunden; er zeigt ihn, und weiß daher auch Alles, was man von Gott sucht, der Sache und Wirklichkeit nach anzugeben; obschon Plato versichert, daß es eben so schwer sei, den Baumeister der Welt zu finden, als sich über den Gefundenen gegen Alle und Jede auszulassen."

„Aber woher, ich bitte euch, diese bei Philosophen oder Dichtern sich findenden Aehnlichkeiten? Sie sind von nichts Anderem, als aus unseren geheiligten Lehren abgeleitet. Sind sie daher, also von Etwas, das älter ist, als sie, so ist dieses Aeltere auch zuverlässiger

und verdient um so mehr einen Glauben, der sogar ihren bloßen Nachbildungen nicht versagt wird. Flossen jene Beschreibungen der Dichter und Philosophen aber aus ihrem eigenen Geiste, so wird man unsere geheiligten Lehren für Abbildungen des später Erfundenen halten müssen; welches durch die Sache selbst widerlegt wird. Denn nie war der Schatten eher, als sein Körper; nie das Bild eher, als sein Muster."

Eine erhabene Stelle über die Fortdauer des Menschen. Tertullian.

„Das Licht, welches täglich erstirbt, leuchtet wieder und die mit gleichem Wechsel abnehmende Finsterniß tritt von Neuem ein, die erloschenen Sterne leben wieder auf und die Zeiten beginnen, wo sie endigten, die Frucht reift, und es kommt neue wieder. Der Samen muß verwesen und sich auflösen, um fruchtbarer aufzuschießen. Alles wird erhalten, indem es vergeht, alles wird neu, nachdem es vergangen war."

„Der Mensch allein — ein Name, der viel sagt, wenn du dich kennest, lerne es wenigstens nach jenem Spruche der Pythia — du Mensch allein, Herr und Haupt alles dessen, was stirbt und wieder kommt, solltest dazu sterben, um für immer verloren zu sein? Wodurch du auch aufgelöst sein wirst, was dich auch zerstört, erschöpft, getilgt, zernichtet haben wird, es wird dich zurückgeben. Wessen das All ist, dessen ist selbst das Nichts."

Einiges aus der Rede des Gregorius Nazianzenus gegen Kaiser Julian.

„Als wir Christen einstens in der Blüthe standen, habt ihr Heiden da etwas Aehnliches von uns erduldet, wie es so oft jetzt die Christen von euch zu dulden haben? Haben wir euch die Freiheit genommen? Haben wir gegen euch den wüthenden Pöbel aufgehetzt? Welche haben wir mit dem Tode bedroht? Welche Männer haben wir von den obrigkeitlichen Würden und Stellen, welche ausgezeichneten Männern jeglicher Art zukommen, entfernt und verstoßen? Um mich kurz zu fassen, wem haben wir jemals etwas Aehnliches zugefügt, wie wir es von euch zu erleiden haben? — Doch, ungeachtet vieles vorliegt, was ihm unsern Haß zuziehen sollte und zwar mit bestem Rechte, so hat er doch darin am meisten gefrevelt, daß er uns die

Wissenschaften geraubt hat. Jeder, der ein Freund derselben ist, soll mit mir darob zürnen; ich gestehe es, daß ich zu Jenen gehöre, die die Wissenschaft lieben. Alles übrige, Reichthum, Adel, Ruhm, Macht, alle sinnlichen Genüsse und gemeine Lust überlasse ich denen, die sie wollen; aber die Wissenschaft allein erküre ich mir und es reuen mich meine vielen Wanderungen zu Lande und zur See nicht, weil sie mir die Wissenschaft eintrugen. Die Macht der Wissenschaft und der Rede wünsche ich mir und jeder, der mein Freund ist; die Wissenschaft liebte und liebe ich noch vor allem außer dem, was das Höchste ist, nämlich die göttliche Wissenschaft und die jene Hoffnungen gibt und nährt, die nicht in die Sinne fallen. Wenn, wie Pindar sagt, jeden sein Leid drückt, so muß ich mich über diesen Gegenstand ganz besonders aussprechen. Wer hat dir denn eingegeben, den Christen die Wissenschaft zu nehmen? Denn das wurde uns nicht blos gedroht, sondern es wurde durch ein eigenes Gesetz bestimmt. Welcher Mercurius Logios, wie du dich selbst ausdrücken möchtest, hat dir denn das in den Sinn gegeben? — Welche böse Telchinen oder neidische Dämonen? Uns gehört, antwortet er, die Wissenschaft, unser Vorrecht ist es, fein gebildete Griechen zu sein, da wir auch Götter verehren. — Euch kommt es zu, unvernünftig und roh zu bleiben, und eure Weisheit mag in nichts anderem bestehen, als in den wenigen Worten: „Ich glaube." Was mich betrifft, so glaube ich, daß die Pythagoräer unter euch uns darüber am wenigsten verlachen dürften, bei denen das *αὐτὸς ἔφα* das erste Lehrdogma ist. — Doch übergehe ich das. Was sagst du? Euer Eigenthum ist es, Wissenschaft zu betreiben? Haben nicht die Pönizier die Buchstaben erfunden, oder wie einige glauben, die Egyptier, oder wie andere sagen, die Hebräer?"

Julian konnte seinen Haß gegen das Christenthum nicht ärger auslassen, als daß er den Geistlichen die Bildung vorenthalten wollte, und also den Rhetoren verbot, irgend einen Christen in Unterricht zu nehmen. Die Trennung der Wissenschaft und des Geschmackes von der geistlichen Bildung war ein großes Unheil für die Kirche und hat die nachtheiligsten Folgen langehin für das Christenthum gehabt. —

Jenes Verbot des Kaisers aber war schon wegen seiner kurzen Regierung nichtig.

Die Feinde des Christenthums unserer Zeit und Julian stimmen in ihrer arglistigen Handlungsweise ganz und gar überein. Offen rücken sie nicht vor; aber in verblümten und sogar gerecht scheinenden Reden lauert der Feind; wer mit klugem Auge zusieht, kann die Aehnlichkeit der Handlungsweise nicht verkennen. So erließ Kaiser Julian folgende Verordnung: Magistros studiorum doctoresque excellere oportet moribus primum, deinde Facundia; sed quia singulis civitatibus adesse ipse non possum, jubeo, quisque docere vult, non repente nec temere prosiliat ad hoc munus, sed judicio Ordinis probatus decretum Curialium mereatur, Optimorum conspirante consensu; hoc enim decretum ad me tractandum refertur, ut altiore quodam honore nostro judicio studiis civitatum accedat. Dat. XV. Kal. Jul. Acc. IV. Kal. Aug. Spoletio (362 n. Chr.) Daß Julian durch diese Verordnung sich es in die Hand spielen wollte, die Christen von den Lehrstellen zu entfernen, fällt in die Augen.

Ein neuester Geschichtschreiber verargt es bitter dem Gregorius Nazianzenus, daß er gegen Julian in nicht geziemender Weise losziehe. Wir behaupten, daß die drei Reden gegen Julian von diesem Kirchenvater nur Begründetes enthalten, gegen welches Niemand eine vernünftige Einrede wird machen können; daß sie voll von staunenswerther Gelehrsamkeit sind, durch welche eben Gregor beweist, daß Julian's Furcht vor der Gelehrsamkeit der Christen allzu begründet war.

Die Feinde des Christenthums, sowohl die alten als die neuesten, haben auffallender Weise das miteinander gemein, daß sie ganz erboßt und entrüstet werden, wenn ein Christ sich vertheidigt; sie halten es für anmaßend, wenn er aus seiner christlichen Demuth herausschreitet, und sind ganz frappirt, wenn er ein lautes Wort mit ihnen spricht. Demuth, Bescheidenheit, Zurückgezogenheit und Glaube, meinen sie, gezieme dem Christen; für Licht, Aufklärung und schönste

und feinste Bildung der Menschheit werden sie schon selbst sorgen. — Aber so wie zu Julian's Zeit würdige Männer auftraten, die manchem Unfug steuerten, so wird auch in neuester Zeit die Macht des Christenthums früher oder später in ihrer vollen Herrlichkeit wieder hervortreten.

Andererseits aber können wir uns nicht enthalten, über unsere Zeit ein hart scheinendes Wort auszusprechen. — Sind die Priester in unseren Tagen um Wissenschaft so ängstlich besorgt wie Gregorius Nazianzenus? Unsere Zeit ist dem Zeitalter Julian's ähnlich und unähnlich; ähnlich darin, daß das Christenthum auch jetzt bedeutende Gegner hat; unähnlich darin, daß ihr die muthvollen hohen Vertheidiger, wie ein Basilius, Gregor, 2c. fehlen. Man hat uns aber die Wissenschaft nicht genommen, vielmehr angeboten; das Unterrichtsministerium hat in neuester Zeit, selbst unter vielen Anfeindungen, Wunderbares geleistet; so ist es recht; der Beamte, der Staatsmann, der Lenker eines Gemeindewesens, der Priester, alle diese sollen an rein menschlicher Bildung über alle Anderen hervorragen. — Hat man das Unterrichtsministerium in gehöriger Weise unterstützt? Haben nicht Menschen, denen nie ein Studiensystem am Herzen lag, blos aus Widerspruchsgeist, vielleicht auch aus Scheu vor der hellen Wissenschaft, sich gegen das nothwendig gewordene neue Studiensystem erhoben, und nach ihrer Manier laute und dumpftönende Klagen ausgesprochen? Hatte denn das alte Studienwesen sich nicht schon vor etwa zwanzig Jahren überlebt? Spielte es nicht beiläufig eine Figur, wie Venedig in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts oder die Reichsstädte Deutschlands mit ihren Patriciern vor noch fünf Decennien? — Kurz, das alte Studiensystem war morsch; man schenke hierüber solchen Männern Glauben, die in beiden Systemen gelebt und gewirkt haben. Gerade aber hätten wir Priester zum Aufbau des neuen Studiensystems nach Kräften die Hände bieten und mitwirken sollen; die Hände sinken lassen, den Kopf schütteln über das, was Andere nach möglicher Einsicht fördern, eine oppositionelle Stellung gegen das Ganze einnehmen, an dem höchstens Ein und das Andere auszubessern gewesen wäre, das hebt weder die Religion und

Kirche, noch den Staat, noch Wissenschaft, und ist überhaupt kein Verdienst. Die Wissenschaft steht nun einmal da; und Niemand wird dieses Licht auslöschen; unsere Aufgabe ist nur, demselben die rechte Stellung anzuweisen; auch sie ist eine Gabe Gottes, und als solche hat sie hohen Werth. Man benütze sie, wie sie ein Gregor Nyssenus und Nazianzenus, ein Basilius benützten. Man wirke dem Zeitgeist gemäß und erwarte nicht von Andern, was man selbst nicht leistet. Echte Wissenschaft hat der Religion nie geschadet; im Gegentheile, sie fördern einander; bleibt nur immer Religion die nothwendige Grundlage unseres Handelns, da mag man getrost auch der Wissenschaft den ihr gebührenden Rang geben. Wie selbst Basilius und Gregorius Nyssenus, sein Bruder, streng wissenschaftliche Gegenstände behandelten, davon soll im Folgenden der Leser einige Belege finden.

Um aber den Schein des Gehässigen zu meiden, wollen wir noch ein mildes Urtheil über Julian von Johannes von Müller beifügen:

„Hierauf las ich Julian's Werke. Wer kann ohne Interesse lesen, wie er kämpfte für das Ueberreife, durchaus nicht mehr Haltbare! Aber mit den Großen der Vorzeit vergleiche ich ihn doch lange nicht, höchstens mit etlichen Stoikern. Die einfache Größe der plutarchischen Helden hatte er nicht. Auch war er durch die Leiden seines Hauses und seiner Jugend verstimmt; die παῤῥησία war ihm genommen. Die Reden auf Constantius hätte er vernichten sollen; aber er war ein Gelehrter; der schöne Aufsatz sollte nicht untergehen. In dem Panegyricus der Sonne versteigt er sich in seinen neuplatonischen Mysticismus. — In dem Fragment explicirt er sein System gegen die Galiläer; der gute Herr ahnte nur nicht, daß sein Wille und alle seine Maximen und Künste gegen das kraftlos waren, dessen Stunde einmal da war, und was der Strom der Weltveränderungen durchaus herbeiwälzte. In seinem Enthusiasmus glaubte er sich von den Göttern auserselhen, es aufzuhalten. Sehr launig ist der Mysopogon und lehrreich; das sieht man, daß er den Großen mißfiel, weil er gegen ihren Monopoliengeist die Menge

begünstigte, und daß diese nicht für ihn war, wegen seines Widerspruches gegen die wider die alten Götter nun einmal durchaus entschiedene Meinung; so sehr war sie es, daß es ihm hätte sollen die Augen öffnen; doch im Besitz der höchsten Gewalt und im Bewußtsein guter Absichten hielt er nichts für unmöglich."

Einige Bruchstücke aus dem Hexaemeron des Basilius.

Ueber die Erschaffung der Welt.

„Die Weisen der Griechen haben viel über die Natur gelehrt, aber keine einzige Ansicht stand bei ihnen fest und unerschütterlich, weil die nachherige immer die frühere aufhob. Daher kostet es uns wenig Mühe, ihre Meinungen zu widerlegen. — Einige nahmen zu materiellen Voraussetzungen ihre Zuflucht und schrieben den Elementen der Welt den Ursprung des Weltalls zu. Andere hingegen bildeten sich ein, daß die Natur der sichtbaren Dinge in Atomen und untheilbaren Körpern, in Massen und Bewegungen bestehe. Sie meinten nämlich, daß jetzt durch die Verbindung der untheilbaren Körper die Entstehung, dann durch die Trennung derselben die Zerstörung der Dinge herbeigeführt werde, und bei den dauerhaftern Körpern die Ursache der Dauerhaftigkeit von der festern Verbindung der Atome herrühre."

„Denke nicht, o Mensch, daß die sichtbaren Dinge ohne Anfang sind, und glaube nicht, daß, weil die Dinge, welche am Himmel sich bewegen, im Kreise sich drehen, und der Anfang des Kreises durch unsern Sinn nicht leicht erfaßt werden kann, die Natur der Körper, welche im Kreise sich bewegen, ohne Anfang sei. Denn wir dürfen nicht die Meinung aufstellen, dieser Kreis (nämlich eine ebene durch eine Linie begränzte Figur) sei, weil es unserm Verstande entgeht, und weil wir nicht auffinden können, wo er anfängt oder wo er aufhört, darum auch ohne Anfang. Sondern er hat, obschon es unserm Verstande entgeht, doch in der Wirklichkeit gewiß einen Anfang von Jemand erhalten, der ihn ringsum einen Punct und in einer gewissen Entfernung von demselben machte. So darfst auch du, weil die Dinge, welche im Kreise sich bewegen, sich selbst sich zuwenden, wegen der Gleichheit ihrer Bewegung, die durch keinen Zwischenraum unter-

brochen wird, nicht in den Irrthum verfallen, die Welt sei ohne Anfang und Ende. Denn Alles, was in der Zeit begonnen hat, muß in der Zeit vergehen. Hat es einen zeitlichen Anfang, so darfst du an seinem Ende nicht zweifeln. Denn zu welchem Ende führen die Geometrie, die arithmetischen Berechnungen, die Untersuchung über feste Körper und die viel gepriesene Astronomie? — Denn die, welche mit diesen Wissenschaften sich beschäftigen, haben die Meinung ausgesonnen, diese sichtbare Welt sei gleich ewig mit Gott, dem Schöpfer aller Dinge, indem sie der begränzten und mit einem materiellen Körper versehenen Welt dieselbe Ehre zuschrieben, wie der unbegreiflichen und unsichtbaren Natur, und nicht einmal dieses zu beobachten vermochten, daß auch das Ganze von dem, dessen Theile der Verwesung und Veränderung unterworfen sind, einst denselben Veränderungen unterliegen müsse, welchen seine Theile unterliegen. Sie wurden so eitel in ihren Gedanken, daß Einige behaupteten, der Himmel sei eben so von Ewigkeit wie Gott, Andere hingegen, der Himmel sei Gott, ohne Anfang und ohne Ende und die Ursache der Einrichtung aller Dinge."

„Fürwahr! dieser ihr Reichthum an Weltweisheit wird ihnen einst die schwere Verdammung vergrößern, weil sie in eilten Dingen so scharfsichtig waren, für die Erkenntniß der Wahrheit aber sich selbst blind machten. Ja sie, welche die Entfernungen der Sterne bemessen und die ihnen immer sichtbaren und gegen Mitternacht stehenden beschreiben; sie, welche die Sterne angeben, die um den Südpol liegen und den dortigen Bewohnern sichtbar, uns aber unbekannt sind, und welche die Breite des Nordens und den Thierkreis in zahllose Räume eintheilen und die Wendungen, den Stillstand, die Abweichungen der Gestirne und die Bewegung aller gegen die vorangehenden genau beobachteten, und in welcher Zeit jeder Planet seinen Lauf vollende; sie haben aus allen Eine Kunst nicht gefunden, nämlich die, zu erkennen, daß Gott der Schöpfer aller Dinge und der gerechte Richter ist, welcher für das, was in diesem Leben gethan wurde, eine entsprechende Vergeltung herbeiführt.

Ueber die Größe der Sonne und des Mondes. Hexaem. 6. Homilie, von der Erschaffung der Lichter.

„An was immer für einem Theile des Himmels sie stehen, sie mögen aufgehen oder untergehen, oder die Mitte einnehmen, erscheinen sie überall den Menschen gleich groß, was ein deutlicher Beweis ihrer unermeßlichen Größe ist, da die Weite der Erde für sie nicht bewirkt, daß sie größer oder kleiner zu sein scheinen. Denn weit entfernte Gegenstände erscheinen unseren Augen einigermaßen kleiner; wenn wir ihnen aber näher kommen, erkennen wir ihre Größe besser. Der Sonne hingegen ist Niemand näher und von ihr ist Niemand weiter entfernt, sondern sie erscheint Allen, was sie auch immer für einen Theil der Erde bewohnen, in gleicher Entfernung. Ein Beleg hievon ist, daß sie sowohl die Inder, als auch die Britten in gleicher Größe sehen. Denn die Sonne verliert weder bei ihrem Untergange für die Bewohner des Morgenlandes an Größe, noch erscheint sie bei ihrem Aufgange den Bewohnern des Abendlandes kleiner; noch verändert sie, wenn sie mitten am Himmel steht, ihr Aussehen nach einer der beiden Seiten hin. Laß dich durch den Schein nicht täuschen, und glaube nicht, daß sie, weil sie denjenigen, die sie sehen, nur eine Elle breit zu sein scheint, nur so groß sei. Denn die Größe der Gegenstände, welche man sieht, ist von Natur so beschaffen, daß sie sich in sehr großen Entfernungen zusammenzieht, weil die Sehkraft den dazwischen liegenden Raum nicht zu durchdringen vermag, sondern in der Mitte sich gleichsam verliert, und nur mit einem kleinen Theile von ihr den sichtbaren Gegenstand erreicht. Weil nun unser Gesicht kurz ist, verursacht es die Meinung, daß das, was wir sehen, klein sei, indem es seine eigene Mangelhaftigkeit auf das Gesehene überträgt. Daher ist, weil das Gesicht sich täuscht, seinem Urtheile nicht zu glauben. Denke nur an das, was dir selbst begegnet, und du wirst durch deine eigene Erfahrung das Gesagte bestätigt finden. Wenn du einmal von einem hohen Berggipfel auf eine weite und schiefe Ebene hinabgesehen hast, wie groß sind dir da die Gespanne der Ochsen erschienen? wie groß die Ackerleute selbst? Sind sie dir nicht fast wie die Ameisen vorgekommen? Hast du aber auch von einer Warte, die gegen ein großes

Meer hinlag, deine Augen auf das Meer geworfen, wie groß schienen dir da die größten Inseln zu sein? Wie groß ist dir eines der größten Lastschiffe, das mit weißen Segeln über das blaue Meer dahin fuhr, vorgekommen? Schien es dir nicht kleiner als jede Taube zu sein? Weil nämlich, wie gesagt, die Sehkraft in der Luft gleichsam verzehrt und geschwächt wird, und die sichtbaren Gegenstände nicht genau zu erfassen vermag. Ja unser Gesicht meint auch, daß die größten von tiefen Schluchten durchbrochenen Berge rund und glatt seien, weil es nur auf die hervorragenden Theile sieht, in die dazwischen liegenden Höhlen aber wegen seiner Schwäche nicht eindringen kann. So unterscheidet es auch die Beschaffenheiten der Körpergestalten nicht genau, sondern hält die viereckigen Thürme für rund. Aus Allem erhellt also, daß bei sehr großen Entfernungen unser Gesicht das Bild der Körper nicht nach den einzelnen Theilen, sondern nach der Verschmelzung derselben in einander auffaßt. Dennoch ist das Licht, nach dem Zeugnisse der Schrift, groß, und unendlich größer, als es erscheint."

Für die damalige Zeit hatte Basilius gewiß zwar höchst einfache und nur noch im Keime begriffene, aber gleichwohl fast durchaus richtige Ansichten; auch hierin steht er weit über den Philosophen; wer sich überzeugen will, lese nur einige Blätter aus Diogenes Laertius oder Aristoteles de mundo; gegen das bescheidene einfache Wissen des Basilius gehalten, werden ihm die Lehren der Philosophen vetuli aegri somnia vorkommen. Wir können hierbei nicht Umgang nehmen, des großen Basilius Ansichten über die heidnischen Philosophen mitzutheilen. Wo er vom Regen, Schnee, dem Thau, den Dünsten spricht, lesen wir Folgendes: „Doch Niemand vergleiche das Einfache und Ungekünstelte der geistlichen Reden mit dem spitzfindigen Grübeln derjenigen, welche über den Himmel gelehrte Untersuchungen angestellt haben. Denn so weit die Schönheit züchtiger Jungfrauen über die feiler Dirnen erhaben ist, eben so weit übertreffen auch unsere Reden jene der Heiden. Denn diese verschaffen ihren Ansichten eine erzwungene Wahrscheinlichkeit; hier aber wird die Wahrheit ohne Künsteleien vorgetragen. — Allein wozu sollen wir uns

mit der Widerlegung ihrer Lügen beschäftigen, da es uns genügt, ihre Schriften mit einander zu vergleichen, und ganz ruhig als Zuschauer ihres Streites dazusitzen?"

Wir vermuthen, und vielleicht mit Recht, daß Basilius vieles von seiner profanen Wissenschaft, als zu unbedeutend für die Erhabenheit des Wortes Gottes, in seinen Werken gar nicht aufnahm. Denn vieles, was er nur andeutet und zufällig hinwirft, läßt auf ein tiefes und in's Detail eingehendes Studium schließen.

Wir geben hier zwei Stellen, die zu jenen schönen Naturschilderungen gehören, welche Humboldt an unserm Basilius so sehr bewundert.

Fünfte Homilie. Ueber das Sprossen der Erde.

„Die Erde sprosse. Bedenke, wie die kalte und unfruchtbare Erde auf diese so wenigen Worte und ein so kurzes Gebot sogleich zur Erzeugung und Hervorbringung der Früchte tüchtig gemacht wurde; wie sie gleichsam ihr Trauer- und Klagegewand ablegte, mit einem schönern Gewande angethan und über ihren eigenen Schmuck frohlockend hervortrat, und unzählbare Pflanzenarten hervorbrachte. Ich wünsche, daß du das Wunder der Schöpfung tiefer beherzigest, damit du, wo du dich immer befinden und vor welcher Pflanzenart du immer stehen magst, deutlich des Schöpfers dich erinnerst. Wenn du die Pflanze und die Blüthe eines Gewächses siehst, so denke an die menschliche Natur und erinnere dich an das Bild des weisen Isaias, daß „alles Fleisch wie eine Pflanze und alle Herrlichkeit des Menschen wie die Blüthe einer Pflanze ist."

Siebente Homilie. Von den kriechenden Thieren.

„Meine einzige Absicht ist, die Kirche auf jede Weise zu erbauen. Doch zwingt mich sowohl die Schwäche des Körpers als auch die späte Zeit, die Rede zu beschließen, obwohl ich für die aufmerksamen Zuhörer noch viele und bewunderungswürdige Dinge über die Geschöpfe, welche im Meere wachsen, beifügen könnte, über das Meer selbst zum Beispiele, wie das Wasser zu Salz wird, wie der viel geschätzte Korallenstein im Meere zwar eine Pflanze ist, nachdem er aber in die

Luft herausgebracht worden ist, die Härte und Festigkeit eines Steines erhält; warum die Natur in das unansehnlichste Thierchen, in die Perlenmuttermuschel, die sehr kostbare Perle gelegt hat; denn was die Schätze der Könige begehren, das ist an den Ufern und Gestaden und rauhen Felsen zerstreut und in Muschelschalen verborgen. Womit nährt die Steckmuschel die goldene Wolle, die bisher noch kein Schönfärber nachgemacht hat? woher geben die Purpurschnecken den Königen den Purpur, der an Schönheit der Farbe selbst die Blumen auf den Wiesen übertrifft?"

Ueber die Erde, worauf sie ruhe. Erste Homilie.

„Die Erforschung des Wesens jeglicher Dinge würde eine lange und abschweifende Erörterung in unsere Auslegung bringen; überdies möchte es zur Erbauung der Kirche nicht förderlich sein, mit diesem die Zeit zuzubringen. Dieses also ermahne ich dich, zu übergehen und nicht einmal darnach zu fragen, worauf die Erde stehe. Denn auch in diesem Falle wird der Verstand sich verwirren, indem das Vernünfteln zu keinem gewissen Ziele gelangen wird. Denn wenn du sagst, daß die Luft der breiten Erde zur Unterlage diene, so wirst du nicht wissen, wie die weiche und ganz leere Natur der Luft, von einer solchen Schwere zusammengedrückt, widerstehe, und nicht vielmehr allenthalben sich zertheile, der auf ihr liegenden Last entfliehe, und immer über der Last, welche sie zusammendrückt, sich ergieße. Nimmst du hingegen das Wasser als die Unterlage der Erde an, so wirst du auch in diesem Falle fragen, wie der schwere und dichte Körper nicht durch das Wasser dringe, sondern diese weit schwerere Last von der schwächern Natur gehalten und getragen werde. Willst du zudem die Grundlage des Wassers ergründen, so wirst du abermals im Zweifel sein, auf welchem starken und widerstrebenden Gegenstande der tiefste Boden desselben ruhe rc."

Ueber Materie. Zweite Homilie, Hexaemeron.

„Ist die Materie nicht geschaffen worden, so muß man ihr erstens eben dieselbe Ehre wie Gott erweisen; denn sie ist so alt wie dieser. Was ist aber gottloser als dieses, nämlich die Materie, welche keine Eigenschaft und Gestalt hat, die letzte Ungestalt, die ganz form-

lose Häßlichkeit (denn ich bediene mich der eigenen Worte der Philosophen), eben desselben ersten Ranges, wie den weisen und mächtigen und überaus schönen Baumeister und Schöpfer des Weltalls zu würdigen? Wenn ferner die Materie so groß ist, daß sie die ganze Kenntniß und Weisheit Gottes in sich faßt, so stellen sie auch auf diese Weise gewissermaßen die Substanz derselben der unerforschlichen Macht Gottes gleich, wenn sie nämlich die ganze Weisheit Gottes durch sich selbst zu messen im Stande ist; ist aber die Materie nicht werth, daß Gottes Wirksamkeit sich auf dieselbe erstrecke, so werden ihnen diese ihre Worte zu einer noch ungereimteren Gotteslästerung werden, weil sie Gott wegen der Mangelhaftigkeit der Materie von der Schöpfung und Vollendung seiner Werke ausschließen. Doch nein, sondern die Dürftigkeit der menschlichen Natur hat sie getäuscht."

Aus diesem und anderem, was herzuschreiben Raum und Zeit nicht erlauben, ist abzunehmen, daß Basilius, lebte er in unseren Zeiten, in dem wichtigen Streite, der von Cartesius und Spinoza an, bis herunter auf Jacobi, Schelling, Fichte, Hegel über Zeit, Raum und Materie unablässig geführt wurde, auch ein gewichtiges Wort mitzureden verstanden hätte. Wie viele Philosophen dürften nicht zu ihm in die Schule gehen?

Ueber das Wesen der Finsterniß. Zweite Homilie, Hexaemeron.

„Lasset uns jede bildliche und auf Einbildung beruhende Erklärung mit Stillschweigen übergehen, und den Begriff von Finsterniß auf einfache und ungesuchte Weise dem Sinne der Schrift gemäß fassen. Es frägt aber die Vernunft, ob die Finsterniß zugleich mit der Welt erschaffen worden, oder ob sie älter als das Licht, und warum das Schlechtere vor dem Guten gewesen sei? — Wir antworten nun, daß diese Finsterniß nicht als eine Wesenheit da gewesen, sondern nur ein Ergebniß in der Luft, durch den Mangel des Lichtes entstanden, gewesen sei. Aber was für eines Lichtes beraubt wurde der Ort in der Welt gefunden, daß die Finsterniß über den Wässern war? Wir schließen nun, daß, wenn etwas vor der Gründung dieser sichtbaren und vergänglichen Welt war, dieses gewiß im Lichte gewesen sei. Denn weder die Würden der Engel, noch alle himmlischen Heerschaaren,

noch die sämmtlichen andern vernünftigen Wesen und dienstbaren Geister, sie mögen einen Namen haben oder nicht, lebten in der Finsterniß, sondern sie hatten im Lichte und in aller geistigen Wonne einen ihnen angemessenen Zustand."

Dann redet er von der Entstehung des finsteren Schattens und bedient sich eines Beispieles aus dem Leben.

Ueber die Himmel und die sieben Kreise. Dritte Homilie. Von dem Firmamente.

„Wir ersuchen die Weisen der Griechen, uns nicht eher zu verlachen, als bis sie selbst unter sich einig geworden sind. Denn es sind Einige unter ihnen, welche behaupten, es gebe unendliche Himmel und Welten. Doch wenn diejenigen, welche gewichtvollerer Beweise sich bedienen, die Thorheiten derselben widerlegt und durch Beweise aus der Geometrie dargethan haben werden, daß die Natur außer dem Einen Himmel das Entstehen keines andern zulasse, dann werden wir über ihr geometrisches und künstliches Geschwätz noch mehr lachen. — Wir zweifeln an einem zweiten Himmel so wenig, daß wir sogar einen dritten suchen. So bringt uns der Psalm, da er Himmel der Himmel nennt, den Gedanken an mehrere Himmel bei. Und man darf hierüber in keinem höheren Grade staunen, als über die sieben Kreise, in welchen sich, wie beinahe alle einstimmig zugeben, die sieben Planeten bewegen, und von welchen sie sagen, daß einer so in den andern gefügt sei, wie man Geschirre in einander stecke. Und diese Kreise, behaupten sie, geben, wenn sie der Bewegung des Weltalls entgegenlaufen und so den Aether durchschneiden, einen so lieblichen und harmonischen Klang von sich, daß er alle Annehmlichkeiten der Melodien weit übertreffe. Wenn man diese, die solches behaupten, um das Zeugniß der Sinne fragt, was antworten sie? Wir sind, sagen sie, weil wir seit der ersten Stunde unseres Daseins an diesen Ton uns gewöhnt haben, durch das viele Hören desselben des Sinnes zu seiner Wahrnehmung beraubt worden, wie das Gehör derjenigen abgestumpft wird, welche beständig in den Werkstätten der Schmiede arbeiten. Allein das Spitzfindige und Unhaltbare dieser Behauptungen nachzuweisen, welches Allen, sobald sie es hören, sich deutlich vor Augen stellt, ist nicht Sache eines Mannes, welcher die Zeit zu schonen weiß, oder den Verstand seiner

Zuhörer beurtheilt. Wir überlassen also denen, welche nicht zur Kirche gehören, das Unkirchliche und kehren zu unserem kirchlichen Vortrage zurück."

Wenn die Väter bei solchen Fragen, die nicht geradezu in das Gebiet des Glaubens gehören, nicht mit einander übereinstimmen, so dürfen wir daran keinen Anstoß nehmen; über das Außerkirchliche mögen sie noch so sehr von einander abweichen, wenn sie nur in Glaubenssachen einig sind. Dasselbe gilt von ihrer Methode, die Gegenstände vorzutragen. Die Methode ist individuell, rein subjectiv; sie gehört nicht zur Wesenheit. Der gelehrtere Vater wird einen höheren Schwung nehmen, als der, welcher blos fromm war; deshalb aber wird letzterer von der Kirche nicht minder geachtet. Andere Zeiten fordern andere Mittel; das Ziel, nämlich das Heil der Kirche, bleibt immer dasselbe.

„S. Augustin," sagt Müller, „n'a-t-il pas eu une autre méthode que S. Paul? et quel ressemblance trouvez-vous entre la méthode de S. Athanase et de S. Jean Chrysostome? Puis, Bossuet parlait-il comme les controversistes du XVI^{me} siècle? — La méthode doit changer, elle ne peut que changer. — La Summa de S. Thomas d'Aquin est-elle même une nouveauté, car avant 1260 elle n'existait pas: il-y-avait une autre méthode."

Wenn wir bei unserer Besprechung auf den einen und den andern Kirchenvater mit auffallender Vorliebe hinzudeuten scheinen, so hat das seine Begründung in dem Bedürfnisse der Schuljugend. Wenn wir nämlich neben den Classikern auch die Kirchenväter zu lesen empfehlen, und dieser Anempfehlung durch die Autoritäten gelehrter Männer ein nicht unbedeutendes Gewicht beilegen, so fordert es allerdings pädagogische Klugheit, aus den Vätern die phantasiereichen, hochgebildeten und schönredenden auszuerlesen, um auch von dieser Seite die kirchliche Literatur in den Schulen den Classikern gegenüber nicht verdunkeln zu lassen. Wir legen ja auch aus den Classikern nicht alle zur Lesung in den Schulen vor; ist wohl je Lucretius, Plinius der Aeltere von einem Gymnasiasten pflichtgemäß gelesen worden? Und

so viele Andere? — Daher erlaube man uns, von den Vätern auch nur jene ganz besonders zu besprechen, die es vom ästhetischen und wissenschaftlichen Standpuncte aus mit Recht verdienen. Auch der Theolog soll sie kennen — die Schönredner unter den Vätern, aber Hauptmoment ist der ästhetische Werth hier nicht mehr; da gebührt ihm der zweite Rang.

Auszüge aus den Schriften des Gregorius Nyssenus, eines Bruders Basilius des Großen.

Der Stil dieses Vaters ist blühend und rein; gern verweilt er bei Ausmalung der Naturschönheiten und vertieft sich nicht selten auch in gründliche philosophische Untersuchungen; er ist phantasiereich und ein gewandter Dialectiker, wie wir aus seinem Werke gegen Eunomius ersehen. Er hat viele Aehnlichkeit mit Aristoteles, nur ist er poetischer und weiß das Trockne der Beweise durch schöne Bilder auszuschmücken. Seine Liebe zu den Classikern war so groß, daß ihn selbst Gregorius Nazianzenus, von dem wir doch wissen, daß er selbst ein großer Verehrer der Classiker war, im 43. Briefe scharf darüber tadelt.

Ueber den Ursprung der Sprache. Aus der zwölften Abhandlung gegen Eunomius.

Er las sie dem Gregorius Nazianzenus und dem heil. Hieronymus vor; man sieht zugleich, wie mit literarischen Gegenständen sich diese Männer beschäftigten und ihre wissenschaftlichen Resultate sich gegenseitig mittheilten.

„Eunomius glaubt, Gott sei als ein Pädadog und Sprachlehrer unter den Menschen verweilt, und habe ihnen als solcher die Zeit- und Hauptwörter beigebracht. Er behauptet nämlich, daß die ersten Menschen und ihre Kinder, wären sie nicht von Gott belehrt worden, wie jegliches Ding zu nennen sei, stumm und sprachlos die ganze Lebenszeit fortgeblieben wären und nichts von dem hätten thun können, was für das Leben nothwendig und nützlich war, weil man

von keinem Menschen die Gedanken wußte, da die Mittel diese auszudrücken fehlten, nämlich Worte und Namen."

„So groß ist die Unwissenheit dieses Mannes, daß er nicht einsieht, daß die dem Menschen von Gott mitgegebene Naturanlage schon zur Genüge hinreiche, alle Functionen des Denkens ihrer Vollkommenheit nahe zu bringen. „Gerade wie man hebräische und lateinische Wörter vom Lehrer lernt, habe der Mensch mit Hilfe Gottes die Namen gelernt; und wäre das nicht geschehen, er wüßte nichts vom Feuer, vom Wasser, von der Luft und von allem Uebrigen; es war demgemäß durchaus nothwendig, daß ihm Gott früher die Namen von allen Dingen vorsagte." — Wir aber behaupten, daß Jener, der alles mit Weisheit gebildet, dem vernünftigen Wesen, dem Menschen, eben dadurch schon, daß er Vernunft in ihn gelegt hat, alle Fähigkeit der Entwicklung auch mitgegeben hat. So wie wir bei den Sinneswerkzeugen die Fähigkeit zu sehen, schon von Natur aus von Jenem haben, der das Auge gemacht, und das Vermögen zu hören von Jenem, der das Ohr gemacht, und jedes Werkzeug wir dazu benützen, wozu es geschaffen ist, und wir Niemand brauchen, der uns die Farben nenne, deren Eindruck sinnlich wahrnehmbar ist; denn es ist genug, daß das Auge hierin sein eigener Lehrer sei; und so wie wir ferner auch bei den übrigen Sinneswerkzeugen, beim Gehör, beim Gaumen, beim Tastsinn keine anderen Lehrmeister brauchen, indem wir schon von Haus aus das gehörige Organ haben, die sinnlichen Eindrücke zu beurtheilen; so, behaupten wir, ist auch die geistige Anlage im Menschen durch Gott schon in der Art eingerichtet, daß sie sich frei entwickelt, die Dinge selbst betrachtet; damit aber die Vernunft nicht in Verwirrung und auf Abwege gerathe, hat Gott eine Art Merkmale, Kennzeichen beigegeben, durch welche die Namen gebildet werden. Diese Ansicht beweist auch der große Moses, wo er sagt: „Er führte die Geschöpfe dem Adam vor, damit er sehe, wie er sie nennen solle."

Er entwickelt im Detail diese Frage sofort in einer langen Abhandlung.

Gelehrte, welche sich um die Ansichten über den Ursprung der

Sprache bekümmerten, werden es anerkennen, welches wichtige, bisher nicht gekannte Document ich ihnen mit obiger Stelle vorlege. Süßmilch, Herder, Hamann und in neuester Zeit Grimm haben sich im Ernste Mühe gegeben, in philosophischer Entwicklung darzuthun, ob die Sprache göttlichen oder menschlichen Ursprunges sei. Süßmilch behauptete den göttlichen Ursprung; Herder, Hamann, Grimm sind bei einigen Abweichungen untereinander für den menschlichen Ursprung. Auch Jerusalem und Lessing beschäftigten sich mit dieser Frage. Keiner von ihnen scheint die Ansicht unseres Kirchenvaters gekannt zu haben; Herder wenigstens und Hamann hätten ihn angeführt. Wie einfach, kurz, schlagend und lichtvoll stellt unser Vater seine Ansicht hin, an welcher alle so eben genannten Gelehrten sich hätten orientiren können. Besseres hat selbst Grimm nicht zu Tage gefördert; denn daß er die Frage weitläufiger behandelt, gibt ihm vor Gregor von Nyssa noch keinen Vorzug. „Von dem großen Weltweisen in unserer Mitte," so lesen wir in Grimm's Abhandlung, „ist die Frage „über den Ursprung der Sprache," welche schon vor achtzig Jahren unter uns zum Preise gestellt war, jüngst angeregt worden, Herr von Schelling machte nämlich den Vorschlag, eine solche Aufgabe zu wiederholen." So lautet der Anfang in J. Grimm's Abhandlung. Seite 6 lesen wir Folgendes, was so ziemlich einem Tadel gleichsieht: „Wahrzunehmen was in der Sprache über den Redebrauch, über die Technik der Dichter und den Inhalt der Werke hinausging, war der classischen Philologie gewissermaßen gleichgiltig, und von allen feiner eingehenden Beobachtungen schienen ihr fast nur solche werthvoll, welche der Textkritik zu festern Regeln irgend verhelfen konnten. Für sich selbst zog das innere Gewebe der Sprache wenig an, und wurde in seiner Schönheit und Fülle gleichsam vorausgesetzt, weshalb auch die auffallendsten Worterscheinungen, wo sie ihrem Begriffe nach klar sich darstellten, meistens unerwogen blieben." — Ein Kirchenvater jedoch fand es der Mühe werth, über diese Frage nachzudenken und die verkehrte Ansicht des Eunomius zu widerlegen. In eben derselben Abhandlung des Gregor kommen auch andere Andeutungen, mehr oder weniger

ausführlich durchgeführt, vor, die jedem Sprachforscher neuerer Zeit Ehre machen würden. Was aber Scharfsinn und Schönheit der Sprache und Darstellung betrifft, laufen nur wenige Classiker unserem Vater den Rang ab.

„Wir finden eine solche Deutung (nämlich die Annahme eines göttlichen Ursprungs,“) so lesen wir in Grimm ferner noch, „schon im Widerspruche mit den Urkunden unserer heiligen Schrift, welche einer stattgefundenen göttlichen Offenbarung der Sprache an den Menschen nirgends gedenkt, vielmehr das von ihr selbst unerklärt gelassene Dasein der Sprache voraussetzt und deren Verwirrung erst lange Zeit nach dem Sündenfall eintreten läßt.“

Hamann war mit seines Freundes, Herder, Deutung unzufrieden, und spricht sich in seiner Weise hierüber so aus: „Der menschliche Unterricht fällt von selbst weg; der mystische ist zweideutig, unphilosophisch, unästhetisch, und hat sieben und neunzig Gebrechen mehr 2c. . . . Es bleibt also nothwendiger Weise und zu gutem Glück, nichts als der thierische Unterricht übrig.“

Herder bat, wie wir in seinen Briefen lesen, den Hamann, seine Ansicht nicht vor der Zeit bekannt zu machen.

Die Seele wird mit der Sonne verglichen. De anima. Gregor Nyssenus.

„So wie die Sonne durch ihre Gegenwart die Luft in Licht verwandelt, indem sie selbe lichtförmig bildet, und mit der Luft das Licht Eines wird, ob es gleich ungemischt die Luft durchdringt; in eben derselben Weise bleibt auch die Seele, obgleich sie mit dem Körper ein einziges Ganzes bildet, unvermischt, und unterscheidet sich von der Sonne darin, daß diese als ein Körper und vom Raume beschränkt nicht überall dort ist, wo ihr Licht und ihr Feuer ist; denn dieses bleibt sogar im Holze und im Dochte, wie an einer Stelle gebunden; die Seele aber ist unkörperlich und durch keinen Raum beschränkt, und schreitet somit ungetheilt durch das Ganze hin, durch ihr Licht und durch den Körper; es ist kein Theil von ihr beleuchtet, in welchem sie sich nicht ganz befände; sie wird nicht vom Körper beherrscht, sondern sie beherrscht ihn; auch befindet sie sich nicht im Körper, wie in einem Geschirre oder Schlauche, sondern der Körper vielmehr befindet

sich in der Seele; das Geistige nämlich, das vom Leiblichen nicht beeinträchtigt wird, sondern letzteres vielmehr ganz durchdringt und durchschreitet, läßt sich vom Körper nicht beschränken; als Geistiges ist es nur wieder an geistigen Stellen; entweder ist es in dem Geistigen gleicher Art oder in den höheren Regionen. So ist auch unsere Seele bisweilen in sich selbst, z. B. wenn sie stille Betrachtungen anstellt; zuweilen in der Vernunft, wenn sie denkt. Wenn man sagt, sie ist im Körper, so meint man damit nicht, daß sie, wie an einer Stelle im Körper sich befinde; sie ist vielmehr in einem Einfluß nehmenden Zustande; sie wird vom Körper in der Art gefesselt, wie wir es von der Geliebten und ihrem Geliebten zu sagen pflegen."

Der Körper wird mit einem Instrumente verglichen, die Seele mit dem Tonkünstler. De anima. Gregorius Nyssenus.

„Etwas anderes ist das Temperament (κρᾶσις, das harmonische Verhältniß der Kräfte des Körpers), etwas anderes die Seele. Der Körper ist das Organ der Seele, und wirkt, wenn er geregelt und geordnet ist, zugleich mit der Seele, und sie herrscht über ihn nach Gebühr; ist er aber regellos und nicht in geziemender Ordnung, und wirkt er in einem solchen Zustande mit der Seele, dann kommt letztere nie zu einem erfolgreichen Handeln. Muß sie nämlich ringen mit einem elenden Instrumente, so wird sie, wenn sie nicht recht wacht, mit dem Körper zugleich zerrüttet; eben so wie der Tonkünstler mit einem schlechten Instrumente nichts zu leisten im Stande ist, wenn er es nicht früher in einen besseren Zustand zu versetzen versucht. Daher ist es der Seele Pflicht, dafür zu sorgen, daß sie den Körper zu einem brauchbaren Instrumente heranbilde; dies bewirkt sie durch die Vernunft und durch edle Sitten; sie muß, wie bei der Tonkunst, hier nachlassen und dort stärker spannen, um sich den Körper harmonisch anzubilden, und an ihm ein brauchbares Instrument zu bekommen; denn sonst möchte auch die Seele zugleich sich unharmonisch bilden, was wohl recht oft geschieht."

Ansichten der alten Philosophen über die Seele. De anima. Gregorius Nyssenus.

„In Bezug der Seele stimmen die Ansichten der Alten schlechterdings nicht überein. Democrit, Epicur und die ganze Schaar der Stoiker nehmen an, die Seele sei ein Körper; aber auch diese Philosophen sind untereinander wieder nicht einig über das eigentliche Wesen der Seele; denn die Stoiker behaupten, sie sei ein warmer und Feuer enthaltender Hauch; Kritias sagt, sie sei Blut; Hippon aber, sie sei Wasser; Democrit behauptet, sie sei Feuer; denn die kugelförmigen Feuer- und Luftatome, mit einander vermischt, bilden die Seele. Heraclit behauptet, die Seele des Weltalls sei ein Ausdünsten aus den feuchten Stoffen; die Seele der Thiere aber bilde sich aus den äußeren Ausdünstungen homogen mit dem Körper."

„Von Jenen aber, welche behaupten, die Seele habe keinen Körper, sind die Ansichten zahllos; die Einen sagen, sie sei eine Wesenheit und unsterblich; Andere, sie sei zwar unkörperlich, sei aber kein Wesen und sei auch nicht unsterblich; Thales behauptet, die Seele erleide von außen keinen Eindruck und bestimme sich selbst; Pythagoras sagte, sie sei eine Zahl, die sich selbst bewege. Plato nennt sie eine denkende Wesenheit, die aus sich und durch sich selbst sich bewege, sie sei eine harmonische Zahl. Aristoteles nennt sie die erste Entelechie des organischen physischen Körpers, die nur durch Kraftäußerung ihr Leben habe. Dinarch nennt sie eine Harmonie der vier Elemente; sie sei aber nicht aus Tönen zusammengesetzt; er behauptet, sie sei eine harmonische Mischung des im Körper vorfindlichen Warmen und Kalten, Feuchten und Trockenen. Ueberdies gibt es Einige, welche feststellen, es gebe nur Eine Seele für Alle, die nur unter diese vertheilt sei, und dann auch wieder in sich selbst zurückkehre; Andere wieder stellen die Ansicht auf, es gebe viele und verschiedene Seelen."

Macht des Menschen über die Thiere. Aus der Oratio I. Faciamus hominem. Gregorius Nyssenus.

„Wir haben die Herrschaft über die Fische. Wie gebieten wir über sie? Wenn du in einen See hineinblickest, da kannst du bemerken, wie bei deinem Schatten schon die Fische in Angst gerathen und

sich in Hast durchkreuzen. Selbst der Delphin, einer der mächtigsten unter den Fischen, fürchtet und ehrt den Menschen. — Wenn du mit Geschick dich ihnen näherst und sie bezwingst, bist du nicht ihr Herr? — Kein Thier hat auf seine eigene Stärke so viel Vertrauen, als der Löwe, und doch siehst du ihn im Käfig eingesperrt. Siehst du, wie der Pardell auf das auf dem Papier hingemalte Bild des Menschen losstürzt? Der dahinter stehende Mensch spricht Hohn der Thorheit der Thiere. — Was soll ich von den Vögeln sagen? In die Luft steigt der Mensch nicht empor, denn er hat keine Flügel, aber durch die Macht seiner Vernunft erreicht er ihre Flügel. Nichts kann unsere Vernunft beschränken; sie holt sich die im tiefsten Meeresgrunde liegenden Schätze; und erjagt sich die Güter des Festlandes; und fängt das, was sich in die Luft erhebt. Hast du schon auf der Spitze des Baumes einen Vogel ruhig und sicher sitzen gesehen? gesehen, wie er mit Verachtung auf die Menschen herabblickte? — Ein spielender Knabe fing ihn. Er legt Stäbe über Stäbe, nachdem er sie mit Leim bestrichen. Unten sitzt der Mensch, unter dem Baume ist die Hand; aber in die Luft erhebt sich sein Gedanke."

Würde der Frauen. Aus der Oratio I. Faciamus hominem. Gregorius Nyssenus.

„Auch das Weib ist wie der Mann nach dem Ebenbilde Gottes erschaffen. Beide genießen gleiche Auszeichnung, und haben gleiche Vorzüge, gleiches Streben, eben dieselben Verstandeskräfte. Sage ja nicht, o Weib: „Ich bin schwach." Deine Schwäche ist im Fleische, in deiner Seele ist Kraft und Stärke. Da du also nach dem Ebenbilde Gottes geschaffen bist, so seien diesem gemäß auch deine Tugend, deine an den Tag gelegte Handlungsweise. Entschuldigung findet nicht statt; wenn man sagt, das Weib ist kraftlos an Körper, so gilt dies durchaus nicht; der Körper ist nur weich und zart; zur Sanftmuth, zum Mitleid geschaffen. Sonst ist sie stark im Leiden und ausharrend in der Schlaflosigkeit. Kann es wohl die Natur eines Mannes aufnehmen mit der Kraft eines Weibes, das in Abhärtung ihr Leben hinbringt? Wann kann es der Mann aufnehmen mit dem Weibe, wenn es darauf ankommt, Hunger zu ertragen? Ein tüchtiges Weib besitzt

Alles das, was ihr nach dem Ebenbilde Gottes gebührt? Sieh nicht auf den äußeren Menschen; dieser ist nur der Vorhang; drinnen sitzt die Seele, innerhalb des Vorhanges, des gebrechlichen Körpers nämlich. Was die Würde der Seele betrifft, sind Mann und Weib gleich, in der Hülle nur ist der Unterschied."

Man gebe uns ähnliche Stellen aus den Classikern; man wird es nicht im Stande sein; denn nur die Grundsätze des Christenthums konnten den Frauen zu der ihnen gebührenden Würde verhelfen; in der Moral der Griechen und Römer waren Ansichten, wie wir sie aus Gregorius anführten, eine terra incognita.

Auch die Briefe des Pelagius und Augustinus, die sie mit Frauen wechselten, beweisen, wie das Christenthum die wahre Bildung des Weibes durch das in ihm erweckte höhere Leben wirkt; und Chrysostomus sagt (Hom. 13. Eph.) darum den Männern, daß sie sich von den Weibern in dem inneren Kampfe und in der Geisteserhebung besiegen ließen. Homil. 61. Evang. Joann. sagt er: „Der Mann, der sich auf dem Markte und in den Gerichten herumtreibt, wird von den Wellen des äußern, unruhigen Lebens stets hin- und hergeworfen. Die Frau aber, welche zu Hause wie in einer Schule der Weisheit sitzt, kann sich immer in ihrem Gemüthe sammeln. Sie kann den so vielfach beunruhigten Mann bei sich aufnehmen, um ihn zu bilden, die wilden Auswüchse seiner Seele beschneiden, und ihn so wieder in die Welt hinaussenden, gereinigt von dem Schlechten, das er von dem Forum mitgebracht, und mit sich nehmend das Gute, welches er im Schooße der Familie gelernt; denn nichts vermag mehr den Mann zu bilden und seine Seele nach Belieben zu regeln, als eine fromme und verständige Frau. Ich kann euch viele harte und wilde Männer nennen, die so besänftigt wurden." — So sagte einst ein heidnischer Lehrer mit Bewunderung: „Welche Weiber haben doch die Christen!" Wenn man die Seelengröße mancher spartanischen und römischen Mütter rühmt, so wird die stille Größe einer Mutter des Origenes, des Chrysostomus, Anthusa mit Namen, des Gregorius Nazianzenus, welche Nonna hieß, des Gregorius Nyssenus, des Theodoretus, des Augustinus gewiß nicht zurückstehen.

Wir sollen uns freuen auf die Güter, die nach diesem Leben uns zu Theil werden. Gregorius Nyssenus. Oratio de mortuis.

„Das Leben jenseits ist ein wonnereiches und durch nichts getrübtes schon deshalb, weil es bei Beurtheilung des wahrhaft Schönen von der Lust der Sinne nicht getäuscht wird. Warum trauern wir denn gar so sehr bei dem Tode unserer Freunde und Bekannten? Es ist ja doch kein Unglück! Außer es glaubt Jemand deshalb trauern zu müssen, weil sie in ein Leben hinüberwandern, das frei von Sorgen und Kümmernissen ist, nicht kennt den Druck der Leiden, nicht fürchtet das Toben des Feuers und die Wunden des Eisens, nicht erbebt vor Erderschütteruugen, Schiffbruch, Gefangenschaft; vor dem Ueberfall wilder Thiere, vor dem Gift und Biß schrecklicher Schlangen. Niemand ist da von Stolz und Uebermuth aufgeblasen, Niemand wird in den Koth getreten, Niemand artet aus in Wahnsinn und Tollkühnheit; da wird Niemand durch Schrecken eingeschüchtert, Niemand schwillt an von geiferndem Zorn, indem er siedet und raset in Wuth; Niemand wird in Angst herumgejagt; Niemand verzweifelt da, weil er sich vor dem Uebermuthe des Mächtigen nicht zu helfen weiß. Eben so bedauern auch solche, welche ihre ganze Lebenszeit in dunklen Gemächern gelebt und durch lange Gewohnheit getäuscht, es dahin gebracht haben, daß sie das Unangenehme und Traurige ihrer Lage gar nicht fühlen, jene, die aus ihrer Mitte nach oben entlassen werden, weil sie jene Helle und Heiterkeit nicht kennen, zu der die Entlassenen gelangen. Hätten sie das Schöne, was man oben auf der Welt sieht, kennen gelernt, die Pracht des Aethers, die Majestät des Himmels, den Glanz der Gestirne, die Reihentänze der Sterne, den geregelten Lauf der Sonne, und das Hinschreiten des Mondes; würden sie kennen die bunte Schönheit der Erde in ihren Blüthen und den lieblichen Anblick des Meeres, wenn es von keinem Sturme gepeitscht, in stiller Ruhe unter dem fächelnden Winde sanft sich kräuselt, so daß es, so zu sagen, wie ein schönes Gemälde dasteht; würden sie endlich erblicken die schönen öffentlichen und Privatgebäude, von denen große und mächtige Städte prangen; würden, sage ich, die im Kerker Zurückgebliebenen dieses Alles kennen und

wissen: — o, sie würden das Schicksal der Entlassenen gewiß nicht betrauern."

Beschreibung des Paradises. Aus der Oratio II. Faciamus hominem. Gregorius Nyssenus.

„Erst von der Zeit an, da der Mensch aus dem Paradise vertrieben worden, wurde der Löwe ein fleischfressendes Thier und der Geier spürte nach Aas. Denn gleich nach der Erschaffung der Thiere, da schwärmten die Geier noch nicht über der Erde; denn nichts von dem, was Gott geschaffen und gebildet, starb hin, um dem Geier ein Fraß zu sein. Da war noch kein Zwiespalt in der Natur; sie war noch jugendlich und kräftig; da ging kein Jäger auf den Fang, denn diese Kunst verstand der Mensch noch nicht; die wilden Thiere zerrissen Niemand, sie fraßen noch nicht rohes Fleisch; es gab auch nirgends Leichen; da war kein Gestank der Aeser, an denen die Geier sich laben sollten; die Thiere lebten insgesammt, wie die Schwäne in Frieden und Eintracht; alle weideten sie auf den Wiesen. Oft sehen wir, daß Hunde Gras abweiden, um sich zu heilen; nicht thut dies der Hund, weil ihm diese Speise naturgemäß ist, sondern weil eine Art Instinct ihn führt, das zu suchen, was ihm heilsam ist; in einem solchen Zustande befanden sich damals die Thiere; sie suchten sich das Gras als ihre eigenthümliche, naturgemäße Nahrung auf und stellten einander nicht nach."

„Dies war der erste Zustand. Wie schön war jenes Leben, wie ruhig, wie reich; wie wenig bedurfte da der Mensch; wie sind zugleich mit der Menge der Leckerbissen zahllos die Veranlassungen zur Sünde hereingebrochen. Nachdem wir uns nämlich um die wahre Wonne des Lebens gebracht hatten, da ersannen wir uns der falschen Luxusspeisen eine Menge; und da wir nicht mehr hinblicken durften auf den Baum der Erkenntniß und uns nicht mehr ergötzten an seinem Anblicke, da kamen Köche, Bäcker, und mannigfaltige Gerüche und Leckerbissen als leidiger Ersatz und Trost für unsere Verbannung aus dem Paradise. Eben so geben die Aerzte den Kranken, wenn sie an einem furchtbaren Leiden daniederliegen, und nicht Antheil nehmen können an den gewohnten leckerhaften Schmäusen, zum Ersatz höchstens

Gerüche und andere Surrogate des Ergötzens für die bessere starke Kost."

Glück des Menschen, der wenige Bedürfnisse hat. Gregorius Nyssenus. Oratio IV. De oratione dominica.

„Wer nur auf den Dienst der Natur Rücksicht nimmt und nur das beansprucht, was höchst nothwendig ist, und von eitlen Sorgen nicht gefoltert wird, der steht von dem Leben eines Engels nicht mehr ferne; durch seine Frugalität ahmt er das bedürfnißlose Leben derselben nach. Daher ist es eine der ersten Pflichten, uns nur um das zu kümmern, was hinreicht der Natur des Körpers Genüge zu thun. Brot gib uns, o Herr, nicht feine Leckerbissen, nicht Pracht, nicht Reichthum, nicht Purpur, nicht Gold, nicht Perlen, nicht Edelsteine, nicht silberne Geschirre, nicht weite Gefilde, nicht Befehlshaberstellen, nicht Würden, nicht Aemter; nicht Heerden von Pferden, nicht Schaaren von Rindern, nicht zahllose Horden von Sclaven; nicht Ehre und Ansehen auf dem Forum; nicht Statuen, nicht seidene Kleider, nicht einlullende Melodien; kurz, nichts, o Herr, gib uns, wodurch die Seele von der Sorge für das Göttliche und Höhere abgezogen wird. — Gib uns nur Brot! — Kennst du den Umfang und Reichthum dieser Philosophie? Wie viele wichtige Sätze sind in dem kurzen Satze: „Gib uns unser Brot," enthalten. Laut ruft diese Bitte Jenen, die sie auffassen, Folgendes zu: „Höret auf, o Menschen, um eitler Dinge willen, euch den Begierden zu ergeben; höret auf, Stoff und Ursachen zu Mühseligkeiten gegen euch selbst anzuhäufen; wenig ist es, was du der Natur schuldig bist. Warum legst du dir selbst maßlose Tribute auf? Warum verstrickst du dich denn in so viele unangenehme Geschäfte, daß du sogar Silber suchst, Gold aufgräbst und glänzenden Schätzen nachspürst? — Daß der Eintreiber des Tributes, dein Bauch, in sinnlicher Wonne zerfließe? — Brot bist du ihm schuldig, damit er an den Körper den nothwendigen Lebensersatz abgebe. — Des Gewinnes wegen ziehest du hin nach Indien und lassest dich in fernen Meeren von den Stürmen peitschen; machst jährlich eine weite Fahrt zur See, um mit weit hergeholten Waaren deine Speisen zu

würzen, nicht bedenkend, daß der Geschmack des Gewürzes im Gaumen schon sein Ende hat ꝛc."

Nichts ist in der Natur umsonst. Aus der Rede de mortuis. Gregorius Nyssenus.

„Selig wohl ist in der That das Leben der Engel, da es nicht niedergedrückt wird von der Wucht eines Körpers. Aber auch unser Leben, insofern es zu jenem anstrebt, ist nicht ganz unvollkommen; denn das irdische Leben ist ja gleichsam der Pfad zu dem, was wir jenseits hoffen. Wir haben ein Bild davon an den Gewächsen. Auch an ihnen beginnt die Frucht ja bei der Blüthe; eben nur durch diese wird sie Frucht, und gleichwohl ist die Blüthe noch nicht die Frucht. Auch die Saaten, wenn sie aus den Samen sprossen, zeigen ja nicht sofort sich als Aehren, sondern als Gras zeigt sich der Keim, und aus dem hinwelkenden Grase entwickelt sich der Halm und schießt sofort in die Höhe; und zuletzt erst auf der Aehre Haupt reift heran die Frucht. Gleichwohl erhebt der Landmann keine Klage gegen diese nothwendige naturgemäße Entwickelung, indem er sagte: Warum die Blüthe vor der Frucht? und wozu sprießt aus dem Samen früher das Gras hervor, wenn ja ohnehin die Blüthe welkt, und das Gras zwecklos vertrocknet und so nichts beiträgt zu des Menschen Nahrung? Es weiß Jeder, der die wunderbare Werkstätte der Natur sinnig betrachtet, genau, daß aus dem Samen und dem Keime kaum in anderer Weise die Frucht sich vollkommen entwickelte, würde nicht diese künstliche Zeitfolge, den Weg bahnend, zur Vollendung führen. Weil nun das Gras, das früher hervorsproßt, keinen Genuß gewährt, so ist es doch um deßwillen schon nicht für etwas Unnützes, Ueberflüssiges zu achten. Wer nämlich nur der Speise bedarf, sieht freilich nur auf die Erfüllung seines Bedürfnisses; der Naturzweck aber ist nur der, das Sprossende auf den Gefilden in der regelrechten Ordnung der Vollendung zuzuführen. Vielfältig bildet sich vom Samen, der gesäet ist, zuerst die Wurzel aus; durch sie wird angezogen der Erde Feuchtigkeit, um als Nahrung zu dienen. Dann sproßt das Gras hervor, dessen Aufgabe es ist, die Wurzel zu bedecken, damit die äußere Luft nicht schade; und ist das Gras auch nicht die Frucht, so bahnt es doch den Weg dazu

und leistet Hilfe, um sie hervorzulocken. Die Natur, welche den Samen gleichsam reinigen will, gibt ihm als Auswuchs das Gras bei; zugleich muß es die Wurzel schützen gegen die Einflüsse der Witterung, gegen Kälte und gegen Hitze. Ist der Same aber an der Wurzel stark und kräftig, so fällt das Gras in sein Nichts zurück; sein Schutz ist jetzt entbehrlich; die ganze Kraft des Samens wendet sich der Entwickelung des Halmes zu. Die Natur geht hierbei äußerst kunstreich zu Werke; zuerst ist der Keim in mehrere Hüllen gehüllt, in welchen der weiche und zarte Halm sich entwickelt; dieser bekommt zur größeren Sicherheit und Stärke in bestimmten Intervallen Knoten; ist endlich der Halm zur erforderlichen Höhe gekommen, so treibt er aus der letzten Hülle die Frucht hervor, nämlich die Aehre, welche durch zahlreiche Grannen, wie mit einem Walle von Haaren umgeben und geschützt wird. — Wenn nun der Landmann nicht ungehalten wird weder wegen der Fasern an den Wurzeln, noch wegen des Grases, noch wegen der Grannen an den Aehren; wenn er vielmehr in jedem einzelnen eine eigenthümliche Brauchbarkeit anerkennt, mittels welcher die Natur im steten Fortschritte begriffen, die Frucht vollendet und der Reife zuführt; so sollst ja auch du nicht ungehalten sein darüber, daß die Natur auf bestimmten und nothwendigen Wegen dem bestimmten Ziele entgegenstrebt. Alle jene Phasen, die im Körper eintreten, als: Tod, Alter, Jugend, Kindheit, die Bildung des Embryo, sind wie das Gras, die Aehren, die Halme, bestimmte Bahnen, auf denen wir zum erwarteten Ziele schreiten. Stellst du dir dies genau vor Augen, so wirst du, wenn du weise bist, darum nicht ungehalten sein, und in keiner Weise dein Gemüth von Betrübniß beschleichen lassen, so, daß du entweder trostlos würdest, wenn du aus dem Leben scheidest, oder gar aus eigener Machtvollkommenheit deinem Leben ein Ende machest."

Einiges aus der Lobrede auf den heiligen Basilius. Von Gregorius Nyssenus.

„Es bemächtigte sich damals der Gemüther jene gefährliche Krankheit, das Geschaffene höher zu halten, als den Schöpfer; und dieser verderbliche Irrthum wurde selbst von den Machthabern unterstützt, und von Obrigkeiten und Beamten mit großer Bereitwilligkeit

begünstiget. Und gerade in dem Zeitpuncte, wo fast das ganze Menschengeschlecht jenem gefährlichen Irrthume unterlegen war, da trat auf Gottes Wink der große Basilius auf. Mit dem Priesterthume, das schon gänzlich in Verfall gerathen war, geschmückt, brachte er es durch die ihm inwohnende Gnade dahin, daß die Glaubenskraft, die schon allmälig wie eine Leuchte tiefer und tiefer herunter glomm, in hohen Flammen wieder aufloderte. Als eine Leuchte für das Heil der Kirche erschienen, brachte er die Irrenden auf die rechte Bahn zurück, trat er den Vorstehern muthig entgegen, imponirte er den Kriegern, sprach mit Freimuth bei den Kaisern, und donnerte mit beredtem Munde in den Kirchen und Versammlungen. Jene, die ferne waren, gewann er, wie Paulus, durch Sendschreiben, wich mit Klugheit und Muth den Feinden aus, und hatte sich Alles dessen entledigt, was seine Gegner hätte anziehen können. Er war zu muthig und standhaft, als daß ihn Jene, die sein Vermögen veräußerten, hätten beugen können; denn er hatte sich ja selbst von allen diesen Gütern, in der Hoffnung des ewigen Lebens, frei gemacht. Er scheute keine Verbannung, denn nur das Paradies däuchte ihm das wahre Vaterland der Menschen; die Erde hingegen war ihm das gemeinschaftliche Exil der Natur. Wie hätte denn aber auch ein Mann, der täglich starb, und gern starb, den Tod, mit dem die Feinde drohten, fürchten sollen? Als ihm einst der Statthalter, um ihn zu schrecken, drohte, er werde ihm die Leber aus den Eingeweiden herausreißen lassen, so lächelte Basilius über diese albernen und wahnwitzigen Drohungen, und sagte: „Ich danke dir um deines Vorhabens willen; denn wirklich liegt die Leber schwer über den Eingeweiden."

Wir haben schon an einer anderen Stelle gesprochen, daß große Männer oft beim Scheiden aus diesem Leben ihre ganze Geistesmacht entwickeln und dadurch die Macht der Seele über den Leib am sichtlichsten darthun. In der Lobrede auf den heil. Basilius von Gregorius Nazianzenus lesen wir Folgendes:

„Fast schon entseelt und eine Leiche, des größten Theiles der Lebenskräfte schon beraubt, erhebt er sich plötzlich zu einer kraftvollen Abschiedsrede; denn er wollte mit frommen Worten von dannen schei-

den; er legte den Frömmsten seiner Freunde die Hände auf und hauchte sie an, damit ja seine Schüler am Altare des Herrn als Mitarbeiter thätig seien. Mit den Worten: „In Deine Hände, o Herr, empfehle ich meinen Geist,“ hauchte er seinen Geist aus, doch nicht eher, als bis er die Umstehenden durch seine heilige Lehre gestärkt und noch in seinem Lebensende der Besserung zugeführt hatte.“

„Fromme Männer trugen die Leiche zur Begräbnißstätte. Von den Begleitenden suchte der Eine den Saum seines Kleides zu berühren, ein Anderer nur den Schatten, ein Anderer die Bahre oder auch nur das Gestell der Bahre. Die Einen suchten Jenen nur, die ihn trugen, näher zu kommen; Andere waren schon zufrieden, ihn nur mit dem Auge erblickt zu haben. Voll waren die Plätze, die Hallen; die Schaubühnen waren zwei- und dreifach erhöht. Da gab es ein Gewimmel von Begleitenden, Voreilenden, Folgenden; wie sie sich drängten und im Gedränge sich schmähten! Zahllos war die Volksmenge verschiedenen Alters. Trauergeheul übertönte die Klagegesänge und die Stärke des Gemüthes erlag der Größe des Schmerzes. Christen und Heiden, Juden und Fremdlinge wetteiferten, wer ihn mehr betrauern könne.“

Wir haben schon an einer früheren Stelle Erwähnung gemacht, wie die spätern lateinischen Dichter, die Bibel und Kirchenväter nachahmend und abweichend von der Sitte der Classiker, mit Vorliebe jede Gelegenheit ergreifen, Naturschilderungen zu geben. Besonders lobt in dieser Beziehung der große Humboldt den lateinischen Geschichtschreiber Petrus Bembus. Dieser Mann, Cardinal und Staatsmann, weiß mit einem schönen classischen Stil in lateinischer Sprache eine solche antike Einfalt der Ansichten zu verbinden, daß wir ihn mit Recht jedem Alten an die Seite setzen können; besondere Erwähnung aber verdient sein Werk: „Aetna mons“ und seine Geschichte: „Historiae Venetae.“ In letzterer gibt er uns eine getreue Schilderung von den Sitten der Einwohner und dem Klima der neuentdeckten Länder. Da Humboldt sie gar sehr lobt, so war dieses eine Aufforderung für uns, einzelne Stellen zu übersetzen und hier aufzunehmen. An Majestät und Pracht im Stile haben Hum-

boldt's Ansichten der Natur bei weitem den Vorzug; aber auch die edle ungeschminkte, classische Einfalt der Beschreibungen, wie sie im Bembus vorkommen, hat ihren anerkannten Werth.

„Columbus landete an den Inseln der Glückseligen, die man die canarischen nennt. Er fand sechs an Zahl, zwei davon sind von bedeutender Größe. Die Nachtigallen singen auf diesen Inseln im Monat November; die Menschen sind ohne Bekleidung, von sanfter Gemüthsart. Kähne zimmern sie sich aus Baumstämmen; auch Getreide haben sie, welches sie Maize nennen; Halm und Aehre sind viel größer als bei uns; die Blätter sind wie die des Schilfrohrs; es hat viele und große Körner. Von den vierfüßigen Thieren finden sich daselbst nur wenige Gattungen; die Hunde sind klein, stumm und bellen nicht; die Gattungen der Vögel aber sind zahlreich; sie sind größer und kleiner als die unsrigen; man findet bei ihnen Vögelchen, welche mit ihrem Neste zugleich den 24. Theil einer Unze nicht übersteigen. Groß ist die Anzahl der Papageien; schön und bunt sind sie; Wolle, wie sie von selbst wächst, holen sie sich aus den Wäldern und Gebirgen; wollen sie aber, daß sie schöner und blendend weiß werde, so säen und bauen sie selbe in der Nähe ihrer Häuser. Gold sammeln sie im Sande der Flüsse; Eisen kennen sie nicht; sie bedienen sich daher spitzer Steine, um ihre Kähne auszuhohlen, die Hausgeräthe zu verfertigen und das Gold zu glätten. Dieses benützen sie als Luxussache, indem sie es an den Ohren und der Nase anhängen; Münzen kennen sie nicht."

„Im folgenden Jahre kam Columbus in eine Inselgruppe. Einen Theil dieser Inseln bewohnen wilde und grausame Menschen, welche das Fleisch von Knaben und Männern, die sie auf andern Inseln im Kriege oder auf ihren Raubzügen gefangen nehmen, essen; das Fleisch der Weiber verschmähen sie; man nennt sie Kannibalen. Sie haben Dörfer aus je zwanzig bis dreißig Häusern. Diese sind alle aus Holz, rundgebaut, mit Palmen und Stroh bedeckt, wozu noch Blätter gewisser Bäume und anderes Rohr kommt, um den Regen abzuhalten. Das Klima ist äußerst milde, so daß im December die Vögel theils ihre Nester machen, theils aber auch ihre Jungen ausfliegen lassen."

„Auf Hispaniola beschloß **Columbus** wegen der Fruchtbarkeit und Größe der Insel eine Stadt zu bauen und den Boden zu cultiviren. Die Bäume verlieren daselbst zu keiner Jahreszeit ihre Blätter, die eine oder die andere Gattung etwa ausgenommen; außer der Fichte und Palme kannten die Spanier keine Gattung von den übrigen Bäumen. Die Insulaner glauben, sie selbst seien aus zwei Höhlen entsprossen. Sie verehren Hausgötter, welche sie **Zemes** nennen; das Volk hat gemeinschaftliche, jeder König aber seinen eigenen Hausgott; das Bild desselben, verfertigt aus Wolle, setzen sie sich auf das Haupt, wenn sie in den Krieg ziehen und hegen dabei die Ueberzeugung, daß sie von ihm im Kampfe unterstützt wurden. Sie haben den Glauben, daß zur Nachtszeit die Verstorbenen herumwandeln und alle Glieder des Menschen annehmen können, den Nabel ausgenommen. Es ist bekannt, daß sie vor einigen Jahren von ihren **Zemes** folgende Prophezeiungen erhielten: „**Es werde nach einigen Jahren ein Volk kommen, angezogen mit Kleidern, und dieses Volk werde sie unterjochen und die Götter nehmen.**“

„Auf der Insel Cuba gibt es Schlangen von besonderer Gestalt und Bildung; sechs Schuh lang; sie leben im Wasser und auf dem Lande und dienen den Einwohnern als besonderer Leckerbissen. Hier und auch auf den übrigen Inseln leben die Menschen wie im Zeitalter Saturn's; sie kennen keinen Feldbau, keine Gesetze, keine Gerichte; wissen nichts von Wissenschaft, von Handel; sie leben nur für den heutigen Tag, unbekümmert um die Zukunft.“

„Die Wälder (in Südamerika) sind unendlich reich an Bäumen, welche Färbestoff enthalten; andere wieder sind so hoch und stark, daß zwanzig Männer sich an den Händen fassend einen Stamm derselben nicht umfangen konnten. Sie bringen Eicheln hervor von der Größe einer Dattel, dicker als der Daumen; diese Eicheln sind voll weicher zarter Wolle, welche aber eben wegen ihrer Feinheit mittels der Spindel nicht in Fäden verarbeitet werden kann, aber zum Ausfüllen der Decken und Polster sehr verwendbar ist. In einigen Gegenden bauen die Einwohner ihre Häuser neben den Seen auf Bäumen und bewohnen sie mit ihren Gattinnen und Kindern.“

Im Folgenden geben wir Einiges aus den Poesien der Kirchenväter und des Mittelalters, als Beleg, daß Herder's, Bähr's und anderer denkender Männer Ansichten richtig sind, welche behaupten, man dürfe nicht zögern, diese verborgenen Schätze an's Licht zu ziehen und besser zu würdigen.

An den Eremiten Sigantius.

Von Gregorius Nazianzenus.

Mit Lust eilt' ich zu dir, zu löschen meinen Durst,
Nach deinem Umgang, Freund, nach dem es mich verlangte.
Doch leer war da der Born; die Quelle nicht zu seh'n.
(Du warst zu Hause nicht; denn du bist mir die Quelle.)
Ganz traurig und betrübt schied ich von dannen wieder. —
Nur eines nahm ich mit. — Und dieses ist — was ist's?
Daß größer ward mein Durst noch, als er früher war.
Doch fleh' für mich zu Gott, daß einstens ich dich treffe,
Zu löschen meine Flamme, welche mächtig lodert.
Wie werden wir von Gott, von Gottes Allmacht sprechen!

Gebet in der Krankheit.

Von Gregorius Nazianzenus.

Ach, ach! Ich leide viel! Mein Körper siecht und schwindet!
Vielleicht lacht mir jetzt Hohn mein Feind in Uebermuth'!
Die Glieder sind mir schwach; die Füße schwanken nur.
That dies der Hunger mir? doch nicht die Sünde gar?
Vielleicht auch schwere Arbeit; denn das weiß ich nicht.
Doch immer dank' ich dir für Alles, mein Gebieter.
Es ist vielleicht so besser. Lind're mir den Schmerz,
O Gott! dein Wort vermag es schon, wenn du nur willst.
Wenn nicht, o dann verleihe, daß ich trage Alles
Wie ich's gewohnt bisher. — Den Würmern gib den Körper,
Die Seele doch, dein Bild, nur diese rett', o Herr!

Wir lassen der Aehnlichkeit wegen zwei Gedichte von Balde folgen.

An die Gesundheit.

Vom Jesuiten Balde.

Gesundheit, die du bis zu dem letzten Hauch
Mir treu zu sein verhießest; o wandelst du
Zur Mitternacht mir meinen Mittag?
Siehe, wie Frost mich, und Hitze quälen!

In Flammen glüh' ich, bis mich die Kält' ergreift;
So wechseln Tage, Monate wechseln so —
Gesundheit, denkest du nicht meiner,
Denke des deinen, o deines Dichters.

Des Sängers! — — Horch! Was klinget im Winkel dort?
Erklingt von selbst die Cither und rufet mich?
Wie? oder seufzet sie mitleidig,
Traurig im Fieber mit mir erbebend?

Sie tönt mir deine fröhliche Wiederkunft,
O Göttin! — Auf! ich springe vom Lagerbett,
Und wenn mein matter Fuß nicht wanket,
Sing' ich dich wieder zu mir, Gesundheit.

Ein Danklied nach wiedererhaltener Gesundheit.

Vom Jesuiten Balde.

Ach, wie dank' ich, o Göttin, dir!
Die mein Leben erhält, die es mit Anmuth schmückt.
Auf dem glänzenden Wagen der
Luna kommst du zu mir, bringst mir endlich doch
Meine frühere Lust zurück! —
Hüpft die Ader mir nicht wieder, die sonst im Frost
Starrte? Diese verjüngte Hand
Schlägt die Cither; und süß tönet das Danklied dir,
Dir, o Göttin! Denn ohne dich
Klang die Saite mir nie; aber sobald dein Hauch
Sie anwehte, sprossen ihr
Ringsum Rosen, ein Kranz Rosen Aonien's;
Und ihr horchet der Hain, und hüpft. —
Süße Mutter der Lust, Mutter der lieblichsten
Stunden, komme mir oft! Mit dir
Kommt die Muse, mit dir kommen die Grazien,
Mit dir leben und (schlägt dereinst
Meine Stunde) mit dir sterben ist leicht und süß.

Das Ende des Lebens.

Von Gregorius Nazianzenus.

Die Blüthezeit ist weg; die Erntezeit ist da;
Das Hauptthaar silberweiß; die Tenne ruft die Aehre;
Die Traube honigsüß, die Lese vor der Thür,
Gekeltert wird recht bald die Menge meiner Sünden.

O harter Tag für mich! wohin, wohin dann flüchten?
Was soll ich Armer thun? es ängstigt mich die Sünde!
Gar sehr quält mich die Furcht, ich hab' unnütz gelebet;
Ich sei ein Baum, nur voll von Stacheln, ohne Früchte,
Wenn Christus kommt, zu halten ein gar streng Gericht,
Und Jedem das zutheilt, was er verdient' im Leben. —
Der Eine Trost doch bleibt mir, daß mich dieser Tag
Zu dir, o Vater, führt, und dieses macht mich selig.

Aufmunterung zur Erlernung der Künste und Wissenschaften. An Seleucus.

Von Gregorius Nazianzenus.

Nach wahrem Reichthum, Jüngling, sei dein Streben nur;
Verfein're deinen Sinn durch echte Wissenschaft;
Geschichte, Poesie trägt viel zur Bildung bei;
Verschmäh' auch nicht die Kunst der viel gewandten Rede,
Der Philosophen Scharfsinn weise nicht zurück.
Jedoch mit kluger Vorsicht wähle diese Schriften;
Aus Allem nur das Beste sollst du nehmen dir.
Dem Schädlichen entflieh, wo immer du es triffst;
Der weisen Biene Sitte ahme achtsam nach.
Auf allen Blüthen nämlich sie sich niederläßt,
Doch wählt sie nur das Beste aus der Menge aus,
So lehrte sie die große Meisterin Natur;
So pflück' auch du mit Weisheit aus der Heiden Schriften,
Was dir ersprießlich ist, das Schlechte meide klug.
Was sie von Tugend singen, lasse dir gefallen,
Wo sie das Laster tadeln, stimme auch mit ein;
Dein Ziel sei weiser Sinn und schöner Rede Reiz.
Sie schwätzen wohl auch viel von unzählbaren Göttern,
Mit leerer Worte Schwall; Dämonen lehrten dies.
Belachenswerth ist dies, wenn nicht der Thräne würdig;
Du meide solche Schriften, gleich der Pest, dem Tod.
Doch reden sie von Göttern und von Weisheit auch,
Da ehre die mit Andacht, jenen sei du Feind.
Wer wird denn Götter achten, die von Lust erglüh'n?
Die Weisheit in den Schriften ehre nach Gebühr;
Auch an dem Blumenstock, wo Dorn und Blüthe sind,
Da pflückst du diese nur, und weichest jenen aus.

Des Gregorius Nazianzenus-Liebe zum Studium der Wissenschaften.

Es zeigt' an meinem Kinn noch nicht die Flocke sich,
Als ich entbrannte sehr von Lust zur Wissenschaft.
Profane Wissenschaft erlernte ich deshalb,
Damit sie Stütze sei der Gottentsprossenen.
Auch prahlen sich gar sehr, die jene eingelernt,
Mit eitlem Wortgepräng' und hohlem Redeschwall;
Doch ist sie tönend nur, weil ihr der Inhalt fehlt.
Auch lernte ich sie nicht, damit der Weisen Netz
Mit List umstricke mich; mein Streben ging dahin,
Mit ihr bekannt zu sein, zu nützen ihren Dienst.
Der Griechen Wissenschaft sie sei nur Dienerin
Der heil'gen Wissenschaft, die Gott uns zugesandt.
Sie sei die fromme Magd, sie huld'ge dieser nur,
Und blähe nie sich auf in stolzem Selbstgefühl.
Vor Gottes Weisheit beuge Menschen-Weisheit sich.

Leben in Athen während der Studienzeit.

Von Gregorius Nazianzenus.

So kam ich nach Athen, der feinen Bildung Stätte;
In frommer Gottesfurcht lebte ich daselbst,
Die Andern lebten toll in Wahnsinn und in Lust,
Wie es die Jugend treibt, die keinen Zügel kennt.
Mein Leben floß ganz still, der Wissenschaft geweiht.
So wie ein süßer Strom hin durch die Salzflut rinnt,
Und nicht das Salz annimmt und immer bleibet süß,
So blieb auch ich in Mitten solchen argen Treibens
Von böser Makel rein und rein von grober Sünde.
Nicht zogen Jene mich auf ihre Seite hin;
Gar oft ich sie gewann für einen bessern Sinn.
Ein ganz besonder Glück ward mir daselbst zu Theil;
Ich lernte kennen dort den Mann von hoher Weisheit,
Der Alle übertraf in dem, was schön und edel.
Soll nennen ich den Mann, den Größten seiner Zeit?
Er heiß't Basilius. — Uns barg dasselbe Dach;
In weiser Wissenschaft studirten wir vereint.
Und ist es mir erlaubt, mein Lob hier einzustreuen:
Wir beide glänzten sehr vor allen Griechen dort. —
Wir lebten ganz geeint, nach edler Freunde Weise,
Doch nichts band uns so sehr, als fromme Gottesfurcht.
Nach Höher'm strebten wir, als was die Menschheit beut.

Trauergesang.

Von Gregorius Nazianzenus.

Kläglich die Witwe weint um ihren geschiedenen Gatten,
Welchen noch jung das Geschick der Armen grausam entrissen;
Seufzend stöhnet sie auf und kennt der Thränen kein Maß mehr;
Ihr zur Seite die Schaar der Sclavinnen und der Gespielen
Stimmen mit ein in die Klag', und lindern durch Weinen die Trauer
Kläglich beweinet den Sohn, im blühenden Alter verblichen,
Dort die Mutter mit Schmerz und findet der Klage kein Ende.
Mancher ist auch betrübt, wenn Feinde zerstören die Stadt ihm,
Wo er geboren, und Brand verwandelt das Haus ihm in Asche.
Was für Klage ziemt dir, du meine Gefährtin, o Seele?
Der die Schlange den Tod und grauses Verderben gebracht hat?
Weine der Thränen genug, denn die sind lindernder Balsam;
Meiden werd' ich die Lust, die geselligen, heitern Gespielen;
Lebewohl sagen dem Ruhm und der Ehre, dem Adel der Ahnen,
Und der Paläste Pracht und Allem, was anzieht die Menschlein,
Abschied nehmen von euch, ihr lieblichen Strahlen der Sonne,
Abschied nehmen von dir, du schön gewölbeter Himmel,
Und ihr Sterne, von euch, ihr blinkenden Zierden am Pole.
Denn in der dunklen Gruft tief lieg' ich, die Beute des Todes.

Ueber schlechte Freunde.

Von Gregorius Nazianzenus.

Unrecht leiden ist was Hartes;
Doch vom Freunde schmerzt es mehr;
Unterliegen böser Arglist
Guter Freunde das thut weh.
Doch ertrag' ich böser Freunde
List und Trug mit sanftem Sinn;
Wenn dich aber Gottes Diener
Arg behandeln, weh dir thun?
Ach! wo ist da Trost zu finden?
Ach, wohin da wenden sich? —

Ueber den Tod der Geliebten.

Jedes Grab stimmt uns zur Schwermuth;
Aber ruft ein Kind Gott ab;
O, da ist der Schmerz unendlich. —
Ist's ein Sohn, den wir verlieren,

Dessen Wandel edel war,
O, da brennt der Gram das Herz. —
Nimmt uns Gott den Neuvermählten,
O, da birst und bricht der Eltern Herz.

Ein anacreontisches Gedicht.

Von Gregorius Nazianzenus.

α. An seine Seele.

Was wünschest dir, o Seele?
(So frag' ich meine Seele.)
Was Großes oder Kleines
Von dem, was Menschen schätzen?
Verlangst du nur was Edles,
So geben wird es gerne.
Du willst des Gyges Schätze,
Des reichen Lydiers?
Mit einem Ringe prangen,
Den du am Finger drehst?
Der dich nach Wunsch verberge,
Der dich nach Wunsch auch zeige?
Willst du des Midas Reichthum?
Dem Reichthum ward sein Tod?
Zu Golde ward ihm Alles;
Er starb des Goldes Hunger,
Zur Strafe seines Wunsches.
Du wünschest Edelsteine,
Gefilde fetten Bodens
Und Heerden woll'ger Schafe,
Auch Rinder und Kameele?
Das werden wir nicht geben.
Nicht gut ist solche Gabe.
Auch ist's für mich nicht möglich;
Denn weg warf ich die Sorgen,
Seitdem ich Gott nur lebe.
Du wünschest Thron und Scepter? —
Sie dauern kurze Zeit.
Denn schon am andern Tage
Liegst du vielleicht im Staube.
Es tritt dich mit dem Fuße
Der einst dein Diener war;
Vielleicht ein Bösewicht.

Du willst mit glatter Zunge
Dir eitlen Ruhm erwerben?
Die Menge an dich ziehen?
Gesetze gar verdreh'n
Durch ungerechte Rede?
Nur auf Gewinnste spähen
Durch list'ger Rede Kunst?—
Die Lanze willst du schwingen,
Des Kampfes Wuth nur schnaubend?
Und Lorbeern aus dem Siege,
Und Kraft in Kampf und Streit?
Du willst der Bürger Beifall?
Im Erz gegossen prangen?
Das ist des Traumes Schatten,
Das ist nur Schaum und Hauch.
So schwirrt vorbei der Pfeil;
So das Geklatsch der Hände.
Was ist's dem Weisen Großes,
Was heute wohl schön blühet,
Doch morgen schon hinwelket?
Das auch dem Bösen lächelt
Und wenn wir einstens scheiden,
Mit uns nicht zieht hinüber?
Nun wenn wir dies nicht geben,
Was willst du, daß dir werde?—
Du willst Gott ähnlich werden,
Ein schöner Himmelsdiener,
Im Chor der Engel prangen?
Wohlan breit' aus die Fitt'ge,
Erheb' dich hoch empor;
Will dir behilflich sein,
Daß dich die Flügel tragen;
Mit Worten dich ermuntern;
Ein leicht befiedert Vöglein
Entsend' ich dich zum Aether.

β. An seinen Leib.

Du Fleisch gar übel riechend,
Du böses, böses Wesen,
An welches ich gekettet,
Die Herrin an den Sclaven;
Du Leib, so sag' auch du mir
Was ist denn dir erwünschet,

Des Lebens Hauch zu fristen?
Denn Mehr ist nicht mein Wunsch;
Nur dies allein genügt mir.
Gelüstet dich nach Vielem?
Nach Speisenduft und Salben?
Nach Künsten feiner Köche?
Nach Leierton und Flötenton,
Die böse Lust anfachen?
Nach Spielen schöner Knaben,
Die weibisch Künste machen?
Nach Tänzen jener Mädchen,
Die buhlend frech sich drehen?
Solch' Künste lieben wüste,
Vom Wein entbrannte Buben.
Verlangst du dies, so wisse:
„Der Tod ist dir dann besser."
Wer zügellos will leben,
Für den ist Sterben nur Gewinn. —
Zur Wohnung nimm die Felskluft;
Und wenn es hoch schon kommt,
So bau dir eine Hütte.
Die Kleidung sei Kameelhaar,
Nach Art der frommen Männer;
Auch diene eine Thierhaut
Zur Hülle und zum Schutze.
Ein Bett sei jede Streu dir,
Dein Speisetisch, der stehe
An selber Stelle auch;
Und dufte von den Speisen,
Die uns die Erde schenkt,
Und ohne Kunst erzeugt.
Da hast du deinen Wohnplatz;
Nun werden wir dich pflegen.
Zur Speise nimm dir Brot;
Auch Kuchen, wenn sie da sind.
Das Salz sei dein Gewürze;
Auch Thymian gar reichlich
Soll dir gespendet werden;
Die Erde gibt ihn mühlos.
Als Würze nimm den Hunger.
Du willst auch trinken? Siehe,
Es sprudelt hier ein Quell,
Der immer reichlich strömt;

Er stillet dir den Durst,
Und machet dich nicht trunken.
Hier kannst du schuldlos schwelgen.
Du willst noch etwas Besser's?
Da trinke herben Wein;
Doch der wird nicht behagen.—
O Leib sei nicht so lüstern;
Da kann ich dir nicht dienen.
Will nicht in ein Gefäß,
Das keinen Boden hat,
Fruchtlos Genüsse gießen.
Ich habe keine Lust,
Im Busen mir zu nähren
Den Feind, der, wie die Schlange,
Zuerst vom Froste starr,
Von meiner Glut erwärmt,
Im Busen mich verletze.
Du wünschest prächt'ge Häuser,
Gar reich mit Gold verziert;
Gemälde, die fast leben,
Und ein gar bunt Gestein;
Aus Marmor und Basalt?
Du wünschest ein schön Kleid dir
Gar zart und fein und weich;
Das lieblich an dir flatt're,
Dazu noch gold'ne Spangen
Und Ringe blendend schön?
Es lacht der weise Mann
Vor solchem leeren Spiel;
Besonders aber ich,
Dem wahre Schönheit ist
Die tief sitzt in der Brust,
Und nur der Seele eigen.
Zu euch nur sprach ich dieses,
Die ihr am Boden kriechet,
Die ihr das Aeußere schauet,
Und tiefer nicht wohl dringet.
Es spreche jeder Weise
In solchem Ton mit sich;
Wer nicht so denken will,
Deß Leben bringt nicht Früchte.
„Nicht Früchte," sage ich?
Das größte Uebel droht ihm.

Ganz besonders belehrend für Jene, welche sich den Wissenschaften und der Philosophie widmen, ist das Seelenleben und die Bekehrung des christlichen Schriftstellers und Dichters Synesius, Bischofs zu Ptolemais. Er lebte im Anfange des 5. Jahrhunderts. Wir geben hier nur ein kleines Bruchstück aus einem seiner Hymnen.

Wohlauf, klangvolle Cither!
Nach Tejer Melodien
Nach Lesbischen Gesängen
In feierlichen Tönen
Ein Dorisch Lied zu singen;
Ein Lied, doch nicht von Nymphen,
Die aphrodisisch lächeln,
Auch nicht von holden Knaben
In süßer Lebensblüthe.
Ein himmlisch reines Feuer
Von gottgeweihter Inbrunst
Treibt mich, daß ich die Cither
Zu heil'gen Liedern schlage,
Und jeder süßen Sünde
Der Erdenlust entweiche.
Was ist denn Macht und Schönheit?
Was ist denn Ruhm und Reichthum,
Und alle Königsehren
Entgegen frommer Andacht?
Der sei ein schöner Reiter,
Ein schneller Schütze Jener,
Ein Anderer bewache
Gehäufte gold'ne Schätze.
Dem hange seine Locke
Zierlich hinab die Schulter;
Von Jenem sei gepriesen
Von Jünglingen und Mädchen
Sein glänzend-holdes Antlitz.
Mir sei ein stilles Leben,
Ein heiliges vergönnet,
Unscheinbar vor den Menschen,
Doch nicht vor Gott verborgen.
Mir stehe bei die Weisheit,
Die stark ist mich zu leiten
Durch Jugend und durch Alter.
Sie, Königin des Reichthums,

Die auf uneb'nen Wegen
Das harte Joch der Armuth
Mit leichtem Muth ertraget;
Sie, die in bitt'rem Kummer
Des Lebens heiter lächelt. —
So viel sei mir gewähret,
Daß, schwarzer Sorg' entnommen,
Ich eines Nachbars Hilfe
Im Mangel nie bedürfe.
Horch auf! Cicada singet
Vom Morgenthaue trunken.
Schau, wie die Saite stärker
Mir schlägt, und eine Stimme
Begeisternd mich umtönt!
Was gibst du für ein Lied mir,
Du heilige Begeisterung? — u. s. f.

Es folgen dann platonisch-christliche Ideen.

Hymnus in postulatione serenitatis.

Von dem heiligen Ambrosius.

Schöne Beschreibung einer Ueberschwemmung.

Dichte Wolken hüllen ein das Himmelsblau,
Düster ist der Tag, die Sonne ganz umflort;
In den Nächten ist es grau'nhaft finster-schwarz,
Nirgends ist ein Stern, der Mond ist unsichtbar.

Heller Blitzstrahl zuckt den finstern Aether durch,
Furchtbar bebt die Erde von des Donners Macht;
Furchtbar dröhnt der Pol; man starrt, man zittert blaß,
Aller Dinge Ende scheinet nah zu sein.

Angeschwollen sind die hohen Meere jetzt,
Ufer und Gestade achtet nicht die Flut;
Hoch Gewässer wälzt jetzt über Fluren sich,
Ueber Fluren eilt mit Leichtigkeit der Kahn.

Weinend zieht der Landmann aus der Heimat weg,
Sieht mit Schmerz und Gram den Untergang der Saat;
Alle Güter schwimmen auf den Wogen hoch,
Greise, Kinder, Mütter, Alles wandert fort.

Sieh, dort schwimmt ein Baum auf hohen Fluten hin,
Mit ihm schwimmt ein Nest, die Jungen sind darin;

Im Exile noch gedenkt die Mutter zart
Sorgsam ihrer Kleinen, die sie jetzt noch ätzt.

Jesus, schone unser, deiner Kinder, doch;
Einstens hat die Flut der Menschen Spur vertilgt,
Um der Frevler Sünden abzuwaschen rein;
Rein ist jetzt die Erde, durch dein Blut gesühnt.

Schicke uns die Taube mit dem Zweige doch,
Frohe Botschaft bringend komme sie zu uns;
Möchten doch die Fluren sich erheben bald,
Und die Wogen sinken in ihr Beet zurück.

Die Freuden des Paradises.

(Ein lieblicher, fast üppiger Hymnus.)

Von dem heiligen Augustin. Von Andern wird er dem Petrus Damianus aus dem 11. Jahrhundert zugeschrieben.

Zu dem Quell der ew'gen Wahrheit
Lechzt der Sinn mir immer hin;
Band' und Fesseln will sie brechen,
Meine Seele mit Gewalt.
Wie sie sehnet sich nach oben,
Um zu schau'n das Vaterland.

Immer seufzend, immer jammernd,
Leidet sie der Schmerzen viel;
Jene Glorie, die die Sünde
Ihr genommen, schauet sie,
Und die Leiden dieses Lebens
Mehren ihr die Sehnsucht noch.

Niemand kann mit Worten schildern,
Was für Wonne jenseits ist.
Da erheben sich Paläste,
Schöne Perlen schmücken sie.
Golden blinken dort die Dächer,
Golden ist das Wohngemach.

Und die Burgen, wie sie prangen,
Edelsteine schmücken sie;
Auch mit Gold nur, wie mit Glase
Ist die Straße schön belegt;
Nichts Unreines, Nichts Gemeines
Nimmt das Auge hier gewahr.

Starren Winter, trock'nen Sommer
Kennt man nicht an jenem Ort;
Rosen blühen immer lieblich,
Niemals hört der Frühling auf.
Lilien blenden, Crocos glühet,
Balsam quillet immer fort.

Immer, immer Wiesen grünen,
Honigbäche strömen durch;
Und die Blüthen, wie sie duften,
Und Gewürze, wie es riecht,
Und die Aepfel an den Bäumen
Prangen herrlich immerfort.

Immer ist der Mond derselbe,
Sonne, Sterne wechseln nie;
Gottes-Lamm bringt Licht und Helle,
Nie geht unter dieses Licht;
Zeitenwechsel trübet nimmer,
Immer lacht der hellste Tag.

Fromme Männer leuchten helle,
Wie die Sonne helle scheint;
Nach dem Siege über's Leben
Jauchzen froh und heiter sie;
Und sie zählen jetzt die Schlachten,
Die der Feind verloren hat.

Frei von aller Fleisches-Makel
Kennen sie den Kampf nicht mehr;
Und das Fleisch, das geistig worden,
Ist in Eintracht mit dem Sinn;
Stäter Ruhe sich erfreuend
Sehen sie kein Aergerniß.

Immer gleich schön fließt ihr Leben,
Keinen Wechsel kennen sie;
Heiter, fröhlich, munter, herzlich
Kennen sie kein Ungemach;
Krankheit fern ist den Gesunden,
Alter droht dem Jüngling nicht.

Immer bleibet Jugendschönheit,
Denn nichts altert dort, wie hier.

Alles blühet, grünet, lebet,
Nichts Vergängliches zu seh'n;
Niemand stirbt an jenem Orte,
Nichts der Tod gebietet dort.

Schöne Melodien klingen
Von der Stimmen hellen Klang;
Und die Ohren immer kitzelt
Lieblich schöner Citherton;
Lob und Preis Dir singen Alle,
Dir, o Retter, aus der Noth.

Und die Seel' ist überglücklich,
Daß sie schaut den Herrn der Welt;
Unter sich sieht sie die Welten,
Unter ihr die Erde rollt;
Unter ihr auch kreisen Sterne,
Sonne, Mond, das ganze All.

Hymnus matutinus.

Von Gregor I. dem Großen.

(Sapphische Strophen.)

Sieh, das Dunkel der Nacht, es schwindet langsam;
Purpurn schreitet herauf die ros'ge Eos;
Wir auch wollen sofort zum Vater flehen,
Unserm Beschützer:
„O, erbarme Dich unser, Vater, schenke
Uns Dein Heil und erlöse uns vom Uebel,
Nimm uns einstens in Gnaden auf in Deinem
Himmlischen Reiche.
Gib dies, himmlische Gottheit, uns den Armen,
O Dreieinigkeit, höre dieses Flehen.
Weithin über der Erde schönen Fluren
Singet man Lob Dir!"

Deprecatio ad Deum.

Von der Anitia Falconia Proba.

(Sie lebte um das Jahr 360— 395. Das Gedicht ist ein cento virgilianus.)

Vater, o Du der Götter und Sterblichen ewige Obmacht!
Schenke uns glücklichen Lauf, und verständige selber die Herzen;
Aber, o komm, und vollende mit mir die begonnene Laufbahn.

Sohn des obersten Vaters, welchem ist himmlischer Ursprung,
Dem wir zuerst anflehen, dem würdige Opfer wir bringen.
Schon ist ein neues Geschlecht, an welches geglaubet die Vorwelt; rc.

So fährt die Dichterin fort und besingt die heilige Geschichte des alten und neuen Testamentes in Versen, welche aus den Werken Virgil's entlehnt sind.

Morgengesang.

Von Prudentius.

Ales diei nuntius
Lucem propinquam praecinit;
Nos excitator mentium
Jam Christus ad vitam vocat.

Auferte, clamat, lectulos
Aegro sopore desides:
Castique, recti, ac sobrii
Vigitate; jam sum proximus. etc.

Der Hahn, des neuen Tages Bot',
Verkündiget das Morgenroth;
So Christus, der die Herzen bricht,
Erwecket uns zum Lebenslicht.

„Heraus vom Bette!“ rufet er,
„Seid nicht von träger Schlafsucht schwer:
Seid nüchtern, fromm, gerecht und rein,
Und wacht; ich will euch nahe sein.“ rc.

Morgengesang.

Von dem heiligen Ambrosius.

Aurora jam spargit polum:
Terris Dies illabitur;
Lucis resultat spiculum;
Discedat omne lubricum.

Phantasma noctis exulet
Mentis reatus corruat:
Quidquid tenebris horridum
Nox attulit culpae, cadat. etc.

Das Morgenroth ergießt sich schon,
Der Tag besteigt der Erde Thron;
Des Lichtes Pfeile schießen schnell;
Fort, Dunkelheit! Es werde hell!

Sei nächtliches Phantom verbannt,
Der Sinn vom Irrthum abgewandt,
Vernichtet, was des Truges Nacht
Von schwarzer Schuld auf uns gebracht. &c.

XII. oder Schluß-Capitel.

Der religiöse und sittliche Zustand unseres Jahrhunderts fordert insbesonders eine christlich-religiöse Lectüre; diese geben uns aber die Schriften der Kirchenväter.

Freethinkers are generally those, who never think at all. Sterne. 14.

Ich kann die Satyre nicht ausstehen, wenn sie das Heilige oder Große trifft; ohne von den Spöttereien gegen die Religion zu reden, ist sie mir unausstehlich, sobald ein großer Mann angegriffen wird; wohl eben hingegen auf Unkosten literarischer Kleinmeister, zumal aber der Heuchler und Pedanten in allen Classen.

Johannes v. Müller.

Wenn nach einem frommen Glauben der Griechen und Römer, z. B. des Hippocrates, Plato, Galen, Cicero, der Sterbende in die Zukunft sieht und weissagt, d. i. Wahres sagt, wie Patroclos dem Hector, Dieser dem Achilles, und Socrates seinen schlechten Richtern, und wenn wir diesen frommen Glauben nach Ennemoser, Schubert und Anderen auch von der neuesten Zeit gelten lassen wollen, so hat ja auch Johannes v. Müller kurz vor seinem Tode weissagend eine große Wahrheit gesagt mit folgenden Worten:

„Was du von Morgenstern's Buch sagst, ist ganz richtig. Die Jünglinge wären für das Gute und Wahre wohl zu begeistern, aber die Professoren an vielen Orten sind durch die höhere Kritik und einige Philosophien ganz vertrocknet. Das Göttliche im Menschen ist die Glaubenskraft; und die will man nicht. — Das wirkt auf's Leben.“

Daß es aber dem sterbenden Manne auch praktisch Ernst mit dieser Ansicht war, ersehen wir aus folgenden Stellen:

Schon im Jahre 1786 schrieb er: „Vom Glauben, daß ohne denselben die Welt nicht bestehen kann, bin ich überzeugt. Dieu sait qu'il y a peu d'hommes plus attachés par sentiment à la religion, que moi.“ Und anderswo: „Von Allem ist seine (Gottes) Weisheit, seine Liebe der Grund; in Ihm ist das Licht, von Ihm geht Heldensinn und Patriotismus aus; und weil man's nicht mehr glaubt, so irren die Völker in selbst erdachten, wankenden Grundsätzen beim trügerischen Schimmer verstellter Tugenden herum; dadurch sinken die Thronen und werden bald alle Bande gelöst, welche durch ein Jahrtausend befestiget schienen, ja die ganze Gesellschaft wird in ihren Fundamenten erschüttert;

Non tibi Tyndaridis facies invisa Lacaenae
Culpatusve Paris, Divûm inclementia, Divûm
Has evertit opes.“

„Die theologischen Lehrer zu Tübingen hat man auch gerühmt, und ich billige es, daß L. dorthin geht. — Was braucht er zu hören, daß Matthäus, Marcus, Lucas späte, unbekannte, interpolirte Zusammenstoppler der seltsamen Erzählungen von Jesu sind, daß wir von dem Jünger, den er lieb hatte, nichts Wahres haben, und kein Mensch weiß, wer alle die paulinischen Briefe gemacht hat und durch was sonst für Entdeckungen unsere Universitäten dem Gerichte entgegenreifen.“ Ferner: „Bei Ancillon sah ich einmal wieder in der Kirche weinen; Hanstein predigt nach alter Art; er will nichts wissen von einer Religion, die mit dem Zeitalter fortrücke, und also nicht immer die nämliche sei. Das Volk liebt die capitulirenden Prediger nirgends.“ — „Hüten Sie sich,“ schreibt er einem jungen Prediger, „nur vor der ματαιολογία (dem unnützen Geschwätz) der Philosophie, zumal vor der Sprache derselben, die das Herz läßt wie eine Eisgrube und den Verstand eben nicht recht helle macht; aber mein Held ist Chrysostomus; was ich so sehr an ihm liebe, ist, daß er sich sehr an die Bibel hält, und sie wirklich auslegt.“

Johannes v. Müller lag der alte Glauben und die Religion sehr am Herzen, weil er, der große Geschichtskenner, wohl wußte, daß Religion allein den Menschen wahrhaftig glücklich mache, und mit ihrem Sturze die Fäden aller übrigen Staats- und bürgerlichen Verhältnisse zerreißen müssen. — Er war aber bei aller Religiösität kein düster-scömmelnder Mann; gewiß nicht; er war im Umgange launig, selbst muthwillig; aber so wie sein Witz nie verwundete, so scherzte er nie über einen Gegenstand, die Religion.

Wie Müller, dachte und sprach auch Hamann: „Eure mordlügnerische Philosophie hat die Natur aus dem Wege geräumt, und warum fordert ihr, daß wir selbige nachahmen sollen? — Damit ihr das Vergnügen erneuern könnt, an den Schülern der Natur auch Mörder zu werden. — Fragt ihr nicht auch: Wodurch ihr die Natur aus dem Wege geräumt? — Bacon beschuldigt euch, daß ihr sie durch eure Abstractionen schindet.“ — An seinen in München studirenden Sohn schrieb Jean Paul: „Hegel ist der scharfsinnigste unter allen jetzigen Philosophen: bleibt aber doch ein dialectischer Vampyr des innern Menschen.“ Sein Sohn, der viele Neigung zu den theologischen Wissenschaften hatte, durfte ihn nicht lesen. — Beschämen solche Männer nicht viele, deren Obhut die Erziehung anvertraut ist? — Hamann schrieb heftig gegen Kant, ungeachtet sie Freunde waren; auch Müller war mit Kant's Philosophie nicht zufrieden: „Die Erfahrung habe ich seit zwölf Jahren mit größtem Mißvergnügen gemacht, daß sie talentvolle Jünglinge sowohl durch Eigendünkel als durch Unwissenheit unbrauchbar macht, und eine neue Quelle von Mißverständnissen ist, wozu die Ungewöhnlichkeit und Vieldeutigkeit seiner Sprache und die Thorheit der Nachäffer die Ursache gegeben. Selbst in meinem armen (weiland so glücklichen!) Vaterlande hat sie den Fortgang der Revolution befördert; indem gutmüthige Menschen den Irrwisch selbstgeschaffener Ideen für einen sicherern Leitstern, als die Grundsätze der Voreltern hielten. Darum ist es auch wahres Verdienst, daß Sie das graue Ungeheuer, welches in Erwartung des mächtigern Verwirrens alles untergräbt und außer Fugen bringt, demaskiren. Es war sonst

Menschenverstand ein Hauptzug der Deutschen; den verlor er, seit für alle denkenden Wesen, „die auch nicht Menschen sind," von vorn philosophirt wird. — Also nichts patriotischer, als den ihm wieder verschaffen. Die Alten, die Meister der Kunst, hörten auf Muster zu sein. Wie glücklich, wenn man wieder auf das ordentliche Geleis käme!"

Daß Müller den Professoren der höheren Kritik nicht Unrecht mit seinem hart scheinenden Urtheil that, davon mag uns folgender interessante, specielle Fall aus dem Unterrichts- und Erziehungsleben überzeugen. Passow, Professor der Philologie in Breslau, schreibt an den Philologen Jakobs Folgendes: „Neulich hat das Ministerium für gut erachtet: Es solle kein Philolog mehr angestellt werden, der nicht einen förmlichen theologischen Cursus durchgemacht, alt- und neutestamentliche Exegese, Kirchenrecht, christliche Moral, Dogmatik, Dogmengeschichte ꝛc. gehört, und darüber das theologische Candidatenexamen bestanden habe. — In Gemeinschaft mit meinen wackern Collegen habe ich mich nach Kräften gegen das Bestreben, in dem ich nur einen Rückschritt erkennen kann, aufgelehnt, und am Schlusse unserer detaillirten Beurtheilung jenes Anmuthens gebeten, falls unsere Gegengründe zu leicht gefunden werden sollten, sie doch Ihnen (nämlich Jakobs) und Hermann (Philolog in Leipzig) zur Beurtheilung vorzutragen, und Sie beide zugleich um ein Gutachten in dieser Sache zu ersuchen."

Hinc illae lacrymae. Die Interpretation dieses gewichtigen Actenstückes als Beweises unserer hohen Intelligenz und Erhabenheit über alles religiöse Bedürfniß mag mir der Leser schenken. Mehrere andere Stellen, denen die gegebene weit nachsteht, will ich gar nicht herschreiben. Zur Beförderung der Menschenkenntniß und Seelenkunde will ich dem Leser aus dem Leben Passow's nur Folgendes noch mittheilen. Als Jüngling äußerte er sich, es sei durchaus nothwendig, wenn er ein tüchtiger Prediger werden wolle, den katholischen Glauben anzunehmen. Daß aber das eifrige, nüchterne Studium der Classiker diesen Nebel von Vorurtheilen, wie viele sich ausdrücken dürften, in seinen späteren Lebensjahren gewaltig zerstob, ersehen wir aus den

Briefen seiner späteren Lebenszeit und aus obigem Schreiben an Jakobs.

Das Ministerium ließ sich einschüchtern und legte Alles ad acta. Bei allem Ernste, der bei solchen Ereignissen unser Gemüth umschattet, fiel uns doch, sonderbar und komisch genug, beim Lesen obigen Vorfalls, die streng sein wollende Mutter ein, die ihren Knaben mit Drohungen in die Schule trieb, weil das vernünftig gewordene Kind der Ansicht war, es wisse schon genug und brauche keinen Lehrer und Katecheten mehr; es stampfte und strampfte wacker vor der Schulthür und war nicht hineinzubringen, und die Mutter gab weichherzig nach.

Was Jakobs bei diesem Vorfalle dachte, konnte ich nicht in Erfahrung bringen, so eifrig ich seine Schriften las und wieder las. Nur nach dem Wenigen zu schließen, was ich dem Leser von diesem christlich-kirchlich gesinnten Philologen gebe, mag er wohl nicht durchaus der Ansicht Passow's gewesen sein. „Die Belebung des Cultus," schreibt der protestantische Jakobs, „muß von den Lehrern der Kirche ausgehen, aber allerdings sollten diese auf eine ganz andere Weise, als jetzt geschieht, von den höheren Ständen und der Gesammtheit des Staates unterstützt werden. Es muß für eine Wirkung des Glückes und göttlichen Segens gehalten werden, daß trotz der geringen Vortheile, welche die Kirche ihren Dienern bietet, und trotz der Aussicht auf ein bis zur Dürftigkeit beschränktes Leben, dennoch so viele Männer von Geist und Gelehrsamkeit sich ihrem Dienste widmen. Soll sich der Staat durch das Glück oder den Segen, welcher bisher gewaltet, von der Verpflichtung zu eigener Sorge entbunden glauben? Oder gibt es für ihn eine heiligere Pflicht, als dem Volke die Segnungen des Christenthums durch würdigere Lehrer und Seelsorger zu sichern? — Wenn die Staaten auf Religion ruhen sollen, ohne Zweifel, weil die Grundfeste aller Macht zuletzt die Sittlichkeit ist, Sittlichkeit aber ohne Religion keinen dauernden Gehalt hat, so fällt in die Augen, daß der Staat, welcher die Bildung der Geistlichkeit vernachlässigt, und indem er sie darben läßt, hemmt, die Säulen

seiner eigenen Macht untergräbt und die Sicherheit seines Daseins durch Verletzung der heiligsten Pflicht gefährdet."

In einer andern Schrift von Jakobs lesen wir: „Noch ist das Christenthum die Quelle des Heils, und die Lehrer desselben, wenn sie nur wollen, die Stütze der Staaten und der Trost der Völker. Mit Freuden denken wir hier jenes heiligen Bundes, in welchem die Grundsätze des Christenthums von den mächtigsten Fürsten Europa's einmüthig als die Grundlage einer weisen und beglückenden Regierung anerkannt worden. Durch jenen Bund ist die Anklage der Gleichgiltigkeit gegen die Religion, welche unser Zeitalter drückte, auf das schönste entkräftet worden."

Wie schön erklärt sich nicht der protestantische Philolog, der kein Geistlicher war, gegen die Uebergriffe der Philosophie inmitten des Christenthums in folgender Stelle: „Wer erinnert sich nicht, daß die wechselnden Systeme der Philosophie der Reihe nach auf den Kanzeln geherrscht, und daß bei ihrem Gedränge und ihrer stolzen Anmaßung dem Christenthume kaum noch hie und da eine dürftige Stelle blieb? — Große Rednern waren selten zu jeder Zeit, auch unter den Völkern, wo die Beredsamkeit Alles galt. — Auch späterhin waren die Gregorius und Basilius, die Chrysostomus und Origenes, die Hieronymus und Augustinus selten." — An einer andern Stelle: „Wir erinnern uns noch gerne der Sitte unserer Väter, die beim Anbruch des Tages die Ihrigen zum Gebet und Gesang versammelten, die Bibel mit ihnen gemeinschaftlich lasen, und nachdem sie ihres Berufes getreu und emsig gewartet, den Tag beschlossen, wie sie ihn begonnen hatten."

Als ein sonderbares Spiel des Zufalls mag es gelten, daß in eben demselben Breslau, wo Passow der vom Ministerium vorgeschlagenen christlichen Bildung der Schüler des philologischen Seminars sich mit glücklichem Erfolge widersetzte, ungefähr sechs Decennien früher eine Chrestomathie aus Kirchenvätern, voluminös, aus sechs Bändchen bestehend, in den Gymnasien vorgeschrieben und eingeführt war. Aus besonderem Interesse und zur Aufklärung des gebildeten Publicums wollen wir den ganzen Titel des Buches abschreiben:

„Chrestomathia patristica graeca sive loci illustres ex antiquissimis Patribus graecis selecti, ac nova versione latina scholiisque latinis per schediasmata quaedam in usum juventutis gymnasticae adornati. — Cum praefatione Johannis Frid. Burgii Eccles. ac scholar. Vratislav. A. C. Inspect. Vratislaviae, apud Joannem Jacobum Kornium. MDCCLVI."

Der Philolog Cellarius in Halle schreibt in Beziehung der Einführung der Kirchenschriftsteller in den Schulen folgende der Beachtung werthe Worte: „Causa instituti (die von ihm besorgten Ausgaben der Kirchenschriftsteller) fuit, ut juventuti Christianae consulatur et optimi auctores, qui a scholis exulabant, in usum plurimorum hominum proferantur. Salubre monitum, et dignum pio officio, ut Christianis adolescentibus Christiani scriptores et veteres et elegantes, reddantur noti et familiares. Non ita Classicis insistendum esse existimo, ut tempus omne lectionis adripiant, nec ex bonis horis aliquid ecclesiasticis scriptoribus relinquant: sed conjungi utrosque volo, ut ex illis Latinitas pura, tanquam ex fontibus excipiatur; ex hisce illa ad usum pium et christianum transferatur. Nec vero est, quod verearis, ut utrique tempus studiorum sit abunde. Utique id sufficit industriis, ut utrumque alacritate pari conjungatur. — Quapropter ita sentio, atque sic animum induco, non bene consuli Christianorum scholis, si ecclesiastici veteres scriptores, iique puri ac elegantes, in iis omnes praetereantur. Utriusque generis auctores conjungendos esse censeo, ut ex Romanis priscis vera indoles Latinitatis: ex Christianis ejusdem usus melior perspiciatur: quippe sancti quoque viri, quamquam quae saeculi sunt, contemserunt, sermonis tamen copiam et stili nitorem nequaquam neglexere, ut non tantum ad civiles res suas, sed ipsas etiam sacras, nec sine fructu eximio usi fuerint."

„Interest Christianae reipublicae statum ecclesiae primae non ignorari, cujus notitia non minus est necessaria, quam Romanarum Graecarumque rerum, aut veterum imperiorum. Hanc vero quanto lucro est ex iis cognovisse, qui meliori aevo, antequam sermo in-

quinaretur, ad scribendum se contulerunt? nam qui his operam vel mediocrem dederunt, geminos fructus ex uno labore percipiunt; nec pectus modo rebus implent praestantissimis, verum etiam in literis et ornatiore stilo egregie proficiunt. Accedit usus alius, isque maximi omnino faciendus, qui ex copia sententiarum, juventutis moribus salubrium et exemplorum sanctitate largus et uber provenit. Quam sanctiora sunt exempla primigeniae Ecclesiae, quam vel curiae Romanorum, vel universae Graeciae? Qui a prima aetate, cum ceteris etiam haec sacra studia coluerunt, nae illi in sincera pietate, in divinarum rerum sensu et cognitione providentiae praeclarum incrementum profectus sui capiunt, et ita imbuti, per omnem aetatem adfectum teneriori impressum firmiter tenent, eumque novis quotidie meditamentis alunt et perpetuo corroborant."

„Quae sentio, planius exponam. Cum Cicerone velim Lactantium, illius imitatorem componi; aut si hic uberior, quam pro captu adolescentiae, videatur, Minucium Felicem; nihil Lactantio nitore stili concedentem, argumento parem, brevitate multum complexa juventuti gratiorem quae brevia sectetur, ne longitudine et copia aetati nondum confirmatae aliquod taedium suboriatur. In poetis autem Virgilio et Horatio non incommode Prudentius censetur addi, qui quamvis singularia nonnulla, praesertim in vocibus ex Graecia petitis, habeat; quemadmodum vetustioribus quoque non desunt ἰδιαίτερα; id tamen rerum copia et elegantia verborum admirabili repensat. Adjungi forsan Sedulius potest, poeta non minus sanctus quam ornatus, aut Nolanus ille Pontius Paullinus; et qui sacrato stilo saecularia quoque persequutus est, Sidonius Apollinaris, quamvis solutus utriusque sermo cum ligato, multum praestantiore, ego nolim comparetur. — O praeclaram laudem Christiani adolescentis, qui a prima aetate ad hoc adductus a magistris fuit, et in id industria sua incubuit, ut Christi bibliothecam, id est sacrarum rerum notitiam, et ecclesiae antiquitatum, in pectore suo adservatarum, portet, atque a teneris ad Christianum officium, cum saecularibus

literis conjunctum, adsuefactus, legat, scribat, meditetur ea, unde non eruditioni modo, sed sanctitati etiam vitae in dies incrementum adjiciatur."

Von dieser Lectüre der Väter ging man später ganz ab, was nicht hätte geschehen sollen; unserer gebildeten Welt, welche doch immer der mindergebildeten ein Muster sein sollte, kann nur in den Schulen tiefes Gefühl für Sittlichkeit und Religiösität eingepflanzt werden. Verflacht der Jüngling, der einst im Staate eine bedeutende Stellung einnimmt, in der Schule schon, so bleibt er auch der verflachte, blasirte Mann und Greis. Stimmen wir auch nicht überall dem gelehrten Erasmus bei, so mag er doch unsern ganzen Beifall für die Stelle hinnehmen, wo er sagt:

„Vix existimo senem esse vere pium, nisi qui a teneris annis assueverit. Nihil felicius discitur, quam quod ab ipsa statim pueritia discitur. Quid igitur est religio? etc."

Forster war ein großer Schriftsteller, ein Freund des Philosophen Jakobi, Schwiegersohn des Philologen Heyne; Gervinus hat seine Schriften herausgegeben und Humboldt hat ihm im Kosmos 2. B. pag. 72 ein schönes Denkmal gesetzt. — Dieser Georg Forster, Cook's Begleiter auf seinen Reisen um die Welt, spricht Folgendes: „Nichts, ich bin es vollkommen überzeugt, Nichts außer echter Religion, das ist echter Verehrung Gottes, worin der Begriff einer gränzenlosen, alle andere Liebe übersteigenden Liebe zu ihm zum Grunde liegen muß, kann uns stärken, Alles, was sinnlich an uns ist, zu bekämpfen und zu besiegen. — Allein, auch dieses edle, reine, innige Gefühl der Seele will Uebung, stete Uebung haben, wenn es nicht in der Stunde der Anfechtung sich aus unsern Augen verlieren, oder so leise werden soll, daß wir nicht mehr im Stande sind, ihm Gehör zu geben."

„Was die Felskluft," so schreibt Müller an Windischmann, „einem durch Gewittersturm verscheuchten Täubchen, das ist einer stillen, redlichen Seele bei dem um uns heulenden Sturm die Religion des Gemüthes. Das sind Perlen, die die Schweine nicht erkennen. Mich leitete die Vorsehung von Kindheit auf zur Hi-

storie, und durch die Historie zum Glauben." — Hieher bezieht sich auch das, was der scharfsinnige Lichtenberg sagt: „Da es so viele Leiden in der Welt gibt, denen mit Muth entgegen zu gehen kein menschliches Wesen einem Schwachen Kraft genug geben kann, so ist die Religion vortrefflich. Sie ist eigentlich die Kunst, sich durch den Gedanken an Gott, ohne andere weitere Mittel, Trost und Muth im Leiden zu verschaffen und Kraft, demselben entgegen zu arbeiten. Es ist ein großer Verlust für den Menschen, wenn er die Ueberzeugung von einem weisen, die Welt lenkenden Wesen verloren hat. Ich glaube, es ist dieses eine nothwendige Folge alles Studiums der Philosophie und der Natur. Man verliert zwar den Glauben an einen Gott nicht, aber es ist nicht mehr der hilfreiche Gott unserer Kindheit; es ist ein Wesen, dessen Wege nicht unsere Wege, und dessen Gedanken nicht unsere Gedanken sind, und damit ist dem Hilflosen nicht sonderlich viel gedient." — Darum, fügen wir bei, pflege man die Religion und lasse sie zu ihrem Werthe kommen, damit uns der hilfreiche Gott unserer Kindheit nicht verloren gehe. In Lichtenberg's Worten liegt die ganze Anklage, die bessere Denker gegen den Pantheismus unserer Zeit und Naturanbetung mit Recht erheben.

Und soll nicht gerade in unsern Zeiten desto mehr in den Schulen gewirkt werden, je mehr man es in den Familien versäumt? Soll nicht gerade die Schule immer mehr eine christliche Anstalt werden, je mehr der christliche Sinn aus der häuslichen Erziehung schwindet? Man räume daher der Lectüre der Väter einen gebührenden Platz ein, und lasse sich durch die tobende Menge nicht abschrecken. Die Totalität einer echten Bildung zur Humanität beruht nur in der vereinten Lectüre der Classiker und christlichen Schriftsteller. Freilich müßten wohl auch die Lehrer darnach sein, nämlich Männer, ausgerüstet mit Tiefe des Gemüthes und erhabener Begeisterung für Wissenschaft, Moralität, Religion und Glauben an Höheres. Andere Zeiten fordern andere Hebel; Eines taugt nicht für Alle. Ein weiser Mann des Alterthums hat mit Recht gesagt, es sei unsinnig, die öffentlichen Hallen mit Gesetzen zu füllen und die Sitten verwildern zu lassen. Die Sitten aber

werden entwildert durch Zucht, und alle Zucht, selbst die strengste, ist eitel, wenn die That des Erziehers sein Wort widerlegt. Was er am Tage gewebt hat, löst er dann bei Nacht wieder auf und zerstört, ohne es zu wissen, sein mühsames Werk. Für das glaubensstarke Mittelalter war es höchst ersprießlich, die Lectüre der Classiker einzuführen; man konnte sogar durchaus kirchliche Gegenstände in burlesker Manier auf die Bühne bringen und die Religion litt nicht Schaden dabei. Umgekehrt ist es jetzt; es ist Pflicht der Regierungen, bei dem stürmenden Drange nach wahrer und falscher Aufklärung das Flämmchen Glaube nicht ganz erlöschen zu lassen, sondern Vorsorge zu treffen, daß dem Nihilismus des Lichtes ohne Wärme nicht noch vom Staate aus Nahrung gereicht werde. Jede Kraft, die der Mensch von Natur aus schon hat, hat ein Recht darauf, sich frei zu entwickeln und durch nichts hemmen zu lassen. Auch der Glaube ist eine solche Kraft der Seele; ich habe selbe mir nicht selbst gegeben; darf sie daher weder selbst wegwerfen, noch mir wegnehmen lassen. Und sollte Einer und der Andere sein, der so unglücklich ist, diese Kraft nicht zu besitzen, wie mehrere von Natur aus schon keinen Geruchs-, keinen Gehörsinn haben, hat ein solcher ein Recht vorauszusetzen, auch ein Anderer und Niemand habe diese Kraft? Die Philosophen reden viel von Menschenrechten, von der Nothwendigkeit der freien Entwicklung aller Kräfte der Seele; und gerade sie sind die ersten, die dieses große Gesetz am meisten übertreten. Gerade sie sind die Intoleranten gegen Jedermann, der nicht auf jedes Wort von ihnen wie auf die Gottheit schwört; diesen Vorwurf macht ihnen selbst Jakobi. Der Glaube ist nicht Jedermanns Ding, heißt es; gut; aber sie, die jenseits stehen, sollen doch auch nicht wollen, daß der Unglaube Jedermanns Ding sei. Ueberhaupt muß der Mann, der über Erziehung und Unterricht ein Wort mitredet, klug genug sein, den Maßstab seiner eigenen Individualität und seiner subjectiven Ansichten nicht an den Riesengeist des ganzen Menschengeschlechtes oder wenigstens einer ganzen Generation anzulegen.

Unter Vielem, was mir in Plutarch's moralischen Schriften, die sogar einen Heine anzogen, gefiel, war besonders sein sichtliches

Streben, der heidnischen Religion zu ihrem alten Ansehen zu verhelfen. Sang nicht auch der frivole Horaz in der späteren Zeit seines Lebens in ernstem Tone:

Delicta majorum immeritus lues,
Romane, donec templa refeceris,
Aedesque labentes Deorum,
Foeda nigro simulacra fumo.

Dann noch:

Quare
Templa ruunt antiqua Deûm?

Und wir, die wir keine leeren Fabeln zu vertheidigen haben, wir legen die Hände in den Schooß und lassen den Zufall wirken, oder besser, Jene, die unsere Sorglosigkeit auszubeuten verstehen? „Alles hat seine Zeit," sagt unser Müller, „beobachte die Zeit, erkenne ihre Zeichen und richte dich darnach."

Damit man aber, wie es wohl geschehen könnte und wirklich auch geschah, meine Ansicht über die jetzigen Zeitläufte nicht eine finstere, düstere nenne, so sollen Jene, die Alles schön und geziemend finden, weil in ihrer unmittelbaren Nähe sich Alles schön, geziemend oder vielmehr behaglich gestaltet hat, Männer hören, die, von einer hohen Bildung getragen, sich einen freien offenen Blick in Alles zu erhalten wußten.

Der erste von diesen ist Jacobi, der Philosoph, Freund der Fürstin Galiczin und der ersten Dichter und Gelehrten in Deutschland. „Ich bin jung gewesen," so lesen wir in seinen Aphorismen, „und alt geworden und lege das Zeugniß ab, daß ich nie in einem Menschen gründliche, durchgreifende und aushaltende Sittlichkeit gefunden habe, als bei Gottesfürchtigen, nicht nach der heutigen, sondern nach der alten kindlichen Weise; nur bei ihnen fand ich auch Freudigkeit im Leben, eine herzhafte, siegende Heiterkeit, von so ausgezeichneter Art, daß sie mit keiner andern zu vergleichen ist." — Jakobi spricht als Protestant so.

In seinem „Allwill" zieht der sonst höchst gemüthliche, liebenswürdige Mann über die entnervte Sentimentalität seiner Zeit in stoischer Manier los; es muß etwas daran sein, wenn Jacobi,

der ein Weltmann war und später Präsident der Akademie in München wurde, in sarkastischen Unmuth gerathen und in so bittere Worte ausbrechen konnte, daß Hamlet sie in seine Soliloquia oder in seine Colloquia mit Polonius mit vollem Rechte hätte aufnehmen können: „Was für ein göttlicher Mensch müßte der nicht werden, welcher sich entschlöße, immer wahr zu sein! Schon das würde nothwendig zur Rechtschaffenheit leiten, wenn man den Vorsatz ausführte, nur keine Unwahrheit je zu sagen. Das schöne Register eurer Tugenden durchgegangen, dann in dem Mischmasch sie betrachtet, wie ihr sie ganz und alle zusammen, durch einen chemischen Proceß so gern in unsere Seelen treiben und darin hermetisch versiegeln möchtet! — So sollten wir (billig) wohl eine Art Gewächs sein, das zugleich Kastanien trüge und Pomeranzen, und auch eine Ananas wäre, und ein Erdapfel und ein Rosenstrauch — aber, bei Leibe! daran keine Dornen! Sollte wohl — Asia gelegen sein in Europa — sollten uns wohl bemühen, die Kunst der Barometer und Thermometer so weit zu treiben, daß wir rund um die Erde zonam temperatam bekämen, und immer schönes und fruchtbares Wetter zugleich hätten — sollten wohl alle Tugenden zu erwerben und auszuüben wissen — beim Ballschlagen oder beim Taroc à l'hombre — sollten — sollten —"

Auch Müller spricht sich hierüber in seiner Art aus: „Nur kränkt Einen bisweilen die Ansicht der Welt. Es sollte nicht sein; ich weiß, was Lebensphilosophie und selbst Religion gebeut; aber es ist einmal so, daß die Indignität gewisser Dinge Einen übernimmt; alsdann fühle ich nicht mich, sondern die Ehre der Menschheit und des Zeitalters; es schmerzt, in einem so gar kraftlosen Jahrhunderte zu leben."

Hamann, den der Glaube mit seinen Fittigen über sein steiniges Weltleben leicht hinweg trug, schreibt, nachdem Jacobi Freundschaft mit ihm geschlossen, an Diesen folgende kurze, aber schöne Worte: „Am letzten Jänner lag mir immer im Sinne εὕρηκα, εὕρηκα. Unter Tausenden habe ich einen Menschen gefunden, einen Jüngling, der sich nicht schämt, ein Christ zu sein."

Wie wenig man sich aber um Religion bekümmert, davon belehren uns die kräftigen Worte eines Franzosen:

„Sans exagérer les conséquences de la perversité morale où la société est aujourd'hui tombée, on peut voir au moins comme un sujet éternel de douleur et comme une grande cause d'alarmes, l'ignorance absolue de la religion, non seulement dans le peuple grossier, mais encore dans les classes les plus distinguées. Nous voyons une grande multitude d'esprits cultivés, d'hommes qui approfondissent les sciences humaines, ou qui ont la prétention de n'y point rester étrangers. Mais la religion reste inconnue. On en transmet encore quelques notions à l'enfance, mais ces notions se perdent au milieu du bruit des passions, et l'âge mûr ne croit pas digne de sa haute raison de méditer, et d'approfondoir les vérités que Dieu a révélées à la société. Demandez à ce savant, a ce publiciste, à cet homme d'état peut-être, quelles sont les croyances fondamentales du chrétien: il n'en sait rien. Il sait que le Monde croit un Dieu: le nom de Jésu-Christ ne lui est pas tout à-fait étranger; il voit bien qu'on l'adore encore dans ses temples, et qu'il y a une société permanente chargée de conserver le dépôt de ses divines révélations: mais il ignore à-la-fois ces révélations et les lois de la société qui les conserve. Il ne sait ni sur quoi se fonde l'autorité de l'église, ni ses premières traditions, ni ses usages les plus sacrés. Il ne sait pas ce que c'est qu'un mystère, et à ce nom il s'imagine tout au plus quelque grande monstruosité pour la raison. Il ne sait pas l'histoire du Christianisme, son origine, ses progrès, sa perpétuité. Tous ces mots lui sont obscurs et comme voiles de nuages. Mais du moins cette ignorance l'empêchera de parler des choses qui lui sont si mystérieuses: il sera assez prudent pour s'abstenir de jugement en de matières si inconnues. Qui l'osera penser? quoi! un philosophe avouera qu'il ne sait pas quelque chose! quel grand scandale ce serait pour sa raison! un philosophe parlera de tout, décidera de tout, niera tout, et même sans le connaître."

Nach diesen Männern will ich noch den Mund eines Mannes sprechen lassen, der gewiß nicht im Verdachte übertriebenen Glaubens steht, der im Gegentheile in seinen jüngeren Jahren nicht Anstand nahm, obwohl er der Sohn eines Pastors war, seinen Witz und Humor selbst an ehrwürdigen Dingen zu üben. Dieser Mann ist Jean Paul, Deutschlands größter Humorist, in welchem nach Herder's Worten, nebst seinem eigenen, Swift's, Fielding's und Sterne's Geist mit einander ihre Wirthschaft treiben; dieser ist es, der uns Dinge sagt, die vielleicht keiner meiner Leser von ihm erwartet hätte, und die wir gewissenhaft beherzigen müssen: „Das protestantische Kind halte das katholische Heiligenbild am Wege für so ehrwürdig, wie einen alten Eichenhain seiner Voreltern. — Die ganze Woche lenkt von der Kirche ab und nur ein Tag ihr zu. Selbst ein böser Geist, der auf die Erde käme und ihr nur Böses wünschte und die Menschen in der Kirche fände, müßte — wenn er sie von dem Alltagtreiben, von allem Körperlichen und Eigennützigen so abgetrennt erblickte und mit den Wünschen und Sehnungen nach etwas andern, als sie bisher getrieben haben, eben gerade weil sechs Tage den siebenten nicht aufheben konnten, so etwas glauben von menschlicher Anhänglichkeit an Gott, und Höchstes mitten im Niedrigsten der Welt. Allerdings könnten jetzt die bekehrten Wilden uns selber wieder Heidenbekehrer zuschicken. Diderot verlangt einen leeren Stuhl zum Essen hingestellt, um die Kinder an den unsichtbaren Gott zu erinnern. — In Frankreich enthüllte die Revolution die grimmige Gestalt eines irreligiösen Pöbels. Napoleon sucht daher neben der Springfeder der Ehre, noch die der Religion zu stählen und zu spannen; von den Nachkommen kann er vielleicht das Uebertreffen der Väter erwarten. — Die Religion ist keine Kirchenparade des Staates, sondern sie ist das Herz selber und soll also, angehörig der Unsterblichkeit, höchstens gegen das Irdische siegen, nicht für dasselbe; der Himmel kann nicht der Lakai der Erde werden, oder ein Sacrarium oder Sanctuarium sich zu einer Garküche des Staates ausbauen. — Noch regiert allerdings mehr Glaube (?) als Unglaube die

Erde; — aber die Jahrhunderte, die schon so viel davon untergruben, höhlen ja fort, wenn wir nicht unterbauen. — Allein womit? — der Religion sinkt der Geistliche nach; aber eben so gewiß sie ihm; — dem Volke besonders ist der Priester die personificirte Religion, und wenn an ihm auf der Kanzel (wie Malebranche sagte) Alles zum Beweise wird, sogar seine Aermel, so behalte er diese doch an; denn Aermel, welche erbauen, sind besser, als Zöpfe an Zopfpredigern, die ärgern; (er schrieb dies vor vierzig Jahren;) daher behauptet vielleicht der Mönch durch das Einhergehen in unveränderter Kleidung seinen Nimbus besser. — Auch wird das nicht schaden, wenn hinter dem Kaiser Ferdinand II., welcher vor jedem Geistlichen den Hut abzog, jetzt Personen vom Stande kommen, welche wenigstens an den ihrigen greifen. — Mögen uns religiöse Mütter religiöse Kinder geben. Wie manchem stürmischen Geiste gab seine Mutter das kindliche Echo der Religion auf die ganze wilde Jägerschaft seines Lebens mit. — Mißlich ist allerdings die Zeit und hellkalt für die Religion; in den Himmel der Religion wird Europa wahrscheinlich erst durch ein noch heftigeres Fegfeuer, als das jetzige ist, aufgetrieben und sublimirt; nur aus Brand und Asche wieder ersteht der Phönix."

Und ist das, was Friedrich Richter schrieb, nicht mehr als zur Hälfte in den letzten Jahren eingetreten? Hieher paßt eine Stelle noch von Müller: „Daß die Prediger selten werden, ist kein Unglück; auch die Predigten sollten es werden, das wird sie wieder zu Werth bringen. Die Professoren vermöchten viel; muß man aber nicht leider über sie die erste Klage führen? — Wie wenig Sinn haben die Gelehrtesten für die Bedürfnisse der Zeit. Dabei die Verwilderung, der Ungehorsam, die Auflösung aller Bande. — Ich kenne keinen größeren, befriedigenderen Stand, als den geistlichen; mehrmals, glaube es, wollte ich selbst wieder darein getreten sein. — Mit dem hat's nichts zu sagen, was etwa die Weltlichen spotten; der sich fühlt, würdig seines Amtes lebt, Demosthenes Waffen hat, und mit ihnen das Volk bewegt —

ich möchte den sehen, welcher diesen verachtet, diesen, den nicht der Herr Decanus ordinirt, sondern der Geist Gottes, gerüstet aus der Höhe, der Lehrer eines Volkes zu sein! Gott thue mir dies und das, Bruder, wenn ich's nicht sein möchte jetzt! nicht möchte hinwerfen die Projecte der Könige, zu lehren meinen Gott. Bleibt N. Geistlicher, so bringe er den Stand wieder empor, welcher so gesunken, daß er Niemand Lustre gibt, wohl aber dessen bedarf." — Müller sah recht gut ein, von welchem Stande allein noch Rettung zu erwarten sei. Er war nicht bestochen, kein heimlicher Jesuit, wie man in der aufgeklärten Welt zu sagen pflegt — — er war nur — ein Denker.

Der Leser möge noch so viele Aufmerksamkeit schenken, bis wir ihm die Worte des ästhetisch gebildeten Philologen und Bewunderers der Griechen, Ferdinand Delbrück, vorgelegt haben, in welchen Worten Alles das in Kürze gegeben ist, was wir bisher besprochen haben.

„Da ich," spricht er in seinem Socrates, „von Jugend auf gewohnt war, den platonischen Staat als den Gipfel griechischer Kunst und Weisheit anzusehen, so suchte ich darin wohnhaft zu werden. Oft überschaute ich von seiner Höhe herab das Griechenleben mit seinen öffentlichen und häuslichen Einrichtungen, mit seinen Künsten des Krieges und des Friedens, mit seinen Göttern und Tempeln, seinen Spielen und Festen, seinen Helden und Rednern, seinen Denkern und Dichtern. Nichts sprach aus dem Allen mich stärker an, als eine seltsame Mischung von Niedrigkeit und Größe, von Wahrheit und Irrthum, von Weisheit und Thorheit, von Tugend und Laster, von Anmaßung und Schwäche. Ueberall fand ich bestätigt, was geschrieben steht: Perdam sapientiam sapientum, et prudentiam prudentum reprobabo. Weit entfernt aber, daß mich dies hätte kleinmüthig machen sollen, bestärkte es mich vielmehr in der Ueberzeugung, daß, um in den wichtigsten Dingen die Besten von uns vor dem gröbsten Trug zu sichern, der Beistand eines Gottes vonnöthen ist, daß dieser Gott in dem Gekreuzigten erschienen ist." — Sein Freund: „Der Kleinmuth, der dich ergriffen

hat, ist eine gerechte Strafe dafür, daß du Trost suchtest, wo er nicht zu finden ist. Nicht Socrates, Platon und Xenophon — nein! der Anfänger und Vollender unseres Glaubens ist es, seine Propheten und Apostel mit ihren erwählten Jüngern sind es, die das Herz, wenn es zagt, fest machen können."

Ein unerfreulicher Anblick ist es daher, wie die Katholiken in echt orientalischer Weise vor der pantheistischen Gelehrsamkeit immer noch sich beugen und krümmen! — Wollen wir nie mündig werden? Haben wir uns des Selbstdenkens und Selbstforschens ganz begeben? Wegweiser zu einem frischeren, regeren kirchlichen Leben würden uns die Väter werden, wenn wir uns nur die Mühe geben möchten, sie kennen zu lernen und ihre Weise, nach Außen zu wirken, zu befolgen. Zur Zeit des Gregor von Nazianz hatten die Katholiken in Constantinopel nur noch eine Capelle. Sein Eifer im Predigtamte brachte es dahin, daß die Arianer in Kürze verstummten und immer seltener waren. Die Lehre des Arius herrscht auch jetzt, nur unter anderem Namen.

Nach Plutarch und Plato beteten die Spartiaten, trotz der Strenge dorischer Sinnesart: „Die Götter möchten ihnen das Schöne zu dem Guten verleihen." Wir kehren es um, und sagen: „Man gebe uns zum Schönen auch noch das Gute. Man lasse uns die Classiker und gebe uns die Kirchenväter." Nur mit diesen können wir, nach Jean Paul's Ausdruck, noch unterbauen.

Schlußwort.

Ich habe diese Schrift in der redlichsten Absicht verfaßt; ein moralischer Drang in der Brust dictirte sie mir. Wenige wohl werden mit mir gleichgesinnt sein; aber diese Wenigen sind es ja, die ich mir zu Freunden wünsche; unsere Seelen verstehen sich. Schön singt der oft genannte Jesuit Balde in Beziehung des Beifalls:

Adversus Criticorum judicia.

Omnibus semper placuisse, res est
Plena Fortunae: placuisse paucis,
Plena virtutis: placuisse nulli,
Plena doloris.

Si quid extremi tamen eligendi
Optio detur, medio relicto:
Praeferam nulli placuisse, quam,
Germanice, cunctis. 15.

Das so eben Gesagte soll aber nicht dahin gedeutet werden, als ob mir an dem Beifall Vieler nichts läge; mir liegt recht viel daran; schon um der Väter willen, die ich ja mit dieser Schrift dem Publicum empfehlen will; sollte ich so glücklich sein, diesen würdigen Männern einen besseren Empfang in der Welt bereitet zu haben, so halte ich es für ein monumentum aere perennius.

Die schönen Worte des Lactantius sind Trost und Aufmunterung zugleich: „Fortasse mireris, quod tantum facinus audeam? Patiemurne igitur extingui aut opprimi veritatem? Ego vero libentius vel sub hoc onere defecerim. — Cur desperemus, veritatem ipsam contra fallacem captiosamque facundiam, sua propria vi et claritate valituram? Illi quidem sese patronos veritatis profiteri solent: sed quis potest eam rem defendere, quam non didicit? — Quod si vita est optanda sapienti, profecto nullam aliam ob causam vivere optaverim, quam ut aliquid efficiam, quod vita dignum sit, et quod utilitatem legentibus, et si non ad eloquentiam, quia tenuis in nobis facundiae rivus est ad vivendum tamen adferat: quod est maxime necessarium. Quo perfecto satis me vixisse arbitrabor, et officium hominis implesse, si labor meus aliquos homines ab erroribus liberatos, ad iter coeleste direxerit."

So viel aber erlaube ich mir beizufügen, daß um des bloßen Beifalls willen eine Schrift, wie diese ist, schon von vorn herein nicht verfaßt werden konnte, da es leicht abzusehen war, daß sie Vielen ein Stein des Anstoßes werden dürfte. Ich wußte aber, daß

die Wissenschaft von unerbittlicher Strenge sei; daß, wer in ihr Heiligthum eingetreten und in ihr das Wort nimmt, sich von allen Rücksichten und Vorurtheilen reinigen muß; er muß werden wie ein Kind, und Alles bei seinem eigensten Namen zu nennen sich nicht scheuen; er muß nichts, als nur die Wahrheit vor Augen haben. Schön sagt ein schon vergessener Schriftsteller: „Wer in seinen Werken unmittelbar der Welt gefällt und allgemein gelobt wird, der hat eine große Einseitigkeit der Menschen darin ausgedrückt. Die Menschen des Augenblickes können nicht ertragen, was nach der Fülle der göttlichen Armuth strebt; sie laufen dem nach, was sie Reichthum nennen, der Vielheit nämlich von Dingen einer einseitigen Art. Und so mußt du ihnen schmeicheln durch die Vielheit von Einseitigkeiten ihrer Art, oder imponiren, durch die Vielheit von Einseitigkeiten ihnen entgegengesetzter Art, wenn du Acclamation begehrst.“ — Nicht dadurch, daß, wie die gelehrten Pedanten unserer Zeit meinen, recht viele zum Schweigen gebracht werden, sondern dadurch, daß recht viele zum Worte kommen, wird dem Göttlichen in Wissenschaft und Kunst gedient. „Hier gilt es nicht,“ so lesen wir in einem Hirtenbriefe Sr. Eminenz des Cardinals Fürst-Erzbischofs zu Prag, „Friede, Friede! zu rufen. Da ist kein Friede, wo am Ende der katholische Sinn und die Achtung vor Gesetz und Ordnung schwinden.“

Es ist nicht immer gut, bescheiden zu schweigen; das ist den Feinden der Kirche eben recht; denn das wollen sie; wir haben es gesehen, wie weit es kam, daß man den hohlen Schreiern nicht zu widersprechen wagte; auch in der Literatur gibt es solche, und gegen sie ist eine Schilderhebung sogar Gewissenssache, Pflicht. Daß aber keine donquixotischen Excursionen gegen bloße Windmühlen in dieser Schrift unternommen wurden, wird der tiefer Sehende wohl leicht erkennen. Dadurch, daß man für Kirche und Religion spricht, verfolgt man noch keine Sonderinteressen; wer für die Kirche spricht, spricht eben dadurch schon für den Staat und dessen wahres Heil.

Der Staat halte die Kirche immer für seine größte Freundin;

selbst auch dann, wenn sie wegen ihres düsteren Blickes ihm eine Feindin zu sein schiene. Die Hierarchie hielt das Mittelalter zusammen; im Mittelalter floh der Bedrängte zu Gräbern und Heiligen und die Kirche veranstaltete Stillstand. Auch in unserer Zeit ist nur die Kirche im Stande, wenn sie im Ernste das ihr seit Jahrtausenden zukommende Amt sich angelegen sein läßt, die tobenden Elemente der moralischen Welt durch den milden Strahl ihres Antlitzes wieder zu beruhigen, zu versöhnen. Daß die Kirche es im Stande sei, lesen wir im Müller: „Quant aux diverses formes du Christianisme, j'ai souvent déploré qu'il y en eût. J'ai toujours eu en très grand vénération la religion et l'église Catholique, à cause de son antiquité, de son étendue et de la multitude des moyens, qu'elle a, pour rendre l'homme plus obéissant aux lois divines et humaines. Dans un tems, ou l'on parlait beaucoup de grands changemens a opérer dans sa hierarchie, j'en ai pris la défense." — Wirken Kirche und Staat mit vereinten Kräften, dann erreichen wir jene Güter, deren das menschliche Leben hiernieden fähig ist. Haben die Menschen weniger blendenden Witz als gesunden Verstand; sind die Landleute altgläubig und rechtliebend; ist der Bürger bieder und einfach; ist der Priester voll von Gott, begeistert für Religion und leer von irdischem Streben und Trachten; sucht der Adel in der Größe der Aufopferung seinen Vorzug; geizen die Beamten nach dem Bewußtsein verdienstvoller Arbeit und sind sie ihren Kindern ein rühmliches Beispiel; sind die Jünglinge nicht viehisch dem Augenblick ergeben und lassen sie sich nicht weibisch von jedem Eindruck vernichten; ehren sie die grauen Eltern und leben mit Ergebung für Fürst und Vaterland; — o, dann sind sie ja schon da die schönen Zeiten, die wir uns immer wünschen; aber sie kommen nicht, wenn wir, die Fesseln der Sinnlichkeit schleppend, in unserer moralischen Lethargie fortschlummern!

Anhang.

Freie Uebersetzung einiger Stellen aus fremden Sprachen.

1. Was sind Dir leere Namen? Sie sind nicht Du.
Mit Dir zufrieden, achte des Volkes Wahn,
Sein blindes Urtheil, seinen Taumel,
Wie das Gebrause der Wasserwogen.

Durch feine Beugung kannst Du dem Lästerer
Nicht stets entweichen; mächtiger wirkt auf ihn
Ein Gegenstoß. Fahr' also fort Du,
Tapfer zu handeln und zu mißfallen.

2. Der Mensch muß als ein Schulmeister zur Welt kommen. Er muß mehr oder weniger sein, als ein Mensch, sagt Le Sage in seinem Baccalaureus von Salamanca, um seine Geduld zu behaupten.

3. Descartes, der es gewagt hat, das Joch aller Autorität abzuschütteln, um nur seinen Ideen zu folgen, soll gerade für uns keine Autorität sein. Wenn ich schon einen Philosophen in Bezug des Ansehens Glauben schenken sollte, so wären es Plato und Aristoteles, welche durch so viele Jahrhunderte im Besitze des Entscheidungsrechtes waren Selbst dem heiligen Augustin würde ich in Beziehung rein philosophischer Gegenstände mehr Glauben schenken, als dem Descartes; denn außerdem, daß er es viel besser verstanden hat, die Philosophie mit der Religion in Einklang zu bringen, findet man in diesem Vater einen viel größeren Aufschwung des Geistes in Betreff metaphysischer Wahrheiten, obgleich er sie nur gelegenheitlich und außer dem Zusammenhange berührt. Wenn ein tüchtiger Gelehrter aus den Büchern des heiligen Augustin alle erhabenen Wahrheiten, welche er gleichsam zufällig hie und da ausstreute, sammelte, ein solcher Auszug, mit Auswahl veranstaltet, würde die Meditationen des Descartes weit übertreffen, obgleich diese Meditationen das Höchste sind, was uns das Genie des Descartes geben konnte.

4. Bossuet bildete sich nach Homer. Er fühlte frühzeitig das, was wir eine natürliche Sympathie für die Schönheiten des Homer nennen möchten; diese Schönheiten entlockten die verwandten aus dem Geiste Bossuet's; in seinem späteren Alter rief er sich oft die Freuden und Erinnerungen an seine Jugend dadurch zurück, daß er eine Stelle aus diesem Dichter sich vordeclamirte, der immer fest in seinem Gedächtnisse blieb, in diesem Meere, über welches so viele Ideen und wissenschaftliche Fragen hinfuhren, seitdem er die Lectüre der Iliade aufgegeben.

5. Von wissenschaftlicher Seite betrachtet, bildete sich Fenelon mehr nach Virgil, als nach Homer. — Fenelon sieht das Alterthum, wie Virgil, nur noch durch ein erleuchtetes und aufgeklärtes Jahrhundert. — Er hat in seinem Vortrage viel von dem mantuanischen Schwane.

6. Was die Deisten betrifft, so sagen Sie, sie haben Bücher geschrieben; die Atheisten theilen sich nur mündlich mit. — Müssen wir deshalb an den Atheisten vorübergehen? gegen das Urtheil und den Willen meines Wohlthäters, der ihnen, als den größten Feinden des Christenthums, den ersten Platz gab? Der Atheismus ist gerade desto schlechter, da er nicht in Büchern vergraben ist, sondern im praktischen Leben Wurzel gefaßt hat; Gast-, Kaffeehäuser, die Westmünster-Halle und die Kirchen sind voll von ihm. Es muß daher eine Rede gehalten werden gegen die schlechten Sitten, und nicht gegen die schlechten Bücher.

7. Ich habe jetzt ein herrliches Fragment über die Wochen Daniel's von Eusebius in den Händen; es ist aus der Wiener Bibliothek.

8. Das neue Testament hat ein hartes Schicksal erlebt seit der Erfindung der Buchdruckerkunst; keinem heidnischen Auctor ging es so schlecht.

9. Du befiehlst mir harte Dinge!
Du verlangest, daß ich singe,
Singe dir ein schönes Liedlein,
Weit verbannt in fernen Landen,
Weit vom Meere,
O, befiehl mir nicht, zu singen!

Weinen sollt' ich heiße Thränen!
Wie ein Knäblein sollt' ich stöhnen!
Weinen kann ich; nur kein Liedlein!
Hege nicht doch solch Verlangen.
O gewähre,
O, befiehl mir nicht, zu singen.

10. Es ist Caviar für ihn (d. h. unverständlich).

11. Düstere Wollust, gemeinen Seelen unbekannt.

12. Hört dies — geht hin und studiret!

13. Stumm und still, ein frommes Gebet nur murmelnd zwischen den Lippen.

14. Freidenker sind gewöhnlich solche, die überhaupt gar nicht denken.

15. Allen immer gefallen ist ein Glücksspiel.
Wenigen gefallen ein Werk der Tugend,
Wenn's die Besseren sind. Gefallen Niemand
Schmerzet und kränket.

Soll ich wählen? Ich wählte gern die Mitte,
Wenigen gefallen und nur den Besten.
Aber unter Beiden, ob Allen oder
Keinem? — O Keinem!

Inhalts-Verzeichniß.

Gedruckt bei J. P. Sollinger's Witwe.

Ferner:

Katholische Religionslehre.

Von

Dr. Anton Wappler,

Religionslehrer an der Landstraßer k. k. Ober-Realschule in Wien.

Erster Band: Glaubenslehre.

1853. Preis 1 fl. 12 kr. C. M.

Der Verfasser hat sich die Aufgabe gestellt, die katholische Religionslehre im wissenschaftlichen Zusammenhange mit steter apologetischer Berücksichtigung aller antichristlichen und antikatholischen Anschauungen darzustellen, und es ist ihm in vorliegendem ersten Bande, welcher die katholische Glaubenslehre enthält, im hohen Grade gelungen. Die gründliche Darstellung ruht auf positivem Boden und ist von **lebendiger kirchlicher Gesinnung durchdrungen**, die **Sprache ist klar, bündig und allgemein verständlich**, so **daß vorliegendes Buch besonders als Leitfaden für den Religionsunterricht an höheren Gymnasial- und Realschulen**, so wie auch für gebildete Laien sich eignet, welche das Bedürfniß einer tieferen Belehrung empfinden. Der 2. Band: **Sittenlehre**, ist unter der Presse, und wird im Herbste dieses Jahres erscheinen.

Der Geist des katholischen Cultus.

Eine Darstellung der kirchlichen Personen, Orte, Geräthe, Handlungen und Zeiten in ihrem Bezuge auf die katholische Lehre.

Von

Mathias Terklau,

Weltpriester der Wiener-Erzdiöcese und Pfarrer in Städteldorf am Wagram.

Vierte verbesserte Auflage.

1853. Preis 40 kr. C. M.

Der schnelle Absatz **drei bedeutender Auflagen dieses im echt kirchlichen Sinne** gehaltenen Buches liefert den schlagendsten Beweis seiner Vortrefflichkeit und allgemeinen Brauchbarkeit. — In vielen Schulen der **österreichischen Monarchie und des katholischen Auslandes, ja selbst in Belgien** rc. rc. hat das Buch Anerkennung und Einführung gefunden. — Aber nicht allein für die die Jugend, auch für Erwachsene bildet es ein höchst werthvolles **Belehrungsbuch über die hochwichtige Bedeutung aller Ceremonien und Gebräuche** unserer heiligen Kirche.

In Kurzem verläßt die Presse:

Geschichte der Kirche Jesu Christi

für höhere Lehranstalten.

Bearbeitet von

Johann Engel,

Weltpriester und Religionslehrer an der k. k. Ober-Realschule am Schottenfeld in Wien.

(circa 20 Druckbogen.)

Druck von J. P. Sollinger's Witwe.

Auer, Johann Evangelist,

Die Kirchenväter als nothwendige und zeitgemäße Lectüre in den Gymnasien vom wissenschaftlichen und ästhetischen Standpuncte aus dargestellt

Wien 1853